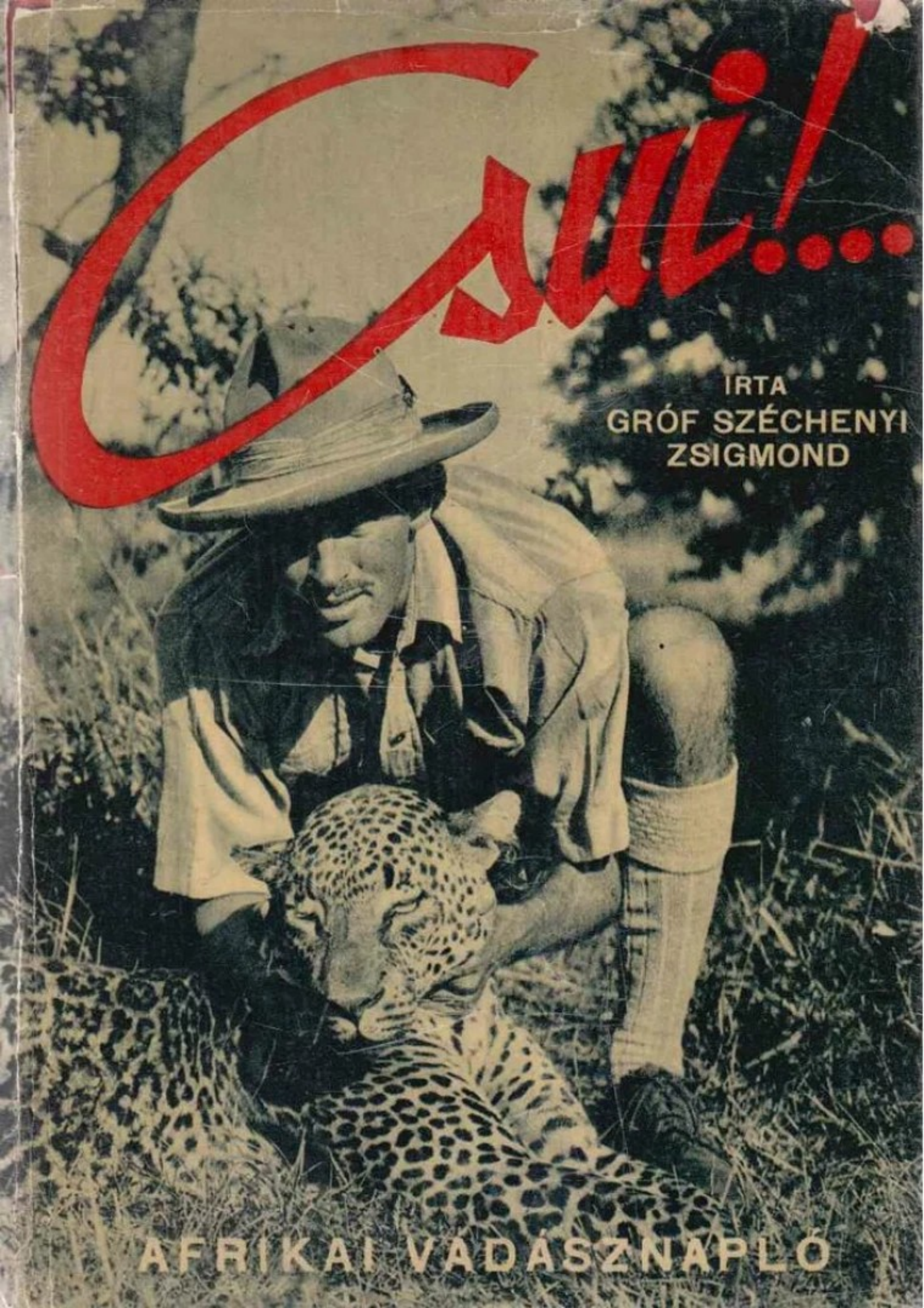
Csui!...

IRTA
GRÓF SZÉCHENYI
ZSIGMOND



AFRIKAI VADÁSZNAPLÓ

Széchenyi, Zsigmond

Csui - Afrikanisches Jagdtagebuch 1928 1930

VORWORT

Wir kennen zwei Arten von „Afrikajägern“. Zwei ungleiche Gruppen, da die eine in überlegener Mehrheit der verschwindend kleinen Minderheit der anderen gegenübersteht. Die Mitglieder dieser Minderheit sind ausnahmslos ausgezeichnete, hervorragende Menschen, seltene Ausnahmen, die die größte Anerkennung verdienen.

Sie sind diejenigen, die – keine Bücher schreiben.

Bis zum heutigen Tag gehörte auch ich zu ihnen. Bis zum heutigen Tag liebte mich jeder. Man zeigte mit dem Finger auf mich: Siehe da, ein Mensch, der in Afrika gejagt und kein Buch darüber geschrieben hat!

Und jetzt ist es vorbei mit dem Ruhm. Doch es möge zu meiner Entschuldigung dienen, dass ich auch jetzt kein Buch schreibe, sondern nur mein dort, an Ort und Stelle entstandenes Tagebuch der Öffentlichkeit vorlege. Es sind dies meine alltäglichen Aufzeichnungen, die ich abends am Lagerfeuer, oft mit schläfrigem Kopf, zu Papier brachte, damit sie sich in meiner Erinnerung nicht vermengen.

Bitte, lesen Sie sie mit der entsprechenden Nachsicht!

In Budapest, im Monat November 1930

Széchenyi Zsigmond

„...Talabwärts, bergauf

Auf Wildfährte, Wassersturz

Schlägt, haut, jagt es unentwegt...“

(Arany)

Am 21. Okt. 1928, Genua, Hotel Miramare

Ich erwache bei strömendem Regen und pfeifendem Orkan. Mein Fenster öffnet sich zum schmutziggrauen, weißgekräuselten Meer, und das ist jetzt am wenigsten begeisternd. Sogar ausgesprochen unsympathisch für jemanden, der eine dreiwöchige Schiffsreise antritt.

Der Vormittag vergeht mit Einkaufen in dunklen, matschigen Straßen. Nachschub vergessener Kleinigkeiten, Ordnung der Reisepässe und Ausfuhrgenehmigungen, Laufen von einem Amt zum anderen.

Am Nachmittag trifft unser Schiff ein. Ein klägliches kleines Gebilde, von hier aus dem Hotelfenster betrachtet. Auf dem Suezkanal, durch den unser Weg führen wird, dürfen nur Schiffe begrenzter Größe verkehren: so sind die dorthin Bestimmten im Verhältnis zu den übrigen Ozeandampfern relativ klein.

Gegen Abend beruhigt sich der Regen. Ich spazierte zum Hafen hinunter, um den Ort meines nächsten dreiwöchigen Aufenthalts aus der Nähe zu betrachten.

Wahrlich, auch aus der Nähe betrachtet ist dies ein abgenutztes kleines Schiff. Enge Kabinen, ein noch engerer Speisesaal, kaum kann man sich zwischen den nebeneinander gedrängten Tischen hindurchzwängen. Auf dem Deck schlendern einige uninteressant aussehende Passagiere umher. Sie schimpfen auf das Wetter, beklagen sich, dass es sie schon seit drei Tagen quält. Man sieht es ihnen auch an.

Der Name des Schiffes ist U s a m b a r a, Eigentum einer deutschen Gesellschaft. Es kommt aus Hamburg und strebt nach Kapland.

Einschiffen kann man erst morgen.

Am 22. Okt. Genua

Für heute hat sich der Sturm noch bedeutend verstärkt. Unser auf dem Berg gebautes Hotel wird beinahe weggeweht, der Regen strömt, die Aussicht verliert sich in dickem Nebel: das beste Wetter – für jemanden, der nicht reist. Unser Schiff, das trotz seiner zehntausend Tonnen auch gestern nicht groß war, ist bis heute Morgen sichtlich geschrumpft, zu einem kümmerlichen kleinen Donau-Propeller zusammengeschrumpft; es in solchem Unwetter auf die Reise zu schicken, scheint fast Herzlosigkeit zu sein.

Aber ein Schiffskapitän dieser Art hat kein Herz. Für den Nachmittag hat er die Abfahrt festgesetzt.

Punkt drei verlassen wir den kalten, durchnässten Hafen beim Musizieren der kläglichen Schiffskapelle, die das deutsche Abschiedslied M u s s i' d e n n z u m S t ä d t l e h i n a u s mit unübertrefflicher Gleichmut anstimmt.

Beim Verlassen eines jeden Hafens ist dies das übliche Abschiedslied.

Diesmal fehlen zwar die Abschiedwinkenden. Der Regen hat sie vertrieben. Aber die auf dem Deck fröstelnden Musiker fiedeln dennoch ihr Lied zu Ende, obwohl es niemand braucht – nur der Wind reißt die Töne auseinander.

Genua entfernt sich bald im Nebel…

Auf offener See angekommen, bereitete ich mich mit Ergebenheit auf das Unwohlsein vor. Doch vergeblich. Es hat mich einfach getäuscht. Es kam nicht.

Dabei beruhigt sich der Sturm erst am dritten Tag; zwischen den aufreißenden Wolken taucht die Sonne auf, ihr Glanz lockt die bis dahin unsichtbare Gruppe der Passagiere auf das Deck. Nacheinander kommen sie zum Vorschein, mit mitgenommenem Gesicht, unsicheren Schritten.

Das Kennenlernen beginnt, das gegenseitige Abschätzen. Bis zum Abend weiß fast jeder vom anderen, wer er ist, in welcher Angelegenheit er reist. Größtenteils Engländer, vereinzelt finden sich nur einige Deutsche, Schweden, Griechen und Portugiesen. Kaufleute, Kolonialbeamte, Pflanzer, Diamantenschürfer, Elefantenjäger, Glücksritter, fromme Missionare und verdächtige Abenteurer – eine bunte Gesellschaft. Es findet sich für jeden Geschmack etwas Passendes.

Das Schiffsleben vergeht im Zeichen der üblichen Faulenzerei. Lesen, Spazierengehen, Gesellschaftsspiele, zielloses Herumwälzen auf dem Deck. Wir haben auch ein aus Segeltuch gefertigtes Schwimmbad, jederzeit können wir planschen. In Anbetracht dessen jedoch, dass es der ständige Aufenthaltsort der herumtollenden Kinderschar ist – denn auch die gibt es, und zwar in schöner Zahl – habe ich nicht viel Nutzen davon gehabt.

Nach fünftägiger Schifffahrt laufen wir bei sonnigem, warmem Wetter in P o r t S a i d ein.

Wie im Sturm besetzt die traditionelle aufdringliche, kunterbunte Menge unser Schiff: Araber, Inder, Griechen, Mohren; Lärmen von Hausierern, Trägern, Gauklern, Trödlern, Taschendieben.

Dieser überfallartige, schonungslose Ausbruch des Orients betäubt einen förmlich. Nach der einschläfernden Eintönigkeit des Seewegs bricht ohne Übergang ein erschütterndes Chaos von Tönen, Farben, Gerüchen, Eindrücken hervor. Das ruhige Schiff ist, als wäre es zum Irrenhaus geworden.

Nicht zum ersten Mal bin ich hier, dennoch wirkt die Ankunft mit der Kraft der Unerwartetheit auf mich. Im wörtlichen Sinne trifft mich der Orient vor die Brust, fast hilflos stehe ich inmitten der überwältigenden, lärmenden Menschenflut.

Nachdem die Kraft des ersten „Ansturms“ nachgelassen hat, komme ich wieder zu Atem. Die Händler teilen unter großem Gezeter das besetzte Schlachtfeld unter sich auf, jeder stellt auf seinem eigenen Stück seine Waren auf, das Deck wird zum Marktplatz. Das Geschäft beginnt mit Seide, Teppichen, Knochenschnitzereien, Perlenketten, Postbriefmarken, Tabakwaren, orientalischen Früchten, Rosenöl und Sargresten von Pharaonen.

Arabische Zauberer drängen sich zwischen uns; Küken und Hauskaninchen zaubern sie dutzendweise aus den Taschen der Passagiere hervor. Indische Perlenfischer umschwimmen unser Schiff; unermüdlich, stundenlang tauchen sie nach den von den Passagieren hinabgeworfenen Geldstücken. Mit einer Geschicklichkeit, die Fische beschämt, arbeiten sie; das Geld deponieren sie, mangels anderer Geldbörsen, in ihrem Mund. Einigen von ihnen ist das Maul schon bis zum Platzen voll mit Kleingeld – aber sie brüllen nur und tauchen unentwegt weiter. Dass sich auch hier ein Kavalier findet, der statt eines Schillings einen Hosenknopf hinabwirft, genau wie in Budapest in den Klingelbeutel, darüber wundere ich mich nicht. Wir haben vielerlei Passagiere.

Unser Schiff kann nicht am Ufer anlegen, es ankert draußen in der Bucht, Boote befördern uns an das Trockene. Das Meer scheint unbeweglich, unbeweglich steht unser Schiff, dennoch schaukeln dort unten die kleinen Boote, und man muss den Schritt eben berechnen, damit wir vom letzten Grad der heruntergelassenen Strickleiter den Sprung ins Boot nicht verfehlen.

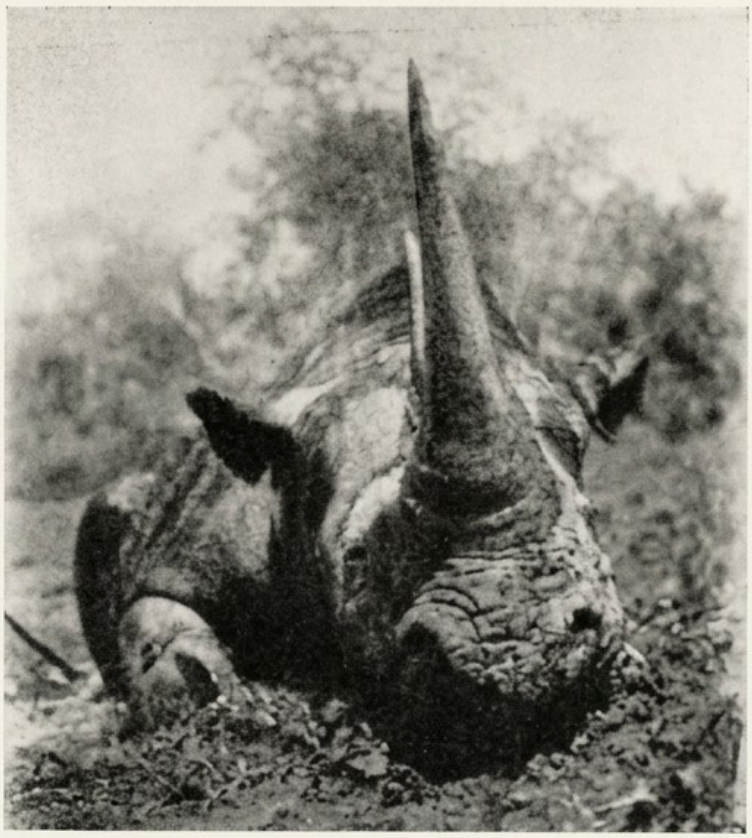
Von hier aus dem kleinen Kahn betrachtet, ist die Seite unseres Schiffes eine endlose, graue Panzerwand. Man sieht weder ihr oberes Ende noch ihr Ende. Erst später, wenn wir schon etliche Würfe weit von ihr weg rudern, nimmt sie Schiffsform an. Starr schwebt es zwischen dem zweierlei Blau des Wassers und des Himmels, gerade wie das Werbebild irgendeiner Schifffahrtsgesellschaft!

Sobald wir aus dem ans Ufer stoßenden Boot herausklettern, stockt uns sogar der Atem, mit solcher Heftigkeit bricht der Krämerpöbel des Hafens über uns herein.

Sie übertreffen jeden Walach-Zigeuner. Ihre unverschämte Gewaltsamkeit reizt den an Land gehenden Fremden bis aufs Blut, der früher oder später erschöpft, wie gehetztes Wild, in die Zuflucht seines Schiffes zurückflieht.

Auch jetzt zanken etwa ein halbes Dutzend schielende, rußgesichtige Händler um mich herum, ich trage sie mit mir, wie an mir klebende Zecken – man muss ein ganzer Kerl sein, der diese abschüttelt! Ihre Hände und Füße, Augen und Mäuler arbeiten, sie zerren, ziehen, verstellen mir den Weg, treten meine Schuhe nieder, während die Polizisten – dabei sind auch jene zahlreich – mit der gleichgültigsten Miene der Welt die Ereignisse betrachten, gerade wie irgendein teilnahmsloser Hirte seine friedlich grasende Herde! Sogar als würde sich Zufriedenheit auf ihren Gesichtern zeigen; ihnen gefällt das herzliche Willkommen, mit dem ihr Volk die fremden Gäste empfängt.

Der fremde Gast aber dringt entschlossen vorwärts; mit starrer Miene, wie ein urchristlicher Märtyrer in der Arena. (Die um ihn zankenden Händler ersetzen die hungrigen Löwen.) Er stellt sich taubstumm. Er übt passiven Widerstand. Dann pfeift er gut gelaunt, als würde nichts um ihn herum geschehen. Doch alles ist vergeblich. Seine Verfolger weichen nicht:



Ötméternyire tőlünk összeesett 250. old.

«60 cm hosszú szarva elsőrendű trófea» 250. old.

- Wenn die Korallenschnur nicht gefällt, vielleicht belieben die Herren den Hosenträger! Oder diese echte Bernsteinspitze, eventuell den zusammenfaltbaren Schuhknöpfer! – Belieben Sie den Knöpfer nicht? Dann ist hier der originale, feingoldene Ohrring von Ramses II.! Oder wenigstens diese sechs Stück unabreißbaren Hosenknöpfe!

Kein einziger Gesichtsmuskel des fremden Gastes zuckt. Unerschütterlich geht er seinen Weg – eine lebende Sphinx! Aber die Bluthunde lassen ihn nicht los:

- Hosenknopf wird auch nicht gebraucht? – Wie sollte er auch! Wie konnte ich, armseliger Händler, nur auf einen so einfältigen Gedanken kommen! Ein so feiner Herr kauft doch keinen Hosenknopf! Aber hier gibt es auch noch anderes! Solches, wie Sie es nirgendwo auf der ganzen Erdkugel gesehen haben!

Er beginnt zu gackern, dann zieht er mit einem plötzlichen Griff zwei neugeborene Küken unter seinem Hemd hervor:

- Siehe da! Ägyptische Ibisse! In diesem Augenblick erblickten sie das Licht der Welt! Was befiehlt Eure Herrschaft, die Ibisse oder die Kaffeemühle? Der Preis ist derselbe!

Keuchend deklamieren sie um mich herum. Sie greifen in meinen Rock hinein, aber nicht einmal darauf reagiere ich, damit ich mich nicht auf Verhandlungen einlassen muss. Manchmal beißen sie sich gegenseitig von meiner Seite weg; wenn zwei von ihnen sich über mich zerstreiten, bleiben sie im Getümmel stehen, um sich zu prügeln, sie bleiben hinter meinen Fersen zurück. Und sobald einer von ihnen spürt, dass er allein geblieben ist, dass die übrigen Kläffer von seiner Seite abgerissen sind, beginnt er ein geheimnisvolles Flüstern, blinzelt schlau und sich an mein Ohr lehnend, spielt er seine letzte Trumpfkarte aus:

- Diskrete Aufnahmen! Die wahre arabische Liebe in zwölf Bildern! Ein ausgezeichneter Sorgenbrecher auf dem Deck!

Dies ist die „Elite-Ware“. Die pornografischen Postkarten. Wenn man schon nichts mehr loswerden kann, kommen diese zum Vorschein. Das ist das „atout as“!

In vielerlei Sprachen rattert er die Geschehnisse auf dem Bild herunter, er hofft immer noch, der arme Kerl, dass er am Ende vielleicht doch noch meine Muttersprache errät.

Aber ich erreiche die Hoteltür, draußen bleiben die Blutegel hängen, ich bin gerettet!

Noch am selben Abend lichten wir den Anker und biegen bei Sonnenuntergang in den Suezkanal ein. Am nächsten Morgengrauen stehen wir bereits in Suez, am südlichen Ende des Kanals. Die eingeborenen Händler reihen sich auf Seglern mit langen Masten um unser Schiff auf. Sie klettern auf die oberste Spitze ihres dünnen, biegsamen Mastbaumes, dort baumeln sie den ganzen Tag – ihre Ware preisend.

Die Bucht ist voll von Haien. Hier zeigen sich die Geldtaucher wahrlich nicht! Unsere Matrosen werfen einen riesigen Eisenhaken aus, es gelingt auch, einen Hai zu fangen und auf das Deck hinaufziehen zu lassen. Kein großer Hai. Die Experten behaupten es zumindest.

In der Abenddämmerung verlassen wir Suez in einer wunderschönen, typisch ägyptischen Beleuchtung. Von rechts dunkelviolette Berge, auf deren Gipfel die hinter sie sinkende Sonnenscheibe eine Purpurspitze zaubert. Von links das schwefelgelbe Sandufer der S i n a i -Halbinsel, darüber ein Himmel von makelloser Bläue. Ein opalfarbener, unbeweglicher Spiegel ist das Meer; verstreut sind darauf einige orangefarben-besegelte „Dahabia“ (arabische Fischerkähne) zu sehen. Als wären es große gelbe Schmetterlinge, die zu Wasser gegangen sind. Gedehnt ist von ihnen das schwermütige Lied der eingeborenen Fischer zu hören.

Das Rote Meer befahren wir nunmehr. In der Nacht ziehe ich auf das Deck um; in den Kabinen ist die Hitze schon unerträglich.

Die folgenden paar Tage – das ganze Rote Meer entlang – sind peinvoll! Weder ruhen noch essen kann man vor Hitze, und was am unangenehmsten ist, auch nachts gibt es keine Abkühlung. Wir keuchen in der dörrenden, bleiernen Luft, kurzum – was soll ich es weiter ausschmücken – es ist heiß.

Das Meer ist ruhig, ganz unwahrscheinlich blau, und voll von wunderbaren Tieren. Winzige, silberfarbene fliegende Fische blitzen massenhaft um das Schiff auf und nach 29-30 Metern Flug ...sie fallen zurück in die Wogen. Tellergroße, blaue, grüne und orangefarbene Medusen schweben unter der Wasseroberfläche, wie lauter einsame, staunende Augen; sie sind gallertartig und furchterregend.

Glänzende, fette Delphine tauchen hier und dort auf. Haie folgen dem Schiff; manchmal lassen sie ihre scharfe schwarze Rückenflosse aufblitzen.

Vier Tage lang dauert die erstickende Hitze. Währenddessen verabscheuen wir das Rote Meer gründlich. Erst am Morgengrauen des fünften Tages kommen wir durch die Meerenge von Bab el-Mandeb heraus und legen bald im arabischen Aden an.

Wir ankern draußen, etwa zwei Flintenschüsse weit vom Ufer entfernt. Da wir hier bis zum Abend festsitzen müssen, lassen wir uns mit dem Boot an Land bringen. Dies ist wegen des erneut sehr starken Wellengangs recht mühselig. Wir sind klatschnass, bis wir das Ufer erreichen.

Die Stadt macht einen indischen Eindruck; insofern, als wir mehr Inder sehen als Araber; indisches Geld und indische Briefmarken sind im Umlauf.

Wir schauen uns in dem öden, schmutzigen Städtchen um, dem jegliche noch so geringe Vegetation und Blumen fehlen. Wir besichtigen die Hauptsehenswürdigkeit, die antiken Wasserspeicher von überraschendem Ausmaß. In einem steilen Berghang sind dies riesige, in Fels gehauene Becken; sie dienen zum Auffangen des Regenwassers.

Sengende Sonne, blendend gelber Sand, gelbe Felsen, eine unerträgliche Fliegenmasse; dazu einige schläfrige Hindus, einige schläfrige Kamele und einige schläfrige Aasgeier. Das ist Aden. Daran kann es jeder erkennen.

Gegen Abend lichten wir den Anker und machen uns auf den Weg nach Süden.

Wir werden nicht müde zu danken: „Na endlich – dass wir nur aus dem Roten Meer heraus sind“. Jeder wiederholt das, es klingt schon fast einfältig. Die Hitze hat sich offensichtlich auch auf die Gehirne gelegt.

Das Wetter ist von nun an ebenfalls sehr warm, aber nicht unangenehm.

Nachdem wir den Golf von Aden verlassen haben, umrunden wir den östlichsten Punkt Afrikas, das Kap Guardafui, und biegen in den Indischen Ozean ein, wobei wir entlang Somaliland in Richtung Äquator fahren.

Schon seit gestern sind die verschiedensten Wettbewerbe in vollem Gange, für jeden wurden Preise in Port Said gekauft. Wettlauf, Sprungwettbewerb, Tenniswettbewerb, Schachwettbewerb, Bridge-Wettbewerb. Wir sind alle zu Meisterschaftsanwärtern geworden, das Schiff ist ein olympisches Stadion. Am Ende schließt dann der mit der üblichen „Äquator-Taufe“ verbundene Maskenball die „Freudenwoche“ ab.

Die „Äquator-Taufe“, der sich bekanntlich jeder unterziehen muss, der zum ersten Mal hierherkommt, vollzog sich diesmal nicht auf die übliche Weise. Das heißt, man kippte die

Betreffenden nicht mitsamt dem Stuhl rücklings in den Pool, sondern wählte mit Rücksicht auf die Abendkleider (entgegen der Gewohnheit wurde sie abends abgehalten) eine schonendere Art. Jeder einzelne Kandidat wurde auf das Podium gerufen, wo ein hässlicher großer Neptun thronte, der das vor ihn geführte Opfer so taufte, dass er ihm nach zweifelhaft duftendes, parfümiertes Wasser ins Gesicht sprühte. Jeder Neugetaufte erhielt eine verzierte Urkunde, auf der Neptun mit eigenhändiger Unterschrift bestätigt, dass der Genannte, hiermit vom Schmutz der nördlichen Halbkugel gereinigt, rechtmäßig auf die südliche Halbkugel übertreten darf. Neben dem alten Neptun druckste eine ziemlich furchterregend aussehende Königin herum, und Meerjungfrauen unbestimmten Alters in grünen Kleidchen umschwebten die Eingeweihten.

Es war eine rührende Feierlichkeit.

Danach ein bis zum Morgengrauen dauernder Ball, den das stark schwankende Schiff etwas erschwerte, da die tanzenden Paare ununterbrochen gegeneinander prallten.

Gr. Károlyi felv. István első bivalya 42. old.

Szerző Grant-gazellával 49. old.

Am 8. Nov.

Wir befinden uns bereits unter dem Äquator. Sogar morgen sollten wir schon ankommen.

Das Packen ist im Gange, was definitiv der unangenehmste Teil einer solch langen Seereise ist. Das Zeug passt wie üblich nicht in die Koffer, der unterwegs gekaufte Plunder muss verschenkt werden. In den Kabinen ist die Hitze schrecklich, und auf den Fluren versperren Gepäcktürme den Durchgang. Wir arbeiten, die ganze Kabinenreihe bis aufs Hemd ausgezogen, in unserem eigenen Schweiß ertrinkend, wie die Galeerensklaven. Es gibt keinen Platz, keine Luft, die Koffer schließen nicht und – es sind 40 Grad Hitze!

Am nächsten Morgengrauen taucht Kilindini auf, der Hafen von Mombasa, der uralten portugiesischen Festung Ostafrikas.

Wir sehen eine sattgrüne Gegend, Palmenwälder, riesige Baobabbäume, soweit es das kleine runde Kabinenfenster zuzulassen vermag.

Kaum beginne ich mit dem Ankleiden, stehen wir schon in der Reede, und über mir bricht die übliche Anlege-Panik aus! Wozu dieser höllische Lärm, diese rasende Aufregung gut sein soll, dafür konnte ich nie eine Erklärung erhalten.

Wenn es wirklich Eile gäbe, weil das Schiff nur kurze Zeit hält, würde ich es noch verstehen; aber davon ist ja keine Rede, es bleibt bis zum nächsten Tag hier, es ist Zeit für ein sogar zwanzigfaches Ein- und Aussteigen. Und in solchen Momenten wird dennoch jeder wild, jeder schreit, jeder rennt, jeder fragt, niemand antwortet, jeder sucht, niemand findet, Freund kennt Freund nicht mehr, die bisher sanftmütigsten Individuen arten in unangenehme Giftnudeln aus – ein Blinder kann sehen, dass wir in Afrika sind!

Auch an meine Kabine gelangt bald die Erderschütterung. Herzlose Menschen hämmern gegen meine Tür, Matrosen, Träger oder was weiß ich was. Sie lassen wissen, dass wir angekommen sind, fordern Gepäck und Reisepass.

Eilig mache ich mich bereit, aber wahrlich, ich hätte besser daran getan, mich wieder in mein Bett zu legen.

Ärgerlich schwitzen die Passagiere im zum Bersten gefüllten Schiffssalon, wo eine endlose Passkontrolle stattfindet.

Verabschiedung. Immer wieder kehren wir an die Schiffsbar zurück, trinken mit diesem und jenem noch einen Abschiedsschluck. Wir tauschen Visitenkarten aus, notieren uns die Adressen, versprechen, dass wir schreiben werden, dass wir uns irgendwann unbedingt aufsuchen werden, obwohl wir alle wissen, dass wir uns voraussichtlich nie wieder begegnen. Oben im Schiffssalon sind wir alle noch Freunde, die lange gemeinsame Reise hat uns zusammengeschweißt. Aber wenn wir endlich aussteigen können und uns das lärmende Getümmel des Hafens verschlingt, rückt ein Großteil der Schiffsfreunde in die Fremde. Sobald wir wieder Festland unter unseren Füßen spüren, zerfließt das lockere Band der bisherigen gegenseitigen Angewiesenheit...

Wir zerstreuen uns.

Sobald unser Gepäck aus dem Schiffsbauch hervorgekommen war, nahm es das Zollamt in Bearbeitung. Das war dann ein wahres Tohuwabohu. Detailliert könnte ich es gar nicht beschreiben, ein so wirres Bild taumelt noch vor mir.

Zu Atem kam ich eigentlich erst, als ich mich um drei Uhr nachmittags erschöpft auf die Bank eines Abteils der Uganda-Bahn fallen ließ, mit dem beruhigenden Bewusstsein, dass

all meine Sachen da sind. Sie sind hier bei mir im Zug, nun kann ihnen kein Menschenkind mehr etwas anhaben.

Dass während der Zolluntersuchung alle unsere sechs Waffen einzeln ausgepackt, auseinandergenommen und ihre Nummern aufgeschrieben werden mussten; dass sie uns jede einzelne Patronenkiste zwecks Durchzählung aufbrechen ließen; dass wir sämtliche Filmkisten, sämtliche Koffer aufzwängen und bis zum letzten Kragenknopf leeren mussten; dass ich zwischendurch dreimal in das Hauptzollamt rennen musste, für diese und jene und solche Genehmigungen; dass ich schließlich noch zum Schiff zurückrasen, in den Schiffsboden hinunterklettern musste, um meine unter hundertfacher Frachtladung vermischte, fehlende Waffe (die siebte) hervorzuholen und eigenhändig an den Hebekran zu binden; wie viel ich betteln, schimpfen, lügen, schwören, hier bezahlen, dort bezahlen, meine Fußsohlen und mein Nervensystem abnutzen musste – das kann sich derjenige, der das Kilindini Custom House nicht kennt, ohnehin schwerlich vorstellen.

Aber nun, wie ich soeben sagte, haben wir alle Mühsal überstanden, wir sitzen im Zug, der täglich nur einmal verkehrt.

Gegen vier Uhr, nach viel Pfeifen, Hin-und-Her-Rucken und wiederholten vergeblichen Versuchen, fahren wir endlich ab.

Unser Zug ist kein Luxuszug. Ein afrikanischer Zug. Einer der dunkelsten afrikanischen Züge. Ein primitives, klappriges, schmalspuriges Gebilde. Seine rostige, keuchende kleine Lokomotive wird mit Holz geheizt. In der ersten Klasse finden vier Personen in einem Abteil auf je zwei übereinander hängenden Schlafstellen Platz; man kann sich sogar ausstrecken, ja für drei Schilling Sondergebühr werden sogar Kissen verteilt. Das Namensschild jedes Passagiers hängt draußen unter dem Fenster seines Abteils. Der Name wird aus dem Reisepass abgeschrieben. Inkognito-Reisen sind hier unmöglich. Seit wir losgefahren sind, geht es ständig bergauf. Es prustet, keucht, hustet die alte Lokomotive; manchmal bleibt sie mit einem großen Ruck stecken, ohne jeden ersichtlichen Grund, bloß um wieder zu Atem zu kommen.

Während wir aufsteigen, verschönert sich die Gegend zusehends, die Hundstage vergehen; gegen Abend reisen wir bereits in wohltuender, kühler Luft, wie wir sie seit drei Wochen nicht mehr genießen durften.

Die Gegend ist bergig und talreich, frisch grün und blumig. Reißende, schäumende Bäche zeichnen die Richtung der Täler vor. Überall sind Plantagen zu sehen; Bananen, Kaffee, Gummibäume und – was schon weniger romantisch klingt – gewöhnliche Maisfelder.

Es wird dunkel, mit jener für die Tropen so typischen Plötzlichkeit, als würde man eine Lampe ausknipsen. Wir setzen uns in den Speisewagen – zum Kartenspielen. Es geht nicht um Geld. Wer verliert, zahlt den anderen eine „round“ Whisky. Später spielen wir bereits um das Abendessen der anderen.

Noch immer klettern wir aufwärts. Seit es dunkel geworden ist, ist unsere Maschine zu einem furchterregenden Dämon geworden; sie prustete jetzt schon vor Zorn und reißt uns so herum, dass wir uns fast die Zunge abbeißen. Ihr Schornstein speit einen solchen Funkenschweif aus, den jeder Vulkan beneiden könnte.

Kaum hat es getagt, drängen wir uns bereits alle am Fenster. Wie auch nicht, wo wir doch jetzt über die Athi-Plains fahren, über dieses berühmte Wildgebiet, von dem ich schon so viel gelesen und gehört habe, dass ich es wahrlich wie einen alten Bekannten begrüße.

Mit um den Hals gehängten, „schussbereiten“ Ferngläsern starren wir in das neblig-graue Morgengrauen hinaus, sehen aber vorerst nichts anderes, als dass die gestrigen schönen Landschaften verschwunden sind; wir sind in einer trockenen, verkrauteten, hier und da dornbuschigen, offenen Ebene angekommen.

Nicht lange schauen wir vergeblich. Das Licht nimmt zu, das Bahngelände belebt sich. Vorerst erblicken wir nur unsichere, hin- und herhuschende Schattengestalten, wir raten, wir diskutieren, was es sein könnte? Doch dann hebt sich der Nebelvorhang, und es klärt sich das weltberühmte Schauspiel der Tropen auf, die unvergessliche Erinnerung jedes Neuankömmlings. Wie oft habe ich davon gelesen, wie oft mir dieses Erwachen vorgestellt, mich darauf vorbereitet – und jetzt verschlägt es mir dennoch das Wort!

Stundenlang weichen wir nicht vom Fenster – zumindest ich nicht. Ich vergesse mich anzuziehen, zu frühstücken, und als es mir später einfällt, ist es schon zu spät, man gibt nichts mehr.

Die linke Seite der Bahn ist eine riesige Game Reserve (Wildschutzgebiet), wo seit Jahren jede Art von Jagd verboten ist. Das Wild hat davon jedoch kaum Kenntnis, denn es zeigt sich mit ebenso großer Gleichmut auch auf jener Seite der Bahn, obwohl dort die Jagd erlaubt ist.

Es vergeht keine Minute, in der wir nicht irgendein Wild sehen; Zebraherden, Kongonis, Thomson- und Grant-Gazellen, weißbärtige Gnus, Giraffen, Strauße folgen aufeinander. Wenn das eine oder andere gar zu nah an den Schienen steht, kehrt es auf dem Absatz um und galoppiert vor dem Zug davon, so wie es die entlang heimischer Bahnen grasenden Gestüte und Herden zu tun pflegen. Aber die bereits 200–300 Schritte entfernt Seienden heben gerade eben nur den Kopf; ja viele nehmen die mit höllischem Lärm herannahende Maschine nicht einmal so weit wahr, um aufzublicken. Sie grasen ohne jedes Interesse weiter. Dieser alte Zug rüttelt so sehr, dass ich von meinem Fernglas nicht viel Nutzen habe. Aber so weit wie möglich mustere ich das Wild dennoch damit; ich wähle die mit den starken Hörnern aus, ziele auf sie, pirsche sie in Gedanken an und möchte dabei fast aus dem Fenster springen.

Doch nicht nur mich interessiert das, der ganze Zug diskutiert darüber. Die Unkundigen raten, was für ein Tier dies oder jenes sein mag. Sie klären sich gegenseitig auf, wobei nicht einem Gnu unterstellt wird, es sei ein Büffel; ja es findet sich sogar ein solcher „Experte“, der in der Ferne ein Nashorn zu entdecken glaubt und uns alle auf den Korridor hinauslockt. Aber bis wir es sehen, wird auch aus dem Nashorn ein einsamer, grauer Gnu-Bulle!

Nacheinander erreichen wir die aus Büchern und Erzählungen bekannten Stationen: Voi, Tsavo (Petersons berühmtes Buch: The Man-Eaters of Tsavo [Die Menschenfresser von Tsavo]). Simba Station (wo seinerzeit ein Löwe einen englischen Ingenieur aus dem Waggon holte). Athi River, Stony Athi – allesamt so oft gehörte und erwähnte Orte, wo während der letzten zwei bis drei Jahrzehnte mehrere tausend Löwen geschossen wurden. Man sagt, dass Löwen auch oft vom Zugfenster aus zu sehen seien. Wir hatten dazu leider kein Glück.

Gegen Mittag kommen wir in Nairobi an, der Hauptstadt der Provinz Kenia.

Der schöne moderne Bahnhof, breite Straßen, Massen von Autos, die tadellosen Geschäfte, ein gutes Hotel und der Verkehrspolizist enttäuschen etwas. Ich hatte gehofft, schon in der Wildnis zu sein, und siehe da, die Kultur grinst einem wieder entgegen. Es ist nicht leicht, sie loszuwerden. Sie ist aufdringlich.

Angenehme Sommerluft, genau wie bei uns im Mai. Unser Hotel – The Norfolk Hotel – ist der ebenfalls viel erwähnte, allgemein bekannte Treffpunkt der Afrikajäger.

Dies geschah am 10. November, heute schreiben wir den 13., und wir mühen uns immer noch hier in der Stadt ab.

Für morgen früh haben wir endlich, endlich den Aufbruch festgesetzt.

Während der letzten vier Tage haben wir uns praktisch von morgens bis abends vorbereitet. Wir suchten die verschiedenen Ämter auf, lösten unsere Jagdscheine aus, stellten unsere Ausrüstung zusammen.

Ein Großteil unserer Zeit verging bei der Agentur namens Safariland, die Jagdexpeditionen organisiert und ausrüstet. Dies ist ein sehr interessantes Geschäft. Sein Leiter ist ein alter Australier namens Tarlton (zuvor viele Jahre lang ein berühmter Jäger) und ein englischer Major namens Whetham, der während des Krieges hier hängengeblieben ist. Hier wird der Großteil der ostafrikanischen Jagdausflüge zusammengestellt und ausgerüstet; hier werden die Lastenträger, Führer, Gewehrträger, Köche und was weiß ich wie viele Arten von Helfern angeheuert, die eine solche Expedition benötigt. Von hier ziehen die Safaris (Expeditionen) los, hierher kehren sie auch zurück. Hierher bringen oder schicken sie ihre Beute zwecks Pflege, fachmännischen Verpackens und Heimtransports ein. Es ist ein großes, lagerhausartiges Blechgebäude, auf dessen Boden die eingetroffenen, auf Ordnung wartenden Trophäen kreuz und quer herumliegen: Felle, Hörner, Elefantenstoßzähne. Ringsherum an der Wand, in Etagenregalen, warten die bereits gereinigten, getrockneten und mit dem Namen des Eigentümers versehenen Trophäen auf ihren Abtransport. Unzählige Löwenfelle, gewaltige Elefantenstoßzähne wurden in diesem Raum schon eingepackt, wo es für den Jäger, wann immer er auch kommt, stets interessante Sehenswürdigkeiten gibt. Im Hof lungert eine große Schar Schwarzer herum. Ein Heer von Lastenträgern und Führern. Sie warten auf Anstellung.

Hier haben wir auch den sogenannten White Hunter angeheuert, den professionellen weißen Jäger, der unsere Safari organisieren und leiten und meinen Gefährten, István Károlyi, während der Jagd begleiten wird.

Stub heißt der Betreffende: H. L. Stub, eine Person um die fünfzig Jahre alt, mit grimmigem Gesicht, langem, rotem Walrossbart und kleinen, stechenden Augen. Nervös, sein Mund steht nie still. Er ist nicht von gewinnendem Äußeren, aber er versteht offensichtlich sein Handwerk. Ein aus Südafrika eingewanderter Farmer, er hat hier in der Nähe ein etwa zwanzigtausend Joch großes Anwesen, was in der hiesigen Wildnis noch keine große Sache ist. Seine Eltern waren Schotten, die seinerzeit aus ihrer Heimat nach Südafrika zogen. Unser Mann wurde bereits hier geboren, in Europa war er niemals, er wünscht es sich auch nicht anzusehen. *Always wanted to come over, as long as old Queen Victoria was alive - just to have a look at the old girl, you know - but now of course, I gave it up.* (Seinerzeit, solange die alte Königin Viktoria noch lebte, wollte ich immer rüberkommen – ich hätte die Alte gerne gesehen, aber wozu soll ich jetzt noch gehen!) Das sagte er.

Im Büro von Safariland führten wir langwierige Verhandlungen bezüglich der aufzusuchenden Gebiete. Nach gründlichem Abwägen entschieden wir wie folgt:

Das Ziel unserer ersten Reise ist der sogenannte Nguruman-Forest zwischen dem Magadi- und dem Natronsee, eines der besten Büffelgebiete. Dafür planen wir einen Monat ein. Danach kehren wir hierher nach Nairobi zurück und planen eine weitere

einmonatige Reise auf das Massai-Hochplateau; dieses wiederum steht im Ruf eines guten Löwenplatzes.

Was wir danach tun werden, ist noch ungewiss und hängt von vielerlei Umständen ab; vorerst haben wir also unsere Zeit bis Mitte Januar eingeteilt.

Unsere Leute, die wir durch Vermittlung von Stub angeheuert haben, sind etwa fünfundvierzig; darunter ist auch ein Koch (in der Swahili-Sprache *mpisi*), zwei erste und zwei zweite „Gewehrträger", zwei „Diener", ein Präparator und etwa 35–40 Lastenträger, auf Neger-Art *pagazi*.

Schon vorgestern haben wir die ganze Gesellschaft mit dem Zug zur Endstation Magadi-Lake vorausgeschickt, wo sie unsere Ankunft abwarten.

Ich habe sie mir angesehen, bevor sie aufbrachen. Wie eine Räuberbande. Anstatt nämlich, wie es nach ordentlicher Negersitte üblich wäre, ihre gottgegebene, schwarze Uniform zu tragen – da sie „Stadtneger" sind –, rückten sie in den buntesten europäischen Lumpen aus: einer in einer zerrissenen Tennishose, ein anderer in einem bunten Sweatshirt-Rest. Es gibt einen mit gelben Halbschuhen, einen mit einem karierten Mützenfetzen oder einem eingedrückten Tropenhelm, ja sogar einen, der auf eine baumwollene Pudelmütze stolz ist. Eine vollständige Kleidung hat keiner, jeder spezialisiert sich, dieser auf die Hose, jener auf den Rock; dieser bevorzugt die Mütze, jener die Schuhe als einziges Kleidungsstück. Abgesehen von ihrem pechschwarzen Gesicht erinnern sie lebhaft an unsere heimischen Walach-Zigeuner. Meinen „Gewehrträger", mit dem ich alle vor mir stehenden Jagdfreuden und Enttäuschungen, Abenteuer und Ärgernisse teilen werde, nennt man Ndolo. Ich halte ihn für einen gleichmütigen, eher langweiligen Gesellen. Stub, dessen langjährig bewährter Mann er ist, wird nicht müde ihn zu loben. Von meinem „Diener" wiederum erwarte ich nicht viel Gutes; eine tückische Gestalt mit finsterem Gesicht (und das meine ich nicht nur bezogen auf seine Haut). Sein Name ist Dschuma.

Ein Großteil unserer Leute gehört zum Stamm der „Wakamba". Englisch kann keiner von ihnen, nicht einmal einen Mucks, ich muss mich also mit der Aneignung der Swahili-Sprache beeilen.

Wie ich bereits sagte, sind wir nach langem Hin und Her bereit für den morgigen Aufbruch.

Von unserem vorgestrigen, abenteuerlichen Tag muss ich noch nachträglich berichten:

Wir waren Stubs Gäste. Etwa vierzig Kilometer von hier entfernt, in der Kapiti-Ebene, liegt sein Anwesen, das zugleich ein sehr gutes Jagdrevier ist. Auch Löwen kommen dort vor. Das auf einem solchen Privatgelände geschossene Wild wird nicht auf den von uns gelösten staatlichen Jagdschein angerechnet, der genau die erlegbare Anzahl der einzelnen Wildarten festlegt.

Wir einigten uns mit Stub darauf, dass wir für einen eventuell auf seinem Anwesen erlegten Löwen 10 Pfund (280 Pengő) zahlen; anderes Wild (Gazellen und Antilopen) dürfen wir frei schießen, was wir vor allem zum Zweck des Ausprobierens unserer Gewehre für notwendig hielten.

Vorgestern Morgen um sieben brachen wir vom Hotel in einem großen Lastwagen zu zwölft auf. Außer uns und Stub drängten sich neun schwarze Treiber auf dem Wagen. Den Löwen hofften wir nämlich bei einer Treibjagd habhaft zu werden.

Nachdem wir die Stadt verlassen hatten, erreichten wir sogleich die Weiden von Athi, wo wir auf einem recht guten Weg parallel zur Bahnlinie vorankamen. Wir waren noch kaum richtig aus Nairobi herausgekommen, da tauchten bereits die ersten Wildrudel auf. Wie zahme Herden grasen sie so friedlich in der am Stadtrand beginnenden unendlichen Einöde. Zebras, Gnus und Thomson-Gazellen. Die unmittelbare Umgebung von Nairobi ist ebenfalls ein Wildschutzgebiet. Dementsprechend vertrauensvoll verhält sich das Wild: Auf leichte Flintenschussweite erwartet es den dröhnenden Lastwagen, schaut ihn an und grast weiter, wenn er vorbeigefahren ist.

Nach zweieinhalbstündiger Fahrt erreichten wir die Grenze von Stubs Anwesen.

Ein kahler, steiniger und mit dornigem Dickicht bewachsener Berg erhebt sich aus der Ebene. Dies ist Uami, der Stub'sche Löwenplatz. In den zehn Jahren, seit das Gebiet Stub gehört, wurden mehr als 200 Löwen auf diesem Berg geschossen. Bei zehn Pfund pro Löwe ein recht guter Verdienst.

Nach der Ankunft ließen wir unseren Wagen am Fuße des Berges stehen und begannen sofort mit dem Treiben. Wir machten fünf Treiben: zwei auf dem Gipfel und drei in den Dornbüschen unterhalb des Berges, aber wahrlich, einen Löwen fanden wir in keinem. Im letzten gab es zwar einige Aufregung, denn dort führte tatsächlich eine frische Löwenspur ins Gebüsch, und kaum dass die Treiber darin losmarschiert waren, sprangen sie bereits mit dem Schrei *szimba* (Löwe) auseinander. Anstelle eines Löwen zeigten sich jedoch drei Hyänen; eine schoss ich in die Flanke, aber sie rappelte sich auf und entkam. Wir folgten ihr nicht, da die Zeit bereits knapp war und man die Hyäne hier ohnehin nicht als Wild betrachtet, sondern nur als eine Art zu vernichtendes Ungeziefer, wie bei uns die Elster.

Danach stiegen wir ins Auto und begannen, die Einöde abzufahren. Überall grasten Wildrudel. Um unsere Gewehre zu testen, wollten wir einige Antilopen schießen, und zu diesem Zweck fuhren wir die Gegend kreuz und quer mit dem Auto ab. Dies ist wahrlich keine sehr edle Art der Jagd. Aber Stub beruhigte mich, dass er es immer so mache, wenn in seiner Küche Fleisch benötigt wird. Nun, das konnte er auch nicht leugnen, denn das Wild ist dementsprechend misstrauisch und schreckhaft; näher als 300 Schritte ließ es einen nie heran, so musste ich auf übertriebene Distanzen schießen.

Anfangs verfehlte ich auch drei Antilopen, aber dann machte ich auch einige gute Schüsse. Einen Kongoni-Bock (Cook-Kuhantilope) erlegte ich, und dann schoss ich aus einem Gnu-Rudel mit drei Kugeln drei Böcke heraus.

Während wir uns gerade mit dem Abschneiden der Hörner der erlegten Gnus abmühen, werden wir auf einen einsamen Thomson-Bock aufmerksam, wie er ohne ersichtlichen Grund in panikartiger Flucht zwischen den anderen, ruhig grasenden Wildrudeln im Zickzack läuft. Durch das Fernglas betrachtet, fällt mir ein kümmerlicher Schakal ins Auge, der der Gazelle auf den Fersen folgt und sie hetzt. Wie auch immer, plötzlich nehmen sie die Richtung auf uns zu; etwa 160 Schritte vor uns flieht der Bock mit schwindenden Kräften, hinter ihm, ebenfalls keuchend, der Schakal. Es ist nur noch ein Abstand von 1–2 Metern zwischen ihnen, als es mir mit einem Glücksschuss gelingt, den Bock in den Purzelbaum zu schießen, während ich den Schakal, dem ich meine zweite Kugel zugedacht hatte, im Sitzen verfehle! Der Schakal hatte uns nämlich im Eifer der Verfolgung gar nicht bemerkt und war über die vor ihm unerwartet hochwirbelnde Gazelle so überrascht, dass er sich vor Staunen einfach auf den Hintern setzte.

Die Unverschämtheit der Schakale und Geier ist ohnehin grenzenlos. Während wir das Horn eines meiner Gnus abschnitten, begannen vier Schakale und ein Haufen Geier vor

unseren Augen den kaum hundertfünfzig Schritte weiter entfernt liegenden anderen Gnu-Kadaver anzufressen.

Nach Beendigung der Jagd suchten wir Stubs Zuhause auf, ein recht primitives, in der Wildnis gebautes Lehmhäuschen, wo wir in pechschwarzer Nacht bei strömendem Regen ankamen.

Diesem Besuch verdanken wir die darauffolgende denkwürdige Nacht.

Während wir darauf warteten, dass der Regen nachlässt, verplauderten wir die Zeit bei Kerzenlicht und ein, zwei Gläsern schlechtem Whisky. Wir stießen mit der Familie Stub an, wir ließen uns allerbestes Jagdglück wünschen.

Die Stubs – eine kleine alte, zahnlose Frau und zwei erwachsene Töchter – sind liebe, einfache Menschen. Ihr Leben vergeht in der Wildnis; am Sonntag packen sie geschlossen auf ihren klapprigen Ford, fahren in die „Stadt", schauen sich das Kino an und kehren dann für einen weiteren einwöchigen Aufenthalt zu den Antilopen zurück. Sie haben auch einen Sohn. Derzeit ist er nicht zu Hause, sie lassen ihn irgendwo zur Schule gehen. Auch er schickt sich an, Jäger zu werden; er hat außer Elefanten auch schon so ziemlich jede Art von Wild geschossen, seinen ersten Löwen im Alter von zwölf Jahren! Man hat ihn auch damit fotografiert, sein Vater zeigte das Bild auch mit dem grenzenlosen Stolz des voreingenommenen Vaters, der in jeder Tat seines Sohnes sich selbst verherrlicht. „Sein Sohn ist der beste Schüler, der beste Schütze, der beste Jäger – kurzum, ein wahrer Sohn seines Vaters." Er zeigte auch das Zimmer des Jungen. Es ist voll von Hörnern, Fellen, Schmetterlings- und Eiersammlungen und erinnerte mich lebhaft an mein seliges Kinderzimmer.

Es wurde sieben Uhr, bis wir endlich aufbrachen, bei ständig strömendem Regen. Wir rechneten damit, spätestens um zehn Uhr in unserer Unterkunft in der Stadt zu sein und, in einer warmen Badewanne sitzend, mit Genuss an die Ereignisse des Tages zurückzudenken. Doch wir hatten uns verrechnet.

Eine Zeit lang kämpften wir uns irgendwie durch. In pechschwarzer Nacht, mit einer einzigen schlechten Lampe. Der Regen wurde immer dichter, der Weg immer schlechter, der Schlamm immer tiefer. Unser Auto versank unentwegt, wir mussten aussteigen und es mit großer Mühe aus den bis zur Achse reichenden Schlaglöchern herausheben. Danach krochen wir, bis auf die Haut nass, bis zum Hals verschmutzt und zitternd zurück ins Auto, wo wir uns gegenseitig mit den durchnässten Schwarzen wärmten.

So ging das weiß ich wie oft, bis wir schließlich vollkommen auf Grund liefen.

Es blieb nichts anderes übrig, als dass wir ein langes Seil an die Vorderachse banden, an dem wir dann auf Kommando gemeinsam zogen, während sich auch der Motor anstrengte. Mit jedem solchen Kraftaufwand kamen wir immer nur einige Meter weiter voran; so arbeiteten wir im knietiefen Schlamm von acht Uhr abends bis zwei Uhr nachts, und währenddessen legten wir höchstens 300–400 Schritte zurück.

Wir bemühten uns, die befestigte Straße zu erreichen, auf der wir trotz des Regens irgendwie dahingeschaukelt wären. Als das Auto dann nach Mitternacht, gegen zwei Uhr, so tief versank, dass wir es weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnten, trennten uns nur noch 150 Schritte von der befestigten Straße! Glücklicherweise gelangten wir in die Nähe der Bahnlinie, an dieser entlang – unser festgefahrenes Auto seinem Schicksal überlassend – stolperten wir zu Fuß zur nächsten Station, nach Embakasi. Die Station besteht aus zwei kleinen Zimmern; in einem wohnt der indische „Chef", das andere ist

das Büro. Im Büro ein einsamer Tisch. Mangels anderer Gelegenheit legten wir uns mit István klatschnass auf den Tisch, wo wir bis zum Morgengrauen so taten, als ob wir schliefen.

István második orrszarvúja 79. old.

Wandorobo harcosok 81. old.

Als es taugte, traf ein Güterzug ein – allerdings aus Richtung Nairobi! Von seiner Lokomotive requirierten wir einige Holzscheite; im Hof der Station machten wir bald Feuer und wärmten uns so gut es ging auf und trockneten uns ab. Später kam ein anderer Güterzug; diesmal von dieser Seite. Auf dessen Lokomotive kletterten wir hinauf und waren in einer Stunde zu Hause.

Wir kamen an einem wunderschönen, sonnigen, regennassen Morgen an. Wir setzten uns in eine Rickshaw, jene hier übliche, zweirädrige Sänfte, die von einem Mohren gezogen und von einem anderen geschoben wird – und in schnellem Trab auf das Hotel zuhaltend, vergaßen wir sogleich den nächtlichen Verdruss. Bewundernswert sind diese Schwarzen mit ihren Sänften. Sie bewegen sich im Laufschritt und kommen nicht einmal recht außer Atem. Vorne, am Handgelenk des Mannes, der zwischen den Deichseln läuft, rasselt eine kleine Schelle, mit der er signalisiert, wenn ihm jemand in den Weg kommt. Der Wagen hat auch ein aufziehbares Verdeck, sogar Gummireifen. Er gleitet geräuschlos über die asphaltierte Straße, nur das Klatschen der nackten Sohlen der trabenden Schwarzen ist zu hören.

Während des nächtlichen Autoziehens hat mein neuer Schuh meine Ferse so aufgerieben, dass ich seither in Pantoffeln hinke. Für den morgigen Aufbruch ist dies nicht gerade am geeignetsten.

Noch ein Ergebnis hatte der gestrige Ausflug. Wir lernten die Spezialität der Athi- und Kapiti-Ebenen kennen, die Zecken. In Scharen klammerten sich diese abscheulichen Würmer an uns. Nach unserer Ankunft konnten wir uns eine gute Zeit lang damit amüsieren, sie uns gegenseitig aus der Haut zu zupfen. Es waren welche aus jeder Altersgruppe dabei. Von Staubkorngröße bis Erbsengröße.

Zurzeit hält sich auch der Thronfolger Englands, der Prince of Wales, hier auf. Sein Besuch hält die ganze Stadt in Aufregung. Die Feierlichkeiten sind im Gange, die Begeisterung ist groß. Auch seine Safari verlässt morgen Nairobi.

14. Nov.

Schon eine Stunde vor der Abfahrt sind wir draußen am Bahnhof. Wir laden ein. Persönliches Gepäck, unsere Gewehre, Munitionskisten, Lagerausrüstung, Proviant für einen Monat – das viele Zeug nimmt kein Ende. Alles haben wir in 15 bis 20 Kilo schwere, möglichst gleichmäßige Lasten verpackt, dies ist die vorschriftsmäßige „Ladung“ für einen Träger.

Wir steigen in einen endlos langen Güterzug; ans Ende hängen sie einen ausgedienten, klapprigen Personenwagen, wir sitzen zu fünft darin: István, Stub und ich; der vierte ist ein Ingenieur, der zu seinen Gleisbauarbeitern eilt, der fünfte ein Polizeioffizier, der die Lastwagen der Autoexpedition des Prince of Wales transportiert.

Der Sonderzug des Prinzen steht ebenfalls bereit. Angeblich wird er zwei Stunden nach unserem in dieselbe Richtung abgefertigt.

Gegen Mittag verlassen wir Nairobi. Nach kaum einstündiger Fahrt, in der Nähe der Station Stony Athi, hätte der Zug laut Absprache anhalten sollen, damit der mit uns reisende Ingenieur zu seinen Gleisbauarbeitern aussteigen konnte. Der Zug jedoch bremste nicht einmal, der Ingenieur sprang heraus, rutschte aus und schlug der Länge nach auf dem Bauch neben den Schienen auf. Wir winkten, wir lärmten, aber den langen Zug konnten wir keineswegs zum Halten bringen; weit vorne war die Lokomotive, wir

ganz hinten. Wir sahen noch, wie sich seine schwarzen Arbeiter um den Ingenieur scharten, ihn aufhoben und in sein Zelt trugen. So blieben wir nur noch zu viert im Wagen. Einer von uns war „ausgestiegen".

In der Station Magadi Junction standen wir lange. Hier zweigt die Nebenlinie nach Süden, zum Magadi-See ab. Hier überholte uns der Zug des Prinzen und nahm ebenfalls den Weg Richtung Magadi-See.

Bald darauf brachen auch wir hinterher auf. Wir durchquerten das große Game Reserve und sahen Unmengen von Wild aus dem Zugfenster. Größtenteils Zebras und Kuhantilopen. Manche Zebraherde, kaum 40–50 Schritte von den Schienen entfernt, wieherte laut in Richtung des Zuges. Wunderschön sind diese großen bunten Herden.

Am Horizont erschien die schneebedeckte Krone des Kilimandscharo: ein unvergesslich ergreifendes Bild in der wunderbaren Abendbeleuchtung. Wir konnten gar nicht genug staunen über die vielen Sehenswürdigkeiten. Bald sprangen wir zum rechten Fenster, bald zum linken, wir hätten gerne die sinkende Sonne aufgehalten, um uns weiter ergötzen zu können, aber schon senkte sich die stets unerwartet eintreffende tropische Dämmerung herab und ertränkte all diese vielfältige Schönheit in Dunkelheit.

Spät abends kamen wir in Kajiado an, wo wir wiederum den Prinzen einholten, der nur bis hierher kam und von hier mit dem Auto seine Reise fortsetzt. Unsere Züge standen eine Stunde lang nebeneinander vor dem einsamen Wächterhaus in der Wildnis. Wir stiegen aus, um uns umzusehen. Alle Fenster des weiß gestrichenen Sonderzuges waren offen, wir konnten gut hineinsehen. Auch unter dem Fenster des Prinzen spazierten wir vorbei: Er wusch sich gerade, dann rief er in den benachbarten Wagen hinüber, man solle sein Abendessen servieren. Das ist zwar am wenigsten wichtig, aber nun ja, man sieht ja nicht alle Tage einen Prince of Wales sich waschen.

Eine Zeit lang gafften wir dort noch in der Dunkelheit herum, und nachdem wir festgestellt hatten, dass das Fürstentum von Wales kein schlechter Broterwerb sein könne, kletterten wir wieder in unseren Zug zurück und legten uns zur Ruhe.

Erst am nächsten Tag erfuhren wir zu unserer großen Überraschung, dass der Prinz, als er irgendwie hörte, dass unsere Expedition im Nachbarzug reist, herüberschicken ließ und uns zum Abendessen einlud. Dieser ungezogene Stub aber ließ zurücksenden, dass wir uns schon hingelegt hätten! Ich ärgerte mich darüber, da meine Aussichten, so bald wieder Gast des Prince of Wales zu sein, recht gering sind.

15. Nov.

Im Morgengrauen kamen wir an der Endstation Magadi Lake an. Ein seltsamer Ort. Ein zwischen kahlen Bergen liegender, unendlicher See, richtiger gesagt Seeboden, da ein großer Teil ausgetrocknet ist und nur hier und da Wasser darin glitzert. Der wasserlose Teil ist einsinkender Schlamm, dessen Oberfläche von einer dichten, weißen, glänzenden Sodaschicht bedeckt ist. Dadurch erweckt der See den Eindruck, als sei er zugefroren.

Am Bahnhof warten unsere Leute, eine aus vierzig Kehlen lärmende Horde. Nachdem wir alle Lasten hatten ausladen lassen, machen wir uns auf den Weg zum nahen kahlen Hügel, wo in einigen Blechgebäuden eine Art kleine Fabrik ihr Dasein fristet. Sie gewinnt Soda aus dem See.

Wir ruhen uns in der Kneipe neben der Fabrik aus; ein alter Schotte namens Mac Cowatt ist der Wirt. Wir frühstücken, dann machen wir uns an die Verteilung der Lasten. Das ist mit viel Mühe verbunden. Unordentlich, noch unangelernt sind die Lastträger, keinem gefällt das ihm zugeteilte Pack, jeder streitet um das leichtere Bündel; es bedarf vieler Schreie und Drohungen, bis die Gesellschaft gegen drei Uhr bereitsteht. Sie helfen sich gegenseitig die Lasten auf den Kopf, und in langer, sich schlängelnder Gänsemarschformation bricht die Safari auf.

Etwa anderthalb Stunden lang wandern wir am See entlang. Es herrscht eine entsetzliche Hitze. Die aufgeriebene Ferse meines Fußes behindert mich beim Gehen, mit einem Fuß muss ich im Pantoffel einherstrochen. An einer seichteren Stelle des Sees angelangt, beginnen wir die Überquerung. Wir ziehen Segeltuchschuhe an, weil das alkalische Wasser angeblich Lederschuhe zerfrisst.

Es dauert länger als eine Stunde, bis wir den See durchwaten. Bald gehen wir durch einsinkenden Morast, bald durch knietiefes, ja stellenweise bis zum Bauch reichendes Wasser. Teils warme, teils kalte Quellen speisen den See, so waten wir mal durch kalte, mal durch ganz warme Gewässer. Wir platschen noch mitten im See herum, als die Dämmerung über uns hereinbricht.

Dort, wo der bleifarbene Himmel sich zum quecksilberglänzenden See neigt, scheint eine rosafarbene Fata Morgana zu schweben. Es sind Flamingos, zu Tausenden kauern sie am Ufer und auf den Sümpfen. Mit ihrem Spiegelbild verschmelzen sie zu einem Ganzen und färben den Rand des Wassers rosa.

Endlos scheint der lange Gänsemarsch der Träger. Die auf ihre Köpfe gepackten Lasten vielfältiger Form verwandeln sie in fantastische Ungeheuer. Der See ist ein Perlmuttspiegel, das Gesicht des aufgehenden Mondes badet glitzernd darin. Mit leisem Plätschern, wortlos zieht die Safari darüber hinweg…

Am Ufer angekommen, stolpern wir noch lange über unangenehmes, lavaartiges Geröll, bis endlich die Lagerfeuer auftauchen, die einige unserer vorausgeschickten Leute entzündet haben. Ich freue mich über sie, denn von meinem Knöchel hat sich der Verband bereits gelöst, und das Sodawasser hat die Wunde grausam zerfressen. Nach einem hastig zusammengekochten, dünnen kleinen Abendessen strecken wir uns auf unseren Feldbetten aus – ohne Zelt, ja sogar ohne Decke, so warm ist es.

16. Nov.

Beim Anbruch der Dämmerung erreichen wir nach dem Aufpacken und einem dreistündigen Marsch bereits unser erstes Jagdlager, wo wir beabsichtigen, mindestens 4–5 Tage zu bleiben. Dies ist ein sehr reizvoller Ort. Am linken Ufer des Flusses Guaso Nyiro, unter einem riesigen wilden Feigenbaum stehen die Zelte. Eines ist größer, dieses teile ich mir mit István, das andere, kleinere, ist Stubs Appartement. Wie wir hören, ist dies ein bekannter Lagerplatz für Jagdsafaris. Buff and Rhino Camp – Büffel- und Nashorn-Lager – nennt es Stub.

Der Guaso Nyiro ist ein kleiner Fluss, der sich durch niedriges Buschwerk schlängelt; er reicht nur bis zu den Knien und ist höchstens 10–12 Meter breit. Er bildet die Grenze des großen Game Reserve; am gegenüberliegenden Ufer, am rechten Ufer des Flusses, ist die Jagd frei. Unser Lager steht auf dem diesseitigen Ufer, sodass wir für jede Pirsch das Wasser überqueren müssen. Auf der anderen Seite fanden wir jedoch keinen zum Lagern geeigneten, windgeschützten, schattigen Platz.

Sobald wir hier ankommen, ist unser erstes, dass wir uns alle – unsere gesamten Leute eingeschlossen – in den wohltuend kühlen Fluss legen. Der Mohr ist sehr reinlich; sobald sich ihm die Gelegenheit bietet, badet er sofort. Hier gibt es kaum Krokodile, so können wir ungestört herumplanschen. Danach Frühstück, Auspacken, Einrichten, Mittagsruhe. Und um drei Uhr nachmittags bereiten wir uns bereits auf die Pirsch vor.

Drei kommen mit mir, Ndolo und noch zwei weitere. Ich klettere einem auf den Rücken, er trägt mich über den Fluss, damit der Verband nicht von meinem wunden Fuß abweicht. Wir gehen im Gänsemarsch. Vorne Ndolo mit einem meiner Gewehre, danach ich mit dem anderen; der hinter mir kommende Mann trägt Kodak, Mantel, Axt, und der darauffolgende bringt Trinkwasserflaschen.

Dies ist hier die übliche Ordnung der Pirsch. Nach meinem Geschmack zwar eine zu große Begleitung, aber hier rücken sie nicht davon ab. Sogar einige hundert Schritte weiter hinten folgen uns noch drei bis vier Boys, aber diese bleiben wenigstens in gebührendem Abstand und sind nur dazu da, das etwa erlegte Wild ins Lager zu befördern. (Der Name des Mohren im Dienste des weißen Mannes ist immer Boy, ungeachtet seines Alters. Es gibt auch ganz grauhaarige Boys mit faltigem Gesicht.)

Wir trafen lediglich auf ein Rudel Impala-Antilopen. Jetzt sehe ich zum ersten Mal dieses damwildgroße, rotbraune, äußerst graziöse Wild. Nur den Bock ziert das relativ lange, fein geschwungene, geringelte Hornpaar, und da mit einem Rudel gewöhnlich nur ein einziger alter Bock zu ziehen pflegt, erinnert es ein wenig an unseren heimischen Hirsch.

Den starken Bock, der am Ende des erwähnten Impala-Rudels ging, schoss ich. Die anderen flüchteten, erschreckt durch den Schuss, mit bewundernswert hohen, etwa zwei Meter weiten Sprüngen. Charakteristisch sind diese überraschenden Sprünge der Impala; dabei springt oft ein Tier über das andere. Das plötzlich auseinanderstiebende Rudel erweckt den Eindruck, als ob ein Teil davon für Augenblicke über den anderen schwebe. Dies ist vielleicht die anmutigste, vornehmste Antilope Ostafrikas.

Auf dem Heimweg wäscht uns ein prächtiger, erfrischender Regenschauer ab. Die ganze Landschaft glänzt, die Vögel rufen; der Geruch von nasser Erde und Blumen ist nach der sengenden Hitze förmlich belebend. Außer den Impalas sahen wir sonst kein Wild, aber Spuren umso mehr, hauptsächlich von Büffeln und einigen Nashörnern. Auch Stub und István sahen nichts weiter als einige Impala-Weibchen.

Schade, dass dieser tüchtige Stub so viel redet. Seit Nairobi wird er nicht müde zu erzählen, welche Unmengen von Büffeln wir hier finden würden; dass wir schon am ersten Nachmittag so viele sehen würden, dass wir gar nicht wüssten, auf welchen wir schießen sollten; dass sie dort zu Hunderten um das Lager grasen würden und wir unter ihnen nach Belieben wählen könnten. Vorläufig kann ich nicht behaupten, dass ich vom Büffelauswählen ermüdet wäre.

17. Nov. abends Buff & Rhino Camp

Hiermit ziehe ich meine gestrige Anklage gegen Stub zurück. Das Lager ist seines Namens definitiv würdig, ich hatte heute sowohl mit Buff als auch mit Rhino gleichermaßen zu tun.

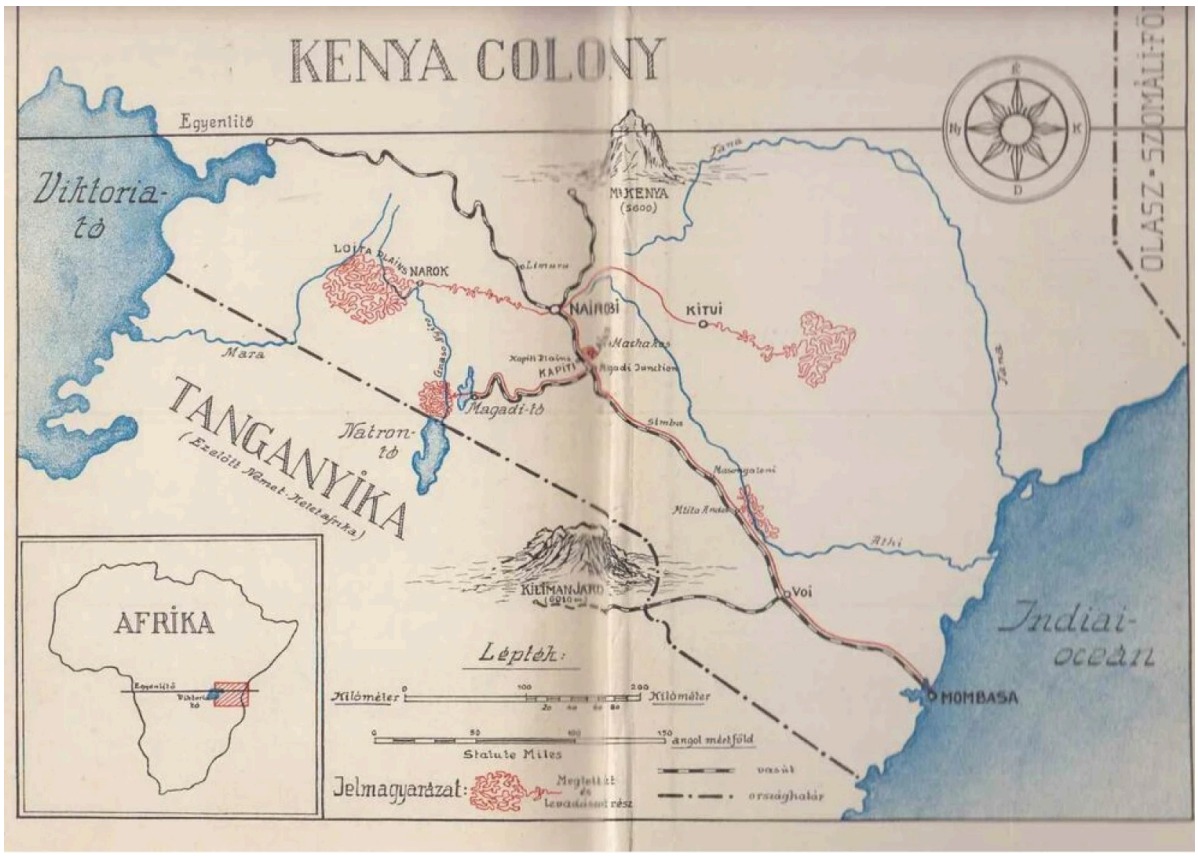
Im Morgengrauen brach ich auf. Länger als anderthalb Stunden mochte ich gegangen sein, ohne etwas anderes als eine herumstreunende Hyäne und zwei Schakale gesehen zu haben. Später stieß ich dann auf die ganz frische Fährte zweier einsamer Büffelbullen, verlor sie aber nach langem Verfolgen wieder. Bald darauf bemerkte ich eine ferne Staubwolke und stellte, auf die Spitze eines hohen Baumes kletternd, fest, dass sie eine Büffelherde verbarg. Da ich jedoch Kühe sah, folgte ich nicht, denn ich weiß, dass sich in einer solchen Familienherde selten ein nennenswerter Bulle findet. Die alten Bullen ziehen meist einsam oder zu zweit, zu dritt.

Auf einmal packt Ndolo meinen Arm; kaum zwanzig Schritte vor uns – zieht ein Nashorn durch den Busch! Wie ein riesiges graues Panzerschiff schiebt es sich durch das Dornengestrüpp. Sein Gesicht ist komisch, mit seiner in die Luft ragenden Nase erweckt es den Eindruck eines recht unverschämten Kerls. Eine hochnäsige, krakeelerhafte Gestalt. Monokel und ein schief sitzender Strohhut stünden ihm gut an. Kein imposantes Tier. Zumindest dieses nicht. Da sein Horn kurz ist, greife ich nicht zum Gewehr; ich darf nur zwei Nashörner schießen, und angeblich sind hier in der Gegend viel bessere zu finden.

Wir stehen bei günstigem Wind, leicht können wir uns an dem alten Panzertier vorbeistehlen, das von seinen blöden Augen und taub wirkenden Ohren recht wenig Nutzen hat. (Das Seh- und Hörvermögen des Nashorns ist ziemlich schwach, umso feiner ist sein Geruchssinn; der auf es zuwehende Wind verrät dem Jäger sofort.)

Wir haben uns schon weit entfernt, sehen das Nashorn auch nicht mehr, als der Wind sich etwas dreht. Ein wütendes Schnauben ist aus dem Busch zu hören, die hinter mir kommenden Boys springen auseinander. Aber das Nashorn zeigt sich nicht, und Ndolo schilt die Leute, weil sie so „nervös“ seien.

Kurze Zeit später nehmen wir wieder die frische Fährte zweier Büffelbullen auf. Bald führen sie in ein so dichtes Dickicht, dass es uns nur mit großer Mühe gelingt, hindurchzudringen. Zweimal springen die zwei Büffel direkt vor mir ab, aber ich sehe nur die Bewegung der Büsche und höre das große Krachen. Auf einmal von der linken Seite ein unerwartetes, wütendes Schnauben... Im nächsten Moment teilt sich das Gebüsch, und wie eine Dampfmaschine prustend, greift uns ein Nashorn an!



Die Schwarzen sind in einem Augenblick auf den Bäumen, nur Ndolo steht neben mir und brüllt das herannahende Ungeheuer laut an. Dies soll es angeblich manchmal ablenken, diesem hier jedoch imponiert es keineswegs. Ein Tier mit kümmerlichem Horn ist auch dies, aber offensichtlich versteht es keinen Spaß...

Als es nur noch 5–6 Meter entfernt ist, schieße ich ihm von vorne entgegen und springe rasch hinter den Baum. Mein Schuss bringt das Nashorn in die Knie, aber nur für einen Moment. Kaum habe ich Zeit für eine Wiederholung, ist es schon wieder auf den Beinen, rast wie eine zischende Lokomotive an mir vorbei und verschwindet unter wütendem Schnauben und Entrüstung im Dickicht.

Die Mohren lassen sich von den Bäumen herab und lachen jetzt laut über den Vorfall, beschimpfen und imitieren das Kifaru (der Name des Nashorns bei den Mohren). In solchen Momenten sind sie schrecklich große Helden; mit Todesverachtung rufen sie dem verdufteten Nashorn die größten Grobheiten hinterher. Wohlgemerkt vorhin, als es kam, sagten sie kein Wort zu ihm, so kauerten sie dort auf dem Baumwipfel wie die Laubfrösche.

Stub hat mich im Voraus gewarnt, dass in den hiesigen Dickichten das Nashorn oft den Jäger stört, und wenn es in unangenehme Nähe gelangt, es am klügsten sei, auf die Nase zu schießen, das lenke es meistens ab. Eine Zeit lang folgten wir dem verwundeten Tier, sahen es aber nicht mehr. Wir bedauerten es auch nicht, denn sein schwaches Horn wäre keine erstrebenswerte Beute gewesen.

Nach einem sechsstündigen Marsch, in extremer Hitze, erreichte ich ziemlich ermüdet das Lager. Unterwegs habe ich einen Impala-Bock auf große Distanz gefehlt.

István, der gestern ebenfalls lahm geworden ist, kühlt seinen schmerzenden Fuß im Fluss. Er liegt rücklings im Wasser, lässt sich so von der Strömung treiben, taucht hin und wieder unter, schnauft laut, stöhnt. Die Schwarzen, die gewöhnlich jeden weißen Mann umtaufen, ehren István heute bereits mit dem Namen Bwana Kiboko, was so viel bedeutet wie „Herr Nilpferd".

Am Nachmittag breche ich wieder auf. Ich muss nicht lange suchen, schon finde ich zwei starke Büffelspuren. Kaum konnte ich ihnen zehn Minuten folgen, als sich etwa zwanzig Schritte vor mir hinter einem dichten Busch unerwartet einer der Büffelbullen erhebt. Mit hochgehaltenem, mir zugewandtem Kopf steht er da, aber bevor ich das Gewehr hochreißen kann, dreht er sich bereits und geht ab. Eine große Staubwolke aufwirbelnd springt nun auch der andere auf, eilt seinem Gefährten nach, aber nach etwa 300 Schritten bleiben sie wieder stehen.

Auf dem Bauch liegend, sehr vorsichtig zielend, schieße ich auf den querstehenden, größeren Bullen. Seine Flanke staubt auf, als die Kugel klatschend einschlägt; der Büffel zeichnet gut und stürmt davon, der andere hinterher.

Wir beginnen die Nachsuche. Der angeschossene Bulle blutet stark und hält etwa einen Kilometer weit mit dem anderen zusammen, dann, an einer dichteren Stelle angekommen, trennen sich die Spuren. Mit großer Vorsicht rücken wir vor, jeden Augenblick das Erscheinen des Verwundeten erwartend. Schließlich, nach langem Verfolgen, gelangen wir zum Fluss Guaso Nyiro, den der kranke Bulle überquert hat. Die andere Seite des Flusses ist bekanntlich bereits Game Reserve, dorthin darf ich ihm also nicht folgen.

Ich bedauere es außerordentlich, dass ich von der weiteren Suche abstehen muss, umso mehr, als ich den Verwundeten für einen äußerst starken Bullen hielt. Es bleibt nichts anderes übrig, als morgen einige Beobachter auszusenden, die den Flug der Geier im Auge behaltend, den Büffel eventuell finden könnten, falls er tatsächlich verendet ist.

Die Geierschaft nämlich, Afrikas Kadaver-Beseitiger, diese „sanitäre Organisation", erhält sofort Kenntnis von jedem „Todesfall". Obwohl sie für das menschliche Auge oft in unerkennbarer Höhe kreisen, bleibt ihrem unbegreiflich scharfen Auge selbst der an einer versteckten Stelle liegende Kadaver nicht unbemerkt. Und sobald einer von ihnen die Beute entdeckt, lässt er sich rauschend auf sie herab; daraufhin treffen, wie auf ein Zauberzeichen, einer nach dem anderen die übrigen ein. Wie Meteore fallen sie vom Himmel. Es vergeht keine halbe Stunde, da bedecken sie bereits das Aas. Woher sie so unerwartet plötzlich kommen, wer könnte das sagen? Genug damit, wenn sie Arbeit haben, sind sie sofort da, ansonsten sind sie gewöhnlich unsichtbar.

Verärgert machten wir uns auf den Weg zum Lager, als unerwartet drei Schüsse vor uns krachten. Unmittelbar danach ein großes Dröhnen. Das Geräusch nähert sich. Und kaum einen Steinwurf entfernt rast eine aufgeschreckte Büffelherde an uns vorbei. Mit an die Wange gehobenem Gewehr begleite ich sie, sehe aber keinen großen Bullen unter ihnen. Kurz darauf erscheint István mit seinen Leuten. Sie winken heftig.

Wir stoßen zu ihnen. Sie stehen um einen riesigen Büffelbullen herum, den István mit drei guten Schüssen aus der Herde gestreckt hat. Unser erster Büffel wäre also da, mit Freude bewundern wir den kohlschwarzen, grimmig aussehenden Riesen, diesen respektablen Gegner des afrikanischen Jägers. Die Kodaks kommen zum Vorschein, wir fotografieren ihn von allen Seiten. Das Maßband kommt zum Vorschein; die Auslage

seines Horns beträgt 97 cm, was ein guter Durchschnitt ist. Erst dann kommen die Wasserflaschen zum Vorschein, aus denen in solchen Momenten einen großen Schluck zu tun eine unsagbare Wonne ist, obwohl nur das schlammige, brackige Wasser des Guaso Nyiro darin gluckert. Denn die Hitze ist entsetzlich.

In der Nähe finden wir Löwenspuren, der Büffel wird also ein guter Köder sein. Nachdem wir den Kopf abgeschlagen haben, wenden wir auch sein Eingeweide heraus. Und zwar deshalb, weil der penetrante Geruch der Gedärme die Löwen auch von weiter her anlocken könnte. Im Morgengrauen werden wir uns dann hierher schleichen, vielleicht gelingt es uns, die Schmausenden hier anzutreffen.

Abends, beim Essen, ist aus der Richtung des Büffelkadavers Löwengebrüll zu hören. Die hohen Herrschaften haben das Gratis-Abendessen also bereits gefunden. Sobald es taugte, wollen wir dort sein. Wir werden dann losen, wer von uns zuerst schießen soll, falls es dazu kommen sollte. Die Nacht ist drückend. Im Zelt ist es unerträglich. Wir schlafen draußen im Freien, unter dem Moskitonetz.

18. Nov. Buff & Rhino Camp

Noch vor Hellwerden standen wir bereit. Beim Schein des Lagerfeuers losten wir das Recht des ersten Schusses aus. Stub warf die Münze, heads or tails (Kopf oder Zahl). – Ich gewann.

Mit großer Vorsicht, bei gutem Wind näherten wir uns dem Büffelaas, an dem wir lediglich drei große Hyänen vorfanden. Abscheuliche, überfressene Würmer mit hängenden Bäuchen. Sobald sie uns bemerkten, schlichen sie wie Köter mit schlechtem Gewissen mit eingezogenem Schwanz vom Aas weg. Eine gute Zeit lang suchten wir in der Umgebung des stark zerfetzten Kadavers herum, bis einer unserer Leute auf die Fährte der Löwen stieß. Noch im Laufe der Nacht mussten sie das Aas verlassen haben, denn die Spuren der Hyänen hatten die der Löwen an vielen Stellen unkenntlich gemacht. Zwei Löwenspuren zeigten sich: eine große und eine etwas kleinere, es war also offensichtlich, dass ein Männchen und ein Weibchen dort gewesen sein mussten.

Wir machten uns hinter ihnen her. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit verfolgten die Leute die Fährte. Stellenweise gingen wir über ganz trockenen, steinharten Boden, auf dem ich keinerlei Spur erkennen konnte. Oft glaubte ich, dass sie sich nur so stellten, uns in die Irre führten, weil sie scheinbar ohne jede Wegweisung vorangingen; später dann, als wir sandigeren oder feuchteren Boden erreichten, zeigten klar erkennbare „Fingerabdrücke“, dass wir sehr wohl auf dem richtigen Weg waren.

Gr. Károlyi felv. István első bivalya 42. old.

Szerző Grant-gazellával 49. old.

Es war eine mühsame, langwierige, aber äußerst interessante Fährtenarbeit; teils in lichtem Akazienwald, teils im Buschwerk, teils in bürstenartiger Dichte schlichen wir dahin. Gegen sechs Uhr morgens nahmen wir die Fährte auf, und um zehn Uhr gelang es uns tatsächlich, die Verfolgten einzuholen! Als wir gerade durch ein unangenehmes, dichtes Dornengestrüpp brachen, hielt uns ein plötzliches Dröhnen, ein zorniges Knurren auf. Zwei große gelbe Etwasse blitzten zwischen den Büschen auf. Die Leute hingen bereits in

den Baumwipfeln... aber es wurde wieder still, wir sahen nichts, starrten uns verständnislos an. Daraus bestand unsere erste Löwen-Begegnung.

Es war geschehen, dass die Raubtiere, nach ihrem nächtlichen Festmahl träge geworden, tief unter dem Busch schliefen, als wir auf ihrer Fährte ankommend, fast auf sie traten. Indem wir sie aufjagten, brachen sie neben uns zurück, aber an einer so unglücklichen Stelle, dass an einen Schuss – zumindest meinerseits – nicht zu denken war. István, der auf der anderen Seite des Busches stand, sah die Löwen besser, hätte vielleicht auch auf sie schießen können, aber er wiederum wartete auf meinen Schuss, da ich laut der Verlosung zuerst hätte schießen müssen. Genug damit, die Löwen entkamen.

Während wir über das weitere Vorgehen diskutierten, wurden wir auf wilde Perlhühner aufmerksam, mit ihrem Gekreische begannen sie, die Fahrtrichtung der Löwen zu signalisieren. Laufend eilten wir also dorthin, so weit es das dicke Dornengestrüpp zuließ.

Auf diese Weise näherten wir uns den Raubtieren noch zwei- oder dreimal, aber nur die auffliegenden oder aufgeregt schwatzenden Perlhuhn-Schwärme ließen uns ihren Aufenthaltsort ahnen. Sie zu erblicken gelang nicht mehr. Schließlich waren wir, hauptsächlich wegen der unerträglichen Hitze, gezwungen, die weitere Jagd einzustellen.

„Herr Nilpferd“ geht trotz seiner Stämmigkeit in unglaublichem Tempo und mit Ausdauer. Ich bleibe immer hinter ihm zurück, ja, er macht sogar die Schwarzen atemlos. Auch Stub keucht entrüstet: He beats me dead with those damned-long legs of his. (Er macht mich todmüde mit seinen verdammt langen Beinen.)

Ich habe nämlich auch schon einen eingeborenen Namen!

Ich bin der Bwana Kelele. Kelele bedeutet so viel wie „Ruhe sein“ oder „halt den Mund“ oder etwas Ähnliches. Wenn die Leute abends nach dem Schlafengehen Lärm machen und man wegen ihnen nicht einschlafen kann, muss man ihnen dies zurufen: „Kelele!“ Und da sie immer Lärm machen, „kelele-e“ ich auch viel, und schon ist mein Name Bwana Kelele, beziehungsweise „Herr Ruhe-sein“.

Nachmittags ging ich noch meinem gestern verwundeten Büffelbullen nach. Wie ich bereits erwähnte, überquerte er den Fluss, dessen jenseitiges Ufer jagdlich Sperrgebiet ist. Aber da mir der Gedanke keine Ruhe ließ, dass der Bulle dort eventuell verendet liegt, wagte ich mich doch über den Fluss.

Am jenseitigen Ufer fand ich die gestrige Blutspur wieder, der folgend ich in immer undurchdringlichere Stellen eindringen musste.

Bald darauf scheuchte ich den verwundeten Bullen auch von seinem Krankenlager auf, aber ich konnte ihn nicht einmal erblicken, obwohl ich nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. In solchem Dickicht ist der Mensch hilflos. Am besten wäre es noch gewesen, wenn der Büffel angegriffen hätte, was er unter solchen Umständen normalerweise zu tun pflegt. Dieser hier jedoch mochte von sehr friedlicher Natur sein, denn er nahm einfach Reißaus.

Eilig zog ich mich aus der „fremden Grenze“ zurück und watete an einer ziemlich tiefen, bis zum Bauch reichenden Stelle durch den Fluss.

Ich ging nicht lange, da kreuzte schon eine neue große Büffelspur meinen Weg. Bis zum Abend folgte ich ihr, dreimal holte ich sie ein, vor mir krachte und knackte es, aber kein einziges Mal konnte ich ihn sehen.

Jeden Abend bei Sonnenuntergang haben wir Anteil an einem interessanten Anblick. Dann treffen die „Weberfinken“ zu Hause ein. Es sind graue kleine Vögel mit rotem Schnabel, sie schwärmen in dichten Wolken über dem Fluss, ihr unaufhörlicher Flug dauert wohl eine Stunde lang. Sie kommen mit einem so lauten Rauschen an, wie es die Winde vor einem Gewitter zu tun pflegen. Unsere Leute lauern ihnen mit bündelweise Stöcken auf und werfen diese in die vorbeiziehende Vogelwolke. Man kann sich vorstellen, wie dicht die Vogelmasse ist, wenn bei jedem Wurf einige herabfallen. Die Erschlagenen werden nach dem Ende des „Zugs“ gebraten.

Diese Finken kehren in die weidenartigen Gebüsche am Flussufer zur Nachtruhe ein und brechen von dort bei Sonnenaufgang auf. Wo sie zwischendurch sind, womit sie sich beschäftigen, weiß ich nicht. Auch Stub konnte mich darüber nicht aufklären.

Unsere Schwarzen bauten heute regelrechte Nester auf den Holzdächern im Lager; dort wollen sie aus Angst vor dem Nashorn die Nacht verbringen. Auch letzte Nacht gab es irgendeinen Schrecken. Durch großes Geschrei und Hin-und-Her-Laufen schreckten wir auf. Auf unsere Nachfrage behaupteten sie, dass das Nashorn sie aus dem Gebüsch heraus „angefaucht“ habe.

Diese Tiere gehen nämlich nachts zum Fluss, um zu trinken. Wenn das Lager dann zufällig in ihrem Weg liegt und ihnen das Licht der die ganze Nacht brennenden Laterne in die Augen blitzt, geschieht es, dass sie wütend werden und in blindem Zorn gegen die Lampe rennend durch das Lager donnern.

Um dies zu vermeiden, pflegen wir die Wachlampe recht weit von den Zelten entfernt, 25-30 Schritte weit, aufzuhängen, damit das Nashorn, sollte es Lust bekommen, mit der Laterne zu kämpfen, uns im Zelt nicht stört.

19. Nov. Buff & Rhino Camp

In der Nacht erwache ich durch schreckliches Durcheinander und Schreien. Ich höre, wie etwas schweres Tier donnernd ankommt – im nächsten Moment stürzt ein schwerer Körper über mein Bett, tritt auf meinen Daumen und dreht ihn fast aus dem Gelenk; instinktiv werfe ich mich aus dem Bett, verheddere mich aber in dem über mir gespannten Moskitonetz. Ich zerreiße es in Fetzen, bis ich mich daraus befreit habe und die Unversehrtheit meiner Knochen feststellen kann. Offensichtlich – sage ich mir – muss ein Nashorn gegen mein Bett gesprungen sein.

Bald stellte sich jedoch heraus, dass das Nashorn nur ein Nilpferd war, richtiger gesagt „Herr Nilpferd“, also István, der unmittelbar neben mir in seinem Bett schlief. Auch sein Aufspringen ist verständlich, denn – wie morgens die Spuren bewiesen – war ein Büffel, vermutlich vom Lagerfeuer oder der Laterne geblendet, mitten durch das Lager gerast, und zwar direkt zwischen Istváns Bett und dem Zelt des Kochs hindurch.

Letzteres warf er auch um.

Der Koch sprang vor Schreck in Istváns Bett, und dieser fiel in mein Bett.

Es dauerte eine Weile, bis wir uns alle von dem Schreck erholt hatten, umso mehr, als der Büffel einem der Schwarzen auf den Bauch getreten war und dieser sich damit gar nicht abfinden konnte. Jammernd hockte er am Feuer und erklärte, dass er sterben werde. Aber bis zum Morgen war er geheilt.

Aus den Spuren stellten wir auch fest, dass der Büffel, während er über die offene Feuerstelle unserer Küche watete, auch zwei Seile unseres Zeltes zerriss. Ein Glück, dass wir außerhalb des Zeltes im Freien schliefen.

Ich halte es für wahrscheinlich, dass der Besucher ein fehlsichtiger, eventuell blinder Büffel gewesen sein mag, denn von Nashörnern habe ich zwar oft gehört, aber von Büffeln noch nie, dass sie zur Nachtzeit das Lager gefährden.

Heute habe ich einen sehr langen Weg zurückgelegt, von dem ich erst nachmittags krank und müde nach Hause kam. Immerfort habe ich mit meinem Magen zu tun; schon auf dem Schiff habe ich ihn mir verdorben, seitdem kann ich ihn nicht wieder in Ordnung bringen.

Im Morgengrauen breche ich in Begleitung von Stub nach Büffeln auf. Wir nähern uns auch einer Herde, die langsam weidend vor uns herzieht. Das Gelände ist buschig, es ist schwer, das Wild zu sehen, nur hier und da taucht ein schwarzer Körper auf, wie er zwischen zwei Büschen hindurchschlüpft. Es ist alles Mögliche unter ihnen: Kühe, Kälber, mittlere Bullen. Von uns ahnen sie nichts; leise brummen sie, mit ihren Schwänzen rauschend fächeln sie. Wir knien nebeneinander mit Stub, der sie durch das Fernglas auswählt.

Sobald wieder einer aus dem Dickicht schwarz hervortritt, sagt er: That's a heavy bull, take him. (Da ist der große Bulle, wählen Sie den!) Ich schieße auf ihn. Die Kugel klatscht auf seiner Flanke auf. Dann ein entsetzliches Durcheinander, Verwirrung, die ganze Herde rennt in blinder Panik fast auf uns zu. Kaum ein paar Schritte entfernt galoppieren sie an uns vorbei, inmitten einer dicken Staubwolke.

Stub zeigt wieder: That's him, give him another – (Das ist er, geben Sie ihm noch einen!) – Woraufhin ich eher nur auf gut Glück noch einmal dorthin schieße.

Der Herde folgend finden wir eine reichliche Blutspur, die sich bald von den übrigen absondert und in dichteres Dickicht führt. Bald steht der kranke Büffel vor uns, mit krummem Rücken, blutendem Maul, und bricht vor unseren Augen zusammen.

Stub, der neben mir ging, bemerkte sofort, dass der gefallene Büffel – eine Kuh war! Er kehrte sofort auf dem Absatz um und ließ mich nicht dorthin gehen. Auf die Schnelle verstand ich nicht, warum? Stub erzählte dann, dass es verboten sei, eine Kuh zu schießen, und falls es doch geschähe, müsse dies gemeldet werden und es stehe eine Strafe von 10 Pfund darauf.

Stub kehrte also einfach um – er „fand" den Büffel nicht, und so hatte ich zwar einen Büffel geschossen (zwar nur eine Kuh), aber es war kein Grund zur Freude dabei.

Nun ist die Frage: war dies der mit meinem ersten Schuss getroffene Büffel, und hat Stub mich irrtümlich auf eine Kuh schießen lassen, oder hat mein zweiter Schuss diese getroffen? Eventuell habe ich die erste Kugel wirklich in einen Bullen geschossen, und der liegt auch irgendwo im Dickicht? Die Sache ärgert mich furchtbar; ich kann solche Ungewissheit und ein für einen Jäger unpassendes Vorgehen nicht ausstehen, wenn verwundetes Wild nicht gewissenhaft gesucht wird. Stub jedoch wollte vom Fortsetzen der Suche nichts wissen, er wollte nicht, dass die Schwarzen bemerkten, dass ich eine Kuh geschossen hatte; er fürchtete, dass sie ihn auslachen oder anzeigen würden, oder ich weiß auch nicht, wovor.

Mit einem Wort, schon hier, in der Tiefe des Urwaldes, muss man schon hier „taktieren“! Regeln. Vorschriften. Bei Nichtbeachtung Geldstrafe.

Dabei gehört das nicht hierher. Denn das beschmutzt das unschuldige Antlitz der Urwildnis, schlägt den Blütenstaub der Unberührtheit davon ab. Hier geziemt es sich nicht, Schabernack zu treiben, hier ist die Natur Derartiges noch nicht gewöhnt, hier ist noch Paradies, dementsprechend muss man sich hier verhalten.

Nach diesem ziemlich schändlichen Büffel-Inzident suchte ich eine ganz fernab liegende Gegend auf, hauptsächlich um nach der angeblich dort zu findenden Oryx-Antilope zu schauen.

Es ist eine sehr schöne, völlig offene, nur von einzelnen alten Mimosen beschattete, parkartige Gegend. Ich sah viel Wild. Impala, Grant-Gazelle, Oryx, Gnu, Strauß. Ich schoss einen mittleren Grant-Bock und einen schwachen Oryx. (Hier kommt nicht die gewöhnliche „Oryx beisa“, sondern die etwas kürzer hörnige „Beisa-Antilope“ (Oryx beisa galloti) vor.)

Nachmittags ging ich erst sehr spät, nach fünf Uhr, hinaus, weil ich mich nicht wohl fühlte. Stub begleitete mich wieder, da István wegen seines schmerzenden Fußes zu Hause blieb.

Kaum hatten wir das Lager verlassen, trafen wir auf einen starken Impala-Bock, wie er langsam hinter seinen Weibchen herzieht. Ich schoss ihn. Er hat drei Zentimeter längere Hörner als der von vorgestern.

Beim Erreichen des allerersten hohen Baumes schickten wir wie üblich die Leute hinauf, um sich umzusehen. Mit Katzen-Geschicklichkeit erklettern sie die dornigsten und biegsamsten Bäume. Wie die Vögel stehen sie auf den obersten dünnen Zweigen, von dort spähen sie nach dem Wild.

Ndolo entdeckt auch diesmal eine gewaltige Büffelherde in der Ferne. Mingi sana mbogo (sehr viele Büffel) meldet er. Nur das Problem ist, dass es mbale (weit) ist. Die Sonne lässt sich schon zur Ruhe nieder, die Frage ist, ob wir noch hinkommen können?

Wir versuchen es.

Nach einer einstündigen Wanderung, die auch als Laufen durchgehen könnte, sind wir da. Die Beleuchtung ist zwar schon mangelhaft, aber das Korn ist noch sichtbar. In der Deckung eines ausgetrockneten Wasserlaufes gelange ich zu dem am weitesten hinten ganz allein weidenden Büffel, einem groß wirkenden, kohlrabenschwarzen Bullen. Die Herde bewegt sich in einer völlig offenen, baumlosen Ebene, sie stehen bis zum Bauch im binsigen Gras. Stub beobachtet den hinten gehenden Bullen lange mit dem Fernglas, dann spricht er das Urteil: Take him, break his shoulder. (Wählen Sie den! Brechen Sie ihm die Schulter!) Sobald er sich seitlich dreht, schieße ich ihn auf das Blatt. Er bricht im Feuer zusammen, verschwindet im hohen Gras, strampelt wild herum, wirbelt Staub auf, rappelt sich auf und – ergreift die Flucht.

Noch drei Kugeln schieße ich in ihn hinein – sie puffen nur so in seiner Flanke –, den vierten Schuss fehle ich. Ich schnappe mir von Ndolo das Reservegewehr und schieße noch einige Male hinter dem Büffel her, aber ich treffe nicht, weil es schon so sehr dunkelt, dass ich kaum noch sehe.

Die aufgeschreckte Herde – es mögen wohl fünfzig sein – verliert sich krachend und knackend, eine riesige Staubwolke aufwirbelnd, in der Dunkelheit.

Stub ist ganz außer sich geraten. Sein Gesicht zuckt vor Hitze. Während ich auf den Büffel schoss, schrie er wie irgendein Zulukafer. Nach jedem Schuss wurde er feuriger. Give him another – that's right – and another – that's got him (Geben Sie ihm noch einen! – Das ist richtig – und noch einen – den hat er!) und Ähnliches.

Folgen kann man dem Büffel natürlich nicht. Also nach Hause ins Lager, morgen werden wir sehen, was sein wird.

A sörénytelen hímoroszlán 59. old.

A sörénytelen hímoroszlán lefejtett bőre
(A váll-lövés helye világosan látszik) 59. old.

20. Nov. Buff & Rhino Camp

In der Nacht setzte der Regen ein. Durch Stubs laute Kommandorufe erwachten wir, mit denen er schallend die Schwarzen anwies, unsere im Freien stehenden Betten unter das

Zelt zu bringen. Stub fühlt sich überhaupt nur dann wohl, wenn er nach Herzenslust schreien, vor allem aber Kommandoworte brüllen kann.

Morgens im trüben, feuchten, angenehmen Morgengrauen brachen wir zur Suche nach dem Büffel von gestern Abend auf. Aber unterwegs erblicke ich auf einer mit kleinen Büschen bewachsenen Wiese erneut vier Büffel. Entlang eines günstig auf sie zu ziehenden Krautstreifens gelingt es mir, mich an sie heranzupirschen. Alle vier sind Bullen. Ihre Köpfe sind nicht sichtbar, sie halten sie tief im hohen Gras. Nur ab und zu zeigen sie sie für einen Augenblick, wenn sie damit nach einer Fliege schlagen. Die Büsche um uns herum werden immer dichter, denn die langsam weidenden Büffel erreichen fast schon den Wald. Ich wähle den letzten, umso mehr, als die ersten drei schon fast ganz von den Büschen verdeckt werden. Er steht gerade gegenüber, also schieße ich ihm in die Brust.

Er macht einen großen Sprung und verschwindet mit den anderen.

Der starken Blutspur folgend finden wir bald darauf den schwerkranken Büffel. Er steht im Schutz eines dunklen Dornbusches und röhrt laut. Wenn er still geblieben wäre, hätte ich ihn vielleicht gar nicht bemerkt, so sehr war er in das Dickicht hineingekrochen.

Er ist schon harmlos, der Arme; er bewegt sich nicht von der Stelle, als er mich erblickt. Dennoch muss ich noch vier Kugeln in ihn hineinschießen, bis er umfällt. Bewundernswert ist diese Zähigkeit.

Ein alter, aber leider recht schlecht hörniger Bulle, die Spitze eines Horns ist gebrochen. Wir schlagen den Kopf ab, seinen Körper bedecken wir mit Zweigen, damit das Geierheer nicht sogleich darüber herfallen kann. Vielleicht gibt es im Morgengrauen Löwen an ihm.

Erst danach suchten wir die Fährte meines gestern Abend verwundeten Büffels. Mehr als drei Stunden lang folgten wir der schon angetrockneten, aber dennoch klar erkennbaren Blutspur durch Dickichte, lichte Stellen, offene Felder, dornige „Savannen"-Wälder, bis schließlich das Bluten so sehr nachließ, dass ein Weiterverfolgen unmöglich war.

Es ist deprimierend, dass ich nun schon meinen dritten verwundeten Büffel verliere. Besonders der Fall dieses Bullen ist unbegreiflich. Der erste, mit großer Vorsicht abgegebene Blattschuss wirft ihn um, aber er stellt sich auf die Beine, erhält noch drei Kugeln und – geht trotzdem weg!

Abend:

Dieser heutige Nachmittag wird mir immer in Erinnerung bleiben. Ich habe mich mit meinem Gewehr versöhnt! Denn ich gab ihm die Schuld für meine bisherigen Misserfolge. (Für die verwundeten und verlorenen Büffel habe ich Geschosse mit Bleispitze verwendet. Meine mit der Stahlkugel geschossenen Büffel wurden ausnahmslos alle gefunden.)

Ich traf drei alte Büffelbullen. Die Leute zurücklassend, krochen wir mit Ndolo bis auf etwa achtzig Schritte an die Büffel heran. Der Größte lag, die anderen beiden weideten daneben. Ich wartete eine Weile, dass vielleicht auch der Stärkere aufstehen würde. Da er hierzu jedoch nicht geneigt war, schoss ich ihm im Liegen in den Hals.

Er sprang auf, aber zwei schnelle Blattschüsse warfen ihn um.

Die anderen beiden Bullen, die ihren strampelnden Gefährten sahen, wurden zornig und näherten sich mir mit erhobenem Kopf, verdrießlich brummend.

Auf Ndolos energische Aufmunterung hin, „schießen, schießen, weil sie angreifen“, was sie anscheinend wirklich im Schilde geführt haben mochten, zögerte ich nicht lange, sondern hielt beide aus fünfundzwanzig Schritten mit je einem Brustschuss an Ort und Stelle auf. So lagen in der Zeitspanne von kaum einigen Minuten innerhalb eines Steinschlagkreises alle drei Bullen.

Es war ein wunderschönes, unvergessliches Erlebnis, dessen einzige Schattenseite ist, dass die Hörner wahrlich nicht besonders berühmt sind, besonders die der letzten beiden nicht. Aber wenn es hart auf hart kommt, kann man nicht wählen.

Als wir in der Abenddämmerung die Köpfe abschlugen, setzte der Regen ein. Durchnässt und erfrischt erreichte ich das Lager.

Morgen will ich schon bei Tagesanbruch bei den erlegten Büffeln sein, in der Hoffnung, auf Löwen zu treffen.

21. Nov. abends, Buff & Rhino Camp

Heute habe ich mich dann gründlich ausgelaufen und so viele Büffel gesehen, dass ihre Zählung unmöglich wurde.

Noch bei Dunkelheit verließ ich das Lager. Durch den gestrigen Regen ist der Fluss angeschwollen. Noch am Abend ließen wir von den Schwarzen eine behelfsmäßige „Bürü“ (Bürü bedeutet Laufbrücke; auf Ungarisch, nicht auf Negerisch!) bauen, damit wir nicht in das bis zur Taille reichende Wasser steigen mussten.

Als ich im Morgengrauen über die Bürü hinüberschwankte, zerbrach mein Stock und ich legte mich der Länge nach ins Wasser. Dies an sich wäre noch kein Problem gewesen, aber beim Sturz brachen meine schon in Heilung begriffenen Beinwunden wieder auf und störten mich später sehr beim Gehen. Dabei gingen wir von morgens halb sechs bis nachmittags vier Uhr.

Wir suchten zuerst die gestern Abend geschossenen Büffel auf, aber wir fanden an ihnen außer einigen Hyänen und einer Unmenge Geier wieder nichts anderes vor. Es ist fast unvorstellbar, wie dieses Leichenräuber-Hyänen-, Schakal- und Geiervolk drei so gewaltige Tiere in wenigen Stunden auffressen kann. Bis ich hinkam, sprachen im Grunde nur noch die sauber abgenagten Skelette von dem, was dort am Abend vorgegangen war.

Das Vergehen nimmt man hier in den Tropen wörtlich. Was umfällt oder was von der Bühne des Lebens gestoßen wird, dem rüttelt am nächsten Tag schon der Wind an den Rippen. Am dritten Tag aber werden auch seine Knochen auseinandergetragen, egal was für ein schöner fetter Büffel es vorgestern war. Die Eingeborenen begraben deshalb ihre Toten nicht. Bis zum Morgen würden die Hyänen sie ohnehin ausscharren. Schade um die Mühe.

Die hier Ruhenden werden es am jüngsten Tag nicht leicht haben. Sie werden ins Schwitzen kommen, bis sie ihre Teile zusammengesucht haben.

Aber kehren wir zur Sache zurück. Ich traf ein mir bisher unbekanntes Tier, das ich auch schoss. Es ähnelt unserem Dachs, auf Englisch wird es Honeybadger (Honigdachs)

genannt. Angeblich eine Seltenheit.

Ein außerordentlich zähes, mutiges kleines Tier, es tat mir auch sehr leid, dass ich es so gequält habe. Ich traf es in den Bauch und der Magen hing halb heraus. Nach dem Schuss schnappte es sogleich mit dem Maul danach, so biss es in seine eigenen Eingeweide und zog sie heraus, die es beim Laufen behinderten. Die Leute liefen ihm hinterher, das Tier wandte sich ihnen zähnefletschend zu und kämpfte so lange, bis sie es mit Stöcken mit großer Mühe erschlugen.

Für die Schwarzen ist so etwas ein besonderes Vergnügen. Ein hilfloses, verwundetes Tier zu reizen, zu quälen, kommt dem besten Scherz gleich. Sie lachen so sehr, dass sie fast zerplatzen. Sie erinnern lebhaft an unsere heimischen Treiber, die den verwundeten Hasen oder Fasan mit ähnlicher Liebenswürdigkeit zu behandeln pflegen. Auf die Feinheiten der Seele haben die Sonnenstrahlen des Äquators keinen erzieherischen Einfluss.

Ich traf auch zwei Geparden; man nennt dieses gelbe, schwarz gefleckte, jagdhundgroße, gewissermaßen an einen Panther erinnernde Raubtier auch Cheetah.

Sie bemerkten mich schon aus sehr weiter Ferne und schlichen sich davon. Ich rannte ihnen im lichten, hellen Wald hinterher, aber die betäubende Hitze machte mich atemlos, bevor ich in Schussweite hätte gelangen können.

Um die Mittagszeit schoss ich eine Grant-Gazelle, und zwar ein Weibchen für meine Sammlung, weil die Hörner des Grant-Weibchens so auffallend schön sind.

Später fand ich zwei stattliche Büffelherden. In jeder mögen es wohl 80-100 gewesen sein. In den Schatten einsamer, ausladender Bäume zurückgezogen, teils stehend, teils liegend „hielten sie Mittagssruhe“, genau wie unsere heimischen Rinderherden. Sie langweilten sich, langweilten sich untereinander, langweilten sich wegen der Hitze. Teilnahmslos, schläfrig starrten sie vor sich hin. Mancher kaute wieder, aber auch das nur aus Langeweile. Es ist wunderbar, wie sie zu dieser Zeit zahm werden. Der furchteinflößende Kaffernbüffel mit den blitzenden Augen – Gott bewahre einen davor – erniedrigt sich zum schläfrig dösenden, einfältigen „Bihal“ (Büffelstier). Gerade noch der Ziehbrunnen fehlt daneben. Ich schlich mich an beide Herden einzeln heran, aber einen mir zusagenden Bullen fand ich in keiner von beiden.

Vor zwei Jahren, als ich im Sudan jagte, traf ich verhältnismäßig selten auf Büffel, sodass ihr Erblicken immer ein Ereignis darstellte. In solchen Fällen denkt der Jäger natürlich nur an den Schuss, für genüssliche, bequeme Beobachtung bleibt keine Zeit.

Ich näherte mich noch einer dritten Herde. Diese hielt keine Mittagsruhe. Sie zog langsam im Mimosenwald einem nur ihr bekannten Ziel entgegen. Kleine, komondorgroße Kälber tummelten sich mit drolligen Bocksprüngen um die Kühe, welche mit dem einen oder anderen tiefen Brummen oder einem sanften Stoß in die Seite die mutigeren zur Ordnung riefen.

Eigenartig ist dieses fortwährende Brummen, Murren, das eine solche Büffelgruppe vernehmen lässt. Wenn sie weiden, wenn sie satt im Schatten liegen, wenn sie lauschen oder im Ziehen sind, brummeln sie gleichermaßen.

Es gibt in einer solchen großen Gesellschaft alle Arten und Formen von Büffeln. Riesengroße, uralte Kühe mit flachen, dünnen Hörnern; kleine, ungestalte Kälber, mittlere Jungtiere. Kleine fette oder große, abgemagerte, skelettartige Individuen, an denen die Haut faltig schlottert. Es gibt kohlenschwarze, graue, fahle, solche mit gebrochenen

Hörnern und Lahme, haarige und kahle; es gibt zornige, es gibt friedfertige, es gibt gut gelaunte, es gibt solche mit traurigem Gesicht. Als hätte man eine schöne, gesunde Zuchtherde mit abgenutztem, billigem Marktvieh, Stallrindern und draußen überwinterndem „Steppen-Jungvieh“ zusammengeschlagen.

Auf einem mit niedrigen Büschen bespickten Gelände ging ich heimwärts, arglos plauderte ich mit meinen Leuten – soweit ich eben auf Negerisch „plaudern“ kann –, als unerwartet wieder Büffel vor uns erschienen.

Es mochten insgesamt vier oder fünf sein, allesamt Bullen. Ein sehr starker zeigte sich unter ihnen, wesentlich größer als die anderen.

Er stand mir gegenüber, hatte mich auch schon bemerkt, ich konnte also nicht warten, bis er sich quer stellte, sondern musste ihm in die Brust schießen. Im Wegspringen ließ ich noch eine Kugel in seine Flanke gehen.

Dann ging alles in der Staubwolke verloren, die ganze Gesellschaft galoppierte an mir vorbei, an deren Ende ich den verwundeten großen Bullen zu erkennen glaubte. Als er aus dem wirbelnden Staub wieder aufblitzte, schoss ich schnell dorthin; er schlug wie ein Hase einen Purzelbaum, war aber sofort wieder auf den Beinen und verschwand.

Kaum hatte sich der Staub verzogen, hörte ich hinter irgendeinem Busch ein Röcheln und zu meiner größten Überraschung fand ich den verendenden großen Bullen! Im Staub hatte ich nicht bemerkt, dass mein zweiter Schuss ihn umgeworfen hatte. Derjenige, der beim letzten Schuss den Purzelbaum schlug, war also – ein anderer Bulle!

Dem vor mir Liegenden musste ich noch den Gnadenschuss geben. Ich freute mich sehr über ihn, denn – obwohl auch dieser nicht kapital ist – ist es dennoch ein sehr schöner Bulle, der jeder Sammlung Ehre macht. Sein Horn ist 103einhalb Zentimeter breit, einen größeren haben wir noch nicht geschossen. Nachdem das Fotografieren und das Abschlagen des Kopfes erledigt waren, machten wir uns an die Verfolgung des anderen verwundeten Bullen. Mit gewissermaßen beklommenem Herzen, denn ich fürchtete, dass sein Horn Enttäuschung bringen würde, da ich ja gar nicht recht gesehen hatte, was er auf dem Kopf hatte.

Die Stelle des Purzelbaums fanden wir leicht, von wo eine blutige Spur in das Dickicht führte. Es folgte eine stundenlang dauernde, außerordentlich mühsame Suche, größtenteils durch den dornigsten und unwegsamsten Dschungel, wo wir mit gespanntem Gewehr, jeden Augenblick einen Angriff erwartend, Schritt für Schritt vorwärts krochen. Schließlich mussten wir die Verfolgung doch abbrechen; die Blutspur hörte auf, der Büffel legte sich kein einziges Mal nieder, er kann also nicht viel abbekommen haben.

A Nanyuki-i „szálloda". (54. o.) Fotó: Széchenyi.

22. Nov., mittags Buff & Rhino Camp

In der Nacht erwachte ich davon, dass zwei oder drei Löwen wunderschön aus der Richtung meines gestern erlegten Büffels brüllten.

Was für Töne das sind! Sie sind nicht einmal mit dem bekannten Winseln der übersättigten Zootiere zu vergleichen!

Schon eine Stunde vor Tagesanbruch verließ ich das Lager, was keine leichte Sache ist, da unsere Leute – aus Angst vor Nashorn und Büffel – nicht bereit sind, vor der Dämmerung aufzubrechen, und nur mit Strenge und Drohung dazu gebracht werden können.

Das frühe Aufstehen war jedoch der Mühe nicht wert, denn am Büffelaas fand ich nur das gewohnte, kämpfende Geierheer vor.

Ich habe die gesamte Umgebung akribisch abgesucht und schließlich die nächtlichen Spuren der Löwen gefunden, eines Männchens und zweier Weibchen. Die Fährten führten nicht zum Büffelkadaver; wie es scheint, mochten die Raubtiere um eine selbst geschlagene Beute gebrüllt haben.

Anfangs war es recht leicht, die Spuren zu halten, da der Boden sandig war. Wir waren schon eine ganze Zeit gegangen, als mit lautem Rauschen eine stattliche Gesellschaft Geier vor uns aufflog. Bald stellte sich heraus, dass sie sich um die Überreste des nächtlichen Mahls der Löwen drängelten. Eine gewaltige Elenantilope (Eland) hatten die hohen Herrschaften zur Strecke gebracht. Um die von ihnen übrig gelassenen Abfälle stritten sich die Tellerlecker.

Elenantilopen hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt noch keine einzige gesehen; siehe da, in welch unordentlichem Zustand ich nun der ersten begegnen muss. Alles an ihr ist zerstreut!

Bald gelang es, die vom Aas wegführenden Spuren erneut zu entwirren. Scheinbar mochten die Löwen sehr satt gewesen sein, denn alle paar hundert Schritte hatten sie sich niedergelegt und im Sand gewälzt, was wir aus den Spuren klar feststellen konnten.

Gegen zehn Uhr gelangten wir in sehr unangenehme, dichte Dorndickichte, wo wir immerfort die Fährten verloren und sie erst nach langer Zeit wiederfanden.

Die Kleidung hing in Fetzen an mir, darunter war auch die Haut ziemlich lädiert, und die Hitze begann unerträglich zu werden. Ich wurde der Jagd überdrüssig und brach ab. Nachmittags werde ich es eventuell erneut versuchen.

István hatte heute Morgen ausgezeichnetes Glück.

Kaum hatte er das Lager verlassen, stieß er auf zwei starke Büffelbullen und schoss sie beide. Um sechs brach er von zu Hause auf, um halb sieben lagen seine zwei Bullen, um sieben lag er auch schon – im Bett! Jetzt hat er wenigstens gezeigt, wie er sagt, wie man auf vornehme Art jagt. Und nicht so, wie ich es pflege, mir den ganzen Tag die Füße abzulaufen.

Am Nachmittag suchte ich noch lange nach den Löwen, aber ergebnislos. Ich sah gar nichts. Auf dem Heimweg schoss ich einen Frankolin (Rebhuhnartige) für die Küche, mit dem Flobert.

István schoss erneut in der Nähe des Lagers einen starken Büffel. Den nächsten wird er wohl vom Zelt aus schießen.

23. Nov. Buff & Rhino Camp

Im Laufe des Vormittags hatte ich eine ergebnislose, aber sehr interessante Pirsch.

Ganz nah pirschte ich mich an ein Nashorn heran. Da ich sein Horn für zu kurz hielt, schoss ich nicht auf es, sondern beobachtete es eine ganze Zeit lang. Meine Kodak war leider bei meinem zurückgebliebenen Mann, der sich nicht vorgetraut hatte; ich konnte mich wegen der Nähe des Nashorns auch nicht recht rühren, und so ging diese ausgezeichnete Gelegenheit zum Fotografieren verloren.

Als das Nashorn sich ins Dickicht zurückzog, entfernte auch ich mich. Ich war noch nicht weit gegangen, als hinter meinem Rücken drei Schüsse knallten.

Wie sich später herausstellte, wollte István, der zufällig ebenfalls diesen Weg genommen hatte, das von mir soeben gesehene Nashorn schießen. Er jagte ihm drei Kugeln hinein, das Nashorn jedoch ging weg. Vielleicht geht es jetzt noch.

In der Ferne taucht eine Staubwolke auf. Auf einen Ausguckbaum kletternd, erkennen wir, dass eine ziehende Büffelherde den Staub aufwirbelt. Wir machen uns an ihre Verfolgung.

Wir haben sie fast schon eingeholt, als ein unmittelbar vor mir auftauchendes Nashorn mich zum Anhalten zwingt. Von ihm höchstens zehn Schritte entfernt steht ein hoher

„Termitenhügel“, den wir mit gutem Wind erreichen und auf den wir mit Ndolo hinaufklettern.

Auf unserem bequemen Ausguck thronend, können wir ungestört den unter uns in nur wenigen Metern Entfernung stehenden Riesen genießen, auf den ich – wiederum wegen seines nicht entsprechenden Horns – nicht schieße.

Es ärgert mich so, dass meine Kodak wieder nicht zur Hand ist! Ndolo hat nämlich an dem Reservegewehr und der Munition gerade genug zu tragen. Den Apparat trägt der „Kodakboy“, der beim Erscheinen des Nashorns gewöhnlich zusammen mit den anderen Helden das Geschehen von den Baumwipfeln aus betrachtet.

In einem einsamen Gebüsch steht das Nashorn, in Gedanken versunken. Es spielt mit seinen an den Rändern zerfetzten Ohren, ansonsten ist es regungslos. Es hat in solchen Momenten ein sehr dämliches Gesicht. Seine Statur ist wie die eines grau gestrichenen, riesigen Edelschweins. Sein Rücken und seine Flanken sind übersät mit rotschnäbeligen „Nashornvögeln“.

Sie sind bei schwerer Arbeit. Sie suchen nach Zecken und Käfern, reinigen die runzlige Haut ihres gewaltigen Herrn. Sie arbeiten wie eine fleißige Schiffsbesatzung auf irgendeinem großen, grauen Panzerschiff. Ich bin so nah, dass ich durch mein Fernglas sogar sehe, wie manche der Vögel mit weit aufgerissenem Schnabel an „Deck“ hecheln, so erschöpft sind sie von der schweren Arbeit.

Während ich mich gerade am Nashorn ergötze, bemerkt Ndolo einen sich von hinten nähernden Büffel. Dies ist wahrlich ein Bulle mit kapitalem Gehörn! Aber da ein ungünstiger Wind weht, hat er mich schon bemerkt und galoppiert eilig der vorhin erwähnten, weiterziehenden Herde hinterher.

Wir springen vom Termitenhügel hinunter, lassen das träumende Nashorn stehen und versuchen laufend, vor den großen Bullen zu kommen, aber dies gelingt nicht mehr. Die Herde erreichen wir zwar noch zweimal, doch sie steht in einer solchen Staubwolke und so dicht, dass ich den großen Bullen, der sich nun irgendwo unter sie gemischt hat, beim besten Willen nicht auswählen kann.

Morgen bereite ich mich auf einen ganztägigen langen Ausflug vor. Ich nehme Essen und eine doppelte Ration Trinkwasser mit mir, ich beabsichtige, bis zum Abend draußen zu bleiben. Übermorgen werden wir angeblich die Zelte abbrechen und uns etwa 15-20 Kilometer weiterziehen.

24. Nov. abends, Buff & Rhino Camp

Nach frühem Aufbruch sehen wir bald ein starkes Nashorn in großer Entfernung, im Laufen. Lange folgen wir ihm, im Dickicht faucht es uns auch an, aber wir sehen es nicht.

Gegen Mittag schieße ich einen sehr starken Grant-Bock, dann legen wir uns unter irgendeinem Baum zur Mittagsruhe nieder. Ich verzehre mein Frühstück, die Spargel- und Fruchtkonserve, und versuche dann zu schlafen. Es gelingt schwer, denn der Platz unter dem Baum ist voll von Dornen, Ameisen und Zecken, die um die Wette stechen.

Nachdem die Mittagshitze nachgelassen hat, ziehen wir weiter. Eine Gnuherde taucht in der Ferne auf, aber es gelingt nicht, sich ihr zu nähern.

Gegen vier Uhr nachmittags, während wir ganz arglos auf einem recht offenen, nur von einigen großen Bäumen spärlich beschatteten Gelände dahingehen, tritt hinter einer nahen Termitenburg, als käme es aus der Erde, ein starkes Nashorn hervor...

Wir stehen bei günstigem Wind: Es hat uns nicht bemerkt, es mag nur irgendeinen verdächtigen Lärm gehört haben, deshalb trat es hervor...

Bis ich von Ndolo das größere Gewehr schnappe, läuft das Nashorn im Trab los; schnell jage ich ihm eine Stahlkugel mitten auf das Blatt, die es in die Knie zwingt. Aber es ist sofort wieder auf den Beinen. Zu einem zweiten Schuss komme ich gar nicht mehr, denn es macht kaum ein, zwei Schritte, stürzt um und wirbelt in seinem Verenden eine solche Staubwolke auf, dass ich vorerst nichts sehen kann.

Und als der Staub verfliegt, liegt das Nashorn verendet da. Mit seinem Schwanz schlägt es zwar noch ein-, zweimal, dafür erhält es noch eine Sicherungskugel hinter das Ohr.

Es ist kein herausragendes, aber ein recht gutes Tier mit starkem Horn. Sein hinteres Horn ist kaum kürzer als das vordere.

So vollzog sich das Erlegen meines ersten Nashorns ohne jede besondere Aufregung, genau wie das eines Rehbocks zu Hause.

Mein neues Gewehr hat diesmal gezeigt, was es kann. Den fast dreißig Zentner schweren Koloss hat ein einziger Blattschuss in wenigen Augenblicken erledigt.

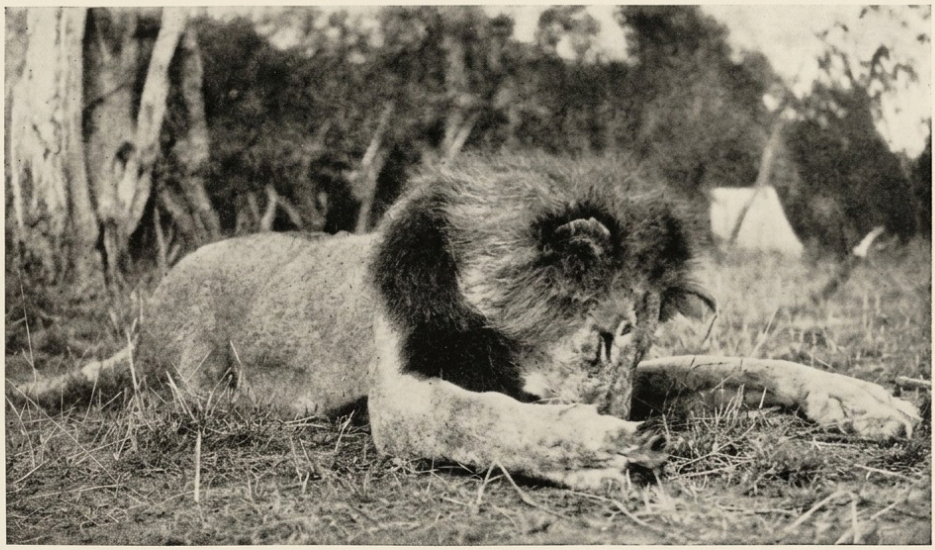
Es ist stockfinster, bis wir uns ins Lager zurückschleppen. Mit dem schweren Nashornkopf, den sechs Mann an Stangen schleppen, konnten wir nur sehr langsam vorankommen.

Zu Hause angekommen höre ich, dass auch István heute sein erstes Nashorn geschossen hat. Angeblich ist es etwas schwächer als meines; heute konnten sie seinen Kopf nicht mehr hereinbringen, morgen gehen sie dorthin.

Die mit den heute erlegten zwei Nashörnern verbundenen Arbeiten – Zerstückeln, Einsalzen und Trocknen der Häute – ändern unseren Plan für den morgigen Weiterzug. Wahrscheinlich werden wir erst übermorgen umziehen; falls es uns gelingt, morgen fertig zu werden.

Als wir heute nach dem Abschlagen des Nashornkopfes heimwärts aufbrachen, sprangen die Leute vor plötzlichem Schreck auseinander. Eine Schlange verursachte den Aufruhr. Mit großer Vorsicht uns ihr nähernd, erschlugen wir sie.

Angeblich war es eine sehr giftige, gefährliche Schlange. Dabei sah sie wie ein recht unbedeutender, dünner, grauer Wurm aus.



A nagy feketesörényes. (205. o.) *Foto: Széchenyi.*

25. Nov. nachmittags, Buff & Rhino Camp

Den heutigen Nachmittag habe ich zum „Sonntag“ ernannt. Ich bleibe zu Hause, halte Rast, kramte im Lager herum. Allgemeine Reinigung, Flicken der Kleidung, Ordnen von Fotos, Filmen und Munition, Lesen, Schreiben und ausgiebiges Schlafen. Gegen Abend schaue ich vielleicht hier in der Nähe noch hinaus, aber nur mit dem Flobert. Man müsste ein, zwei Vögel für die Küche schießen.

Das Nichtstun tut gut, denn am Morgen hatte ich Anteil an einer wunderschönen Jagd.

Kaum hatte ich das Lager verlassen, wurde ich auf langgestreckte, niedrige Staubwolken aufmerksam, die, vom Fluss ausgehend, sich zum Wald hin zu verlängern schienen. Diese Staubstreifen kündigten die gewaltigen Büffelherden an, die von der morgendlichen Tränke abzogen; als hätten sich in der morgendlichen Windstille ebensoviele graue Nebellinien auf die Erde gelegt.

Mit einem großen Umweg und entsprechender Eile gelang es mir, vor die ziehenden Büffel zu kommen, und dadurch schnitt ich ihnen den Weg an der Grenze zwischen dem dichten Wald und dem buschigen Gelände ab.

Fast unglaublich ist die Büffelmasse, die dort vorbeizog. Ich konnte ihre Zahl nicht schätzen, da ich nur die um mich herum, also die rechts und links von mir vorbeiziehenden sah; aber hinter diesen kündigten in der Ferne noch zahlreiche Staubstreifen an, dass dort immer noch neue und weitere Herden folgten. Die an mir zu beiden Seiten – in einer Breite von insgesamt etwa 1000 Schritten – vorbeiziehenden Büffel schätzte ich auf mindestens 500 bis 600 Stück.

Es war mein Glück, dass sie fast im Gänsemarsch, in langsamem, trottendem, trägem Schritt zogen, so konnte ich die einzelnen Tiere gut in Augenschein nehmen. Einer nach

dem anderen trotteten sie brummend und prustend dahin. Mit ihren Schwänzen, Köpfen und manchmal sogar mit ihren Hinterbeinen schlugen sie nach den lästigen Fliegen und verbreiteten einen penetranten, unverfälschten, heimischen Ochsenstall-Geruch. Sie ließen mich wieder vergessen, dass sie jenes viel zitierte „gefährlichste Großwild" sind; unwillkürlich suchte ich nach dem „Leittier" und wartete auf den kläffenden Puli-Hund, der die Nachzügler wohl herantreiben würde.

Nach zahlreichen Kühen mit Kälbern, schlechten Bullen und schwächeren bis mittleren Stücken folgte schließlich ein großgewachsener, kohlenschwarzer Bulle mit sehr finsterem Gesicht. Sein breiter Stirnpanzer schimmerte auffallend grau, er trug den Kopf tief, als würde ihn das schwere Hornpaar regelrecht nach unten ziehen. Seine „Auslage" (Breite seines Horns) konnte ich nicht beurteilen, da ich ihn von der Seite sah und er seinen Kopf kein einziges Mal zu mir drehte. Aber seinen „Panzer" – den „Boss", wie der Engländer ihn nennt – sah ich, dass er auffallend breit war. Auch Ndolo machte viele „kubasana"-Bemerkungen (Sehr groß (in Swahili)). Es gab keine Zeit zu verlieren, es musste gehandelt werden.

Um sicherer zielen zu können, lege ich mich auf den Bauch und schieße möglichst tief auf die untere Spitze seines Schulterblatts. Er fällt auf die Knie, steht auf und bricht nach einigen unsicheren Schritten mit schwerem Sturz zusammen. Die auseinanderstiebende Herde wirbelt eine dichte Staubwolke auf, man sieht nichts, nur das Donnern der davongaloppierenden Tiere und das so eigenartige Röcheln des sterbenden Büffels ist aus dem wirbelnden Grau zu hören.

Es dauert keine fünf Minuten – der Staub hat sich inzwischen verzogen – da taucht kaum 300 bis 400 Schritte weiter schon die nächste Büffelgruppe auf, wie eine lange, sich hinziehende schwarze Schlange, deren Ende in einer Staubwolke verschwindet.

Im Schutz kleiner Büsche – um den gefallenen Büffel kümmern wir uns vorerst nicht – versuchen wir laufend voranzukommen. Wieder gelingt es uns, auf etwa 150 Schritte heranzukommen. Wir kommen zwar etwas zu spät, der Großteil der Gruppe ist schon vorbeigezogen, es folgen nur noch nachzügelnde kleinere Gesellschaften und einsame Nachhut-Tiere. Vorerst nur Kühe mit Kälbern.

Der Wind mochte sich etwas gedreht haben, denn jetzt bleiben sie stehen, werfen ihre Köpfe in unsere Richtung hoch, ja, zwei alte Kühe schreiten mit hochgehaltener Nase neugierig auf uns zu. Wieder bleiben sie stehen, wittern, schlagen mit ihren Schwänzen hin und her, brummen; es scheint schon, dass sie uns erkannt haben, aber schließlich beruhigen sie sich doch. Die zwei Kühe kehren in die Reihe zurück. Noch einige Minuten bleiben sie stehen, prüfen den Wind, indem sie ihre Köpfe nach rechts und links drehen, dann setzen sie ihre Wallfahrt fort.

Nur noch eine Gruppe ist übrig. Drei oder vier Kühe und ganz hinten – ein gewaltiger Bulle! Einen Büffel von solchem Körperbau habe ich noch nie gesehen. Ganz fahl, fast mausfarben, denn wie sich später herausstellt, ist seine Haut völlig kahl und haarlos, nur in der Halsgegend trägt er einige schwarze Borsten. Auf seiner Stirn wölben sich die Hornpanzer wie große graue Melonen. Auch dieser lässt den Kopf hängen und schreitet so unfreundlich, so düster dahin, wie es nur ein sehr alter Bulle pflegt. Die Kühe spähen hierhin und dorthin, aber den Alten interessiert offensichtlich gar nichts. Mit zur Erde gerichtetem, von Sorgen und dem schweren Horn beladenem Kopf trottet er den anderen hinterher, scheinbar ist er des Lebens schon schrecklich überdrüssig.

Mit einer Kugel erleichtere ich sein Leid.

Auch dieser bricht in die Knie, kommt auf die Beine und galoppiert donnernd in der Staubwolke davon...

Mit gespannter Aufmerksamkeit horchen wir: Von einem dumpfen Sturz dröhnt die Erde, dann ertönt das wohlbekannte Todesröcheln!

Welch eine Erleichterung ist das! Es gibt keine mühsame, lange dauernde Suche mit zweifelhaftem Ergebnis, wir können sichergehen, der Bulle ist verendet. Bald stehen wir auch neben ihm. Ein prachtvoller Büffel. Die Auslage seines Horns ist zwar unbedeutend, aber die Breite der Stirnpanzer ist außergewöhnlich – 40 Zentimeter –, was zu den Besten gehört.

Ein eigenartiger Laut ist dieses „Todesröcheln" des Büffels. Erschütternd, ich könnte fast sagen: schaurig. Es ist ein so klagvoller, hilfloser, zorniger Abschiedsschrei vom Leben, von den davoneilenden Gefährten, wie ein letztes, schreckliches Verfluchen. Nach Rache schreiend. Man hört daraus die ungeheure Anstrengung heraus, mit der das Leben aus der verkörperten Urkraft reißt. Und es ist, als würde es im Menschen auch ein wenig Verantwortungsgefühl wecken. Man schaut so seltsam auf seinen Zeigefinger, der, indem er den Abzug drückte, dies herbeiführte...

Nachdem wir die Köpfe der erlegten Büffel abgeschlagen hatten, suchte ich den Kadaver meines gestrigen Nashorns auf. Das Geierheer hatte ihn völlig bedeckt. Auch einige kümmerliche Schakale schlichen um ihn herum, von dem erhofften Löwen war jedoch keine Spur. Die panzerartige Nashornhaut konnte jedoch weder Geier noch Hyänenschakal anritzen. Sie arbeiteten nur an der Stelle des abgeschlagenen Kopfes und hatten sich in dem dort ausgehöhlten Tunnel schon fast bis zum Magen hineingefressen. Wir erleichterten ihnen die Arbeit, insofern wir die wertvolle Bauchhaut des Nashorns ablösten und mit uns nahmen. Schwer beladen mit Nashornhaut und Büffelköpfen erreichten wir gegen Mittag das Lager.

Heute war das Wetter den ganzen Tag über trübe, eine unaussprechliche Erleichterung nach der sengenden Hitze. Die Sonne lugte nur sehr selten hervor; ein-, zweimal begann es auch zu tröpfeln, aber zum Regnen kam es nicht.

Morgen ziehen wir weiter.

Vorhin habe ich vergessen zu erwähnen, dass heute, während ich mich mit dem Vermessen des Horns meines zweiten Büffels beschäftigte, eine weitere Büffelgruppe vom Fluss her eintraf. Auf das Geräusch der Schüsse hin kamen sie nun galoppiert. Da sie sich jedoch über die Richtung der Gefahr nicht im Klaren waren, hielten sie schnurstracks auf uns zu. Als sie auf etwa zwanzig Schritte heran waren, sprangen wir auf und schrien sie an, damit sie uns nicht niedertrampelten. Sie blieben stehen, wunderten sich, brummten und nahmen, auf dem Absatz kehrtmachend, Reißaus.

István hatte heute Nachmittag Anteil an einem seltenen Anblick. Aus allernächster Nähe beobachtete er ein Nashorn, das den neben ihm weidenden Büffel angriff und umstieß; es war eine alte Kuh mit Kalb, das Nashorn mochte deshalb so kämpferisch gewesen sein.

Nyilazó wandorobo. (94. o.) *Fotó: Széchenyi.*

26. Nov. Sweet Waters Camp

So heißt unser neuer Lagerplatz, an dem wir nach einem vierstündigen Marsch ankamen.

Wir sind nun auf der anderen Seite des Großen Grabenbruchs – des Great Rift Valley – am Fuße der Nguruman-Berge.

Entlang eines Bergbaches mit klarem Wasser kampierten wir im Schatten von sechs ausladenden Feigenbäumen. Dies mag ebenfalls ein alter Jägerplatz sein. Namen, Monogramme, Jagdergebnisse sind in die Rinde der alten Bäume geritzt; verlassene Zeltstangen, verstreute Konservendosen, Patronenschachteln verschandeln die Gegend.

Es ist eine Regel der Höflichkeit hier in der Wildnis, dass jede „Safari" ihren zu verlassenden Lagerplatz aufräumt und säubert. Mit Rücksicht auf die Nachfolgenden. Es gibt nichts Ärgerlicheres, als wenn der Reisende an einen verwahrlosten, zugemüllten Lagerplatz kommt und sich mit dem Wegräumen der Abfälle derer abmühen muss, die vor ihm hier waren.

Diesmal steigerten sogar die Paviane unseren Verdruss. Eine gewaltige Affenschar hielt den Lagerplatz besetzt und flüchtete bei unserer Ankunft mit entsetzlichem Geschrei. Man kann sich vorstellen, wie sehr auch diese Bande den Boden unter den Bäumen verschmutzt hat.

Kurzum, wir hatten ordentlich aufzuräumen. Und wir wussten nicht, wen wir mehr schelten sollten: die Affen oder die Jäger, die vor uns hier gewesen waren.

Am Nachmittag suche ich die hinter dem Lager liegenden steilen, steinigen Berghänge auf. Nach Stubs Versprechen sollte ich Elenantilopen, ja sogar dem Kleinen Kudu (eine seltene Antilopenart) begegnen. In großer Entfernung sehe ich auch drei Elenantilopen, kann mich ihnen aber nicht nähern.

Doch die Gegend ist schön. Steile, felsige, schluchtenreiche, wildromantische Orte, in den Tälern Bäche. Überall wundervolle große Kakteen, dicke Pflanzen mit lanzettförmigen, stachligen Blättern, kleine Felsblumen; genau wie ein von Menschenhand geschaffener gewaltiger Steingarten.

In einer gewissen Höhe angekommen, bieten sich überraschende Ausblicke. Einerseits auf das im Tal liegende Great Rift Valley, andererseits auf den schon drüben in Tanganjika, im ehemals Deutsch-Ostafrika, glitzernden Lake Natron (Großer Natronsee). Die Ebene durch das Fernglas betrachtend, ergötzen wir uns an riesigen Wildherden, an der Buntheit von Antilopen und Zebragespannen. Sogar eine etwa zweihundertköpfige Büffelherde schimmert dort unten schwarz. Von hier aus gesehen sind sie so groß wie Flöhe. Ich hätte Lust, hinunterzugreifen und eine Handvoll von ihnen aufzuheben. Gulliver-Gefühle steigen in mir auf.

Einziger Nachteil dieser Gebirgspirsch ist, dass man ständig auf fußballgroßem, rundgeschliffenem Steingeröll gehen muss, was nicht nur sehr laut, sondern für mich auch sehr schmerzhaft ist, da ich wegen meiner aufgescheuerten Füße immer noch dünne Segeltuchschuhe tragen muss.

Auf dem Heimweg wühlen am gegenüberliegenden Berghang vier Warzenschweine. Es ist eines mit beachtlichen Hauern darunter, dieses halte ich mit einem Halsschuss an Ort und Stelle auf.

Bei der Annäherung an das Lager überkommt mich jedoch eine rapide zunehmende Erschöpfung, mir schwindelt, und ich kann mich nur mit großer Mühe bis nach Hause schleppen.

Mit quälenden Kopfschmerzen lege ich mich hin. Ich messe mein Fieber: 39,8. Das hat gerade noch gefehlt!

1. Nov.

Sweet Waters Camp

Ich habe eine erbärmliche Nacht verbracht. Schüttelfrost schüttelte mich, wirre Fieberträume quälten mich. Stub behauptet, dass dies keine Malaria sei, sondern ein Sonnenstich – „a slight touch of sun" – wie er es nennt. Das ist ja im Endeffekt egal, die Hauptsache ist, dass ich mich elend fühle. István und Stub sind draußen beim Jagen, und ich sitze in einen dicken Mantel gehüllt im Zelt. Ich zittere vor Kälte, trotz der Kaninchenhitze. Hoffentlich dauert dieser jämmerliche Zustand nicht lange an!

Ndolo, den ich ausgeschickt hatte, er solle sich in der Umgebung umsehen, kam herein mit der Nachricht, dass er einem großen Löwenmännchen begegnet sei. Ich habe fast darauf gewartet, dass es so kommt! Aber es kann sein, dass er mich nur trösten wollte.

Am Abend steigt das Fieber noch an, es besteht Aussicht auf eine weitere vorzügliche Nacht.

28. Nov. Sweet Waters Camp

Heute fühle ich mich etwas leichter. Vor dem Zelt sitzend genesen ich und betrachte die Umgebung durch das Fernglas. In der Weidelandschaft des „Großen Grabens" grast auch eine große Anzahl an Rinderherden. Das zahme Vieh mischt sich unter die Wildherden. Kaum einen Gewehrschuss entfernt von den Rindern der Eingeborenen sind Gnus, Gazellen, ja sogar Büffel zu sehen. Sie vertragen sich gut. Sie interessieren sich nicht füreinander.

Diese gewaltigen Herden sind das Vieh des Massai-Stammes. Vor einigen Jahren gehörte der Massai noch zu den kriegerischsten Stämmen Ostafrikas. Ein stolzes, schwer zu demütigendes Volk, es hasst den Engländer, der es maßregelt, erbittert. Seitens der Engländer ist die Situation nicht anders, denn der stolze Massai würde um alles in der Welt dem weißen Mann keinen Gefallen tun. Man stellt Massai auch kaum an, weder für Jagdexpeditionen noch für sonstiges.

Sie leben von ihren riesigen Herden, denn sie ernähren sich ausschließlich von Milch, und zwar von mit Blut vermischter Milch. Sie melken die Kuh, schneiden dann die Vene am Hals auf und vernähen sie nach dem Ausfließen einer gewissen Menge Blut wieder. Sie trinken die Milch, indem sie sie mit dem Blut zu einem roten Brei vermischen. Andere Nahrung haben sie angeblich gar nicht. Fleisch essen sie überhaupt nicht.

Als ich die Herde zum ersten Mal erblickte, schlug ich Stub vor, er solle zu den Massai wegen frischer Milch hinüberschicken; wie gut das nach der ständigen Dosenmilch wäre. Aber angeblich würden wir umsonst schicken, sie geben davon keinen Tropfen. Sie glauben, die Kuh verderbe, aus deren Milch auch ein weißer Mann trinkt.

Über das Wild, beziehungsweise über die Aufenthaltsorte der Löwen, sind sie ebenfalls nicht bereit, Auskunft zu geben. „Sie wissen es nicht." „Sie haben nichts gehört." „Hier in der Gegend gibt es keine Löwen" – pflegen sie zu sagen, selbst wenn die Raubtiere die ganze Nacht um ihre Herden gebrüllt haben.

Da der Massai nicht von Fleisch lebt, beschäftigt er sich auch nicht mit der Jagd. Nur die Raubtiere, namentlich den Löwen, greift er an. Diese greift er zum Schutz seiner Herden mit dem Speer an. Jeder Massai-Krieger, der seinen Speer in einen Löwen gestoßen hat,

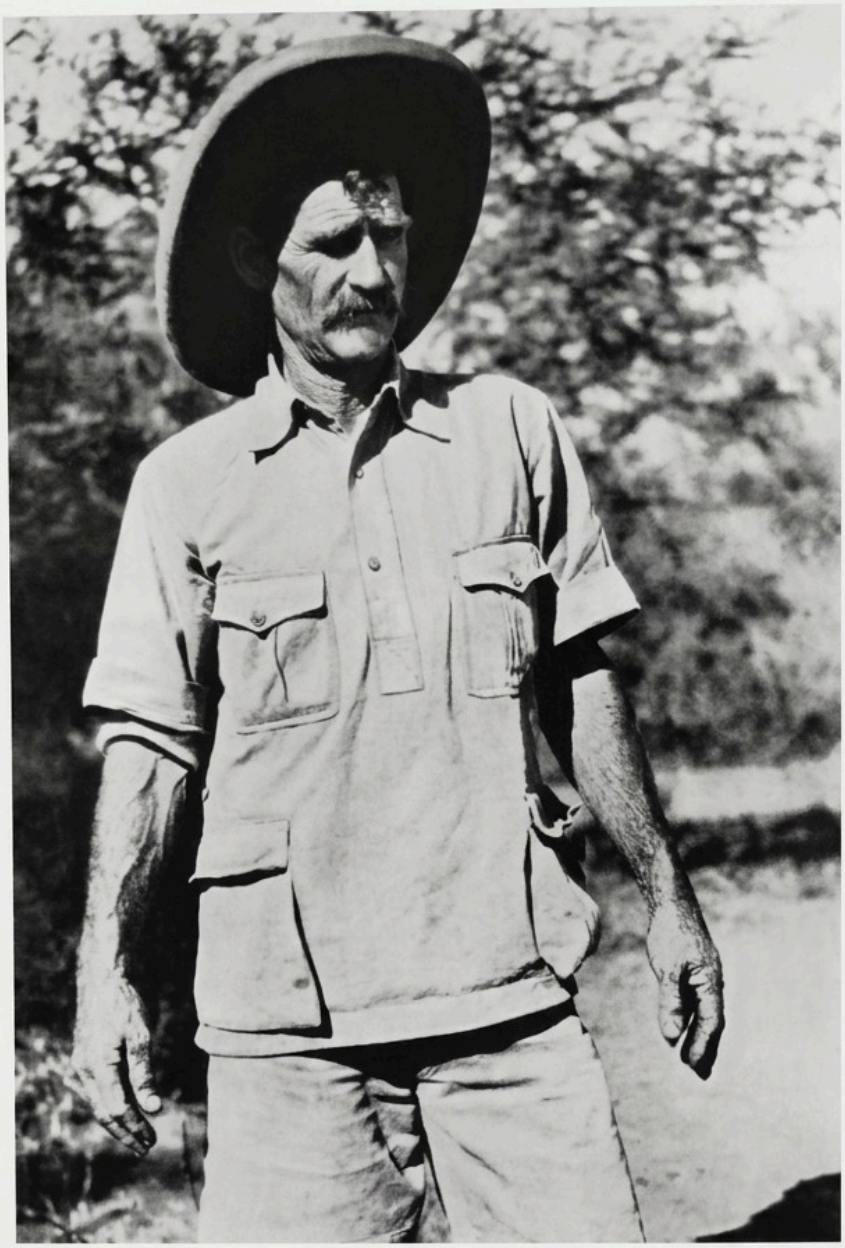
erwirbt Ausnahmerechte. An welchem Massai-Stammessitz auch immer er auf seinen Wanderungen landet, kann er für sich kostenlos Unterkunft und Verpflegung verlangen, und jede Massai-Frau hat ihm auf erste Aufforderung in seine Hütte zu folgen. Das ist es jedenfalls wert – zumindest aus der Sicht des Massai-Kriegers –, dafür einen Löwen zu erstechen.

Der Löwentöter-Krieger trägt bei feierlichen Anlässen einen aus Löwenmähne gefertigten Kopfschmuck. Ganz junge Burschen finden sich unter ihnen, ja es gibt auch solche, die im Alleingang den Löwen, der ihre Kühe bedrohte, niedergespeert haben.

Ein hohes, schlankes, schön gewachsenes Volk ist der Massai. Die Krieger (Elmoranen) beschmieren ihren ganzen Körper mit braunrotem Lehm und sehen dadurch eher wie Rothäute aus denn wie Schwarze. Ihr Haar drehen sie zu zigarettendicken Zöpfen und beschmieren es ebenfalls mit roter Farbe. Als hätten sie eine rote Perücke auf dem Kopf. Ihre Ohrläppchen durchlöchern sie und dehnen sie mit verschiedenen Spreizern so lange, bis sie nur noch ein dünnes Hautband sind und bis ganz auf die Schultern herabhängen. In der so gefertigten Hautschlinge, durch die sogar ein Apfel passen würde, tragen sie allerlei Schmuck, Ringe, Ketten, Zaubermittel. Ja, bei den Vornehmeren baumelt sogar die eine oder andere europäische Sicherheitsnadel (auf Ungarisch ziherheictű) im Ohrläppchen. Ihre Kleidung ist aus Tierhaut, ein über die Schulter geworfener Pelzrock. Ihre Waffe ist die lange, dünne Wurflanze mit flacher Klinge, die sie von morgens bis abends in ihren Händen umklammern.

István verliert heute schon sein zweites verwundetes Nashorn, was wahrlich ein großes Pech ist.

Am Abend, nach Sonnenuntergang, hatte ich das Herumsitzen satt. Mit einem vom Chinin brummenden Kopf, aber in besserer Stimmung, kletterte ich auf den Hügel hinter dem Zelt, von dem aus den ganzen Tag über das Lärmen der Paviane zu hören war.



Stub, a „fehér vadász“. (27. o.) *Fotó: Széchenyi.*

Ich entdeckte sie auch bald. Am gegenüberliegenden Hang lagerte eine Gruppe von etwa fünfzig Tieren. Sie stritten, ohrfeigten sich, zankten miteinander und boten ein improvisiertes Theaterstück dar. Doch als ich versuchte, mich näher heranzupirschen, bemerkten sie mich. Sie machten einen mörderischen Lärm. Ich verstehe zwar ihre Sprache nicht, aber sie müssen schreckliche Beleidigungen ausgestoßen haben. Einer von ihnen, offensichtlich der diensthabende Posten, rannte auf die Spitze eines dürren Baumes und beobachtete von dort jede meiner Bewegungen. Eine Hand hielt er wie einen

Sonnenschutz über die Augen, mit der anderen kratzte er sich aufgeregt am Körper und erklärte so der unter ihm versammelten Verwandtschaft die Lage.

Ich wagte nicht, näher zu gehen, in der Hoffnung, sie würden sich beruhigen; doch der Posten auf dem Baumwipfel redete so lange auf sie ein, bis die Mütter ihre Jungen packten und die ganze Gesellschaft, boshafte Schmähungen in meine Richtung werfend, von dannen zog. Mit dem Fernglas verfolgte ich sie noch lange: die alten Nachzügler, die Ohrfeigen verteilten, und die Kleinen, die sich am Rücken ihrer Mütter festklammerten.

Beim Blick in die große Ebene zeigten sich in der Ferne vielfältige Wildherden. Nur die Büffel konnte ich sicher erkennen; sie sahen aus wie große schwarze Käfer zwischen den stecknadelkopfgroßen, bunten Antilopen.

Als es dunkel wurde, schlurfte ich zurück in mein Zelt. Das Gesehene hatte mich ein wenig erfrischt, aber mein Fieber steigt wieder an.

29. Nov. Buff & Rhino Camp

In der Nacht brüllten draußen in der Ebene die Löwen, genau dort, wo Ndolo vorgestern einem von ihnen begegnet war.

Im Morgengrauen, nach sehr wenig Schlaf und mit Kopf- sowie Magenschmerzen, machte ich mich in die Richtung des nächtlichen Brüllens auf. Ich unternahm einen sehr kurzen, aber äußerst interessanten Spaziergang.

Kurz war er deshalb, weil mir bald wieder so elend wurde, dass ich heimkehren musste.

Kaum zehn Minuten vom Lager entfernt schnaubte mich aus dem Gebüsch ein Nashorn an. Ich hätte nur im äußersten Notfall geschossen, da ich vorerst nur eine Erlaubnis für ein einziges Nashorn gelöst hatte. Das Nashorn tobte und prustete lange, aber da der Wind in unsere Richtung wehte, konnte es unseren Standort nicht genau ausmachen. Schließlich trabte es mit hoch erhobenem Schwanz davon.

Ich hasse diese unausstehlichen Tiere. Jeden Augenblick erschrecken sie mich, ich muss die ganze Jagd nach ihnen ausrichten, um sie bloß nicht zu verärgern; und wenn sie mich doch angreifen, darf ich nicht einmal auf sie schießen.

Etwa eine Viertelstunde von unserem Standort entfernt beginnt die bereits mehrfach erwähnte offene Ebene. Der Bach, an dem wir campierten, verzweigt sich beim Erreichen der Ebene in kleine Arme und versiegt, einen fast hundert Joch großen Sumpf bildend, einfach im Boden. In diesem Morast verdichten sich hier und da Gebüschgruppen und Schilfbestände, und natürlich kommt das unzählige Wild der großen Ebene hierher zum Trinken.

Von hier, aus der Gegend dieses Sumpfes, war das nächtliche Löwengebrüll zu hören gewesen.

Während wir über die einzelnen kleinen Wasserläufe sprangen und vorsichtig hinter jeden Busch oder jedes Schilfbündel lugten, blieb Ndolo plötzlich stehen...

Kaum 5 bis 6 Meter neben uns kauert ein löwenjunges von der Größe eines Komondors! Die über ihm aufgehende Sonne blendete so sehr, dass wir fast an dem Tier vorbeigegangen wären, das sich auf völlig freier Stelle geduckt hielt.

Offenbar hoffte auch das Junge, dass wir arglos vorbeiziehen würden, weshalb es sich nicht rührte. Doch nun, da es merkte, dass wir es entdeckt hatten, legte es tückisch die Ohren an, ließ den Schwanz hin- und herpeitschen, zog die Oberlippe hoch und fletschte uns gegenüber auf echt „erwachsene" Löwenmanier die Zähne.

Im ersten Moment wusste ich gar nicht, was ich tun sollte. Es wirkte so seltsam, wie dieses halbwüchsige Tier mit größtem Ernst den Alten markierte.

An einen Schuss dachte ich natürlich nicht, ich wollte ja kein als Löwe verspottetes „Kätzchen" nach Hause bringen; um es lebendig zu fangen, war es dann doch zu groß. Davon konnte schon deshalb keine Rede sein, weil wir am Rande eines dichten Dickichts standen und jeden Augenblick mit dem Erscheinen der Löwenmutter rechnen mussten. Eine Löwin mit Jungen greift sehr leicht an, besonders wenn sie ihr Junges in Gefahr glaubt.

So standen wir in den ersten Minuten der Überraschung da, mit einem Auge auf den kleinen Löwen gerichtet, mit dem anderen auf das Gebüsch, da wir ahnten, dass die alte Löwin dort lauerte.

Daraufhin stand das Junge auf, knurrte uns mit gefletschten Zähnen an und spazierte dann mit größter Ruhe ins Dickicht; dabei blieb es immer wieder stehen, schaute zurück und fauchte. Es war ein unverschämtes Löwenjunges, das war sicher. Wir imponierten ihm nicht im Geringsten.

Eine Zeit lang standen wir noch dort, und da sich nichts weiter zeigte, begannen wir den Boden unter den Büschen zu untersuchen. Hineinzukriechen wagten wir nicht recht; es wäre auch vergeblich gewesen, so dicht ist dieses Dickicht, dass man darin unmöglich etwas sehen kann.

Später setzten wir uns auf Anstand, in der Hoffnung, die Löwen kämen vielleicht noch zum Sonnen heraus, aber sie zeigten sich nicht.

Aus einem größeren Schilfgebiet des Sumpfes war lautes Plätschern, Krachen und Grunzen zu hören; es war zweifellos, dass sich dort Büffel bewegten.

Wir mussten nicht lange warten, da kam auch schon die ganze Bande hervor, es mochten etwa vierzig sein, in schönster Schussdistanz zu uns.

Sie waren prachtvoll, wie sie mit ihren glänzenden, nassen Hörnern und ihren triefenden, schlammigen Körpern einzeln aus dem Schilfwald auftauchten und laut schmatzend durch den knietiefen Morast wateten. Ich sah einige recht gute Bullen unter ihnen, aber nun bin ich sehr wählerisch, bevor ich auf einen schieße.

Plötzlich bemerkten sie uns. Sie warfen die Köpfe hoch. Allgemeines Knurren und Schwanzschlagen folgte, dann machten sie kehrt und verschwanden krachend und das Wasser hoch aufwirbelnd im Schilf.

Meine Krankheit zwang mich zum Heimweg.

In der Ferne, mitten auf der großen Ebene, sah ich zwei verdächtige Gestalten sich bewegen. Durch das Fernglas erkannte ich bald, dass es sich um eine Büffelkuh und eine Nashornkuh handelte und dass beide von je einem kleinen Kalb gefolgt wurden.

Sie gingen kaum zwanzig Schritte voneinander entfernt und hielten direkt auf mich zu. Sie kamen daher wie zwei tratschende Kindermädchen auf dem Donau-Korso. Nur dass sie

die Kleinen nicht vor sich her schoben, sondern sie hinter sich her „zogen“ – während sie zweifellos über Kindererziehung debattierten.

Oft suchte ich Deckung und erwartete so das Nahen dieser ungewöhnlichen Gesellschaft, in der Hoffnung, sie fotografieren zu können. Die Büffelkuh kam bis auf zehn Schritte an mich heran, doch die Nashornfamilie – die ich viel lieber fotografiert hätte – blieb hinter dem Büffel zurück und hielt hinter Büschen an.

Da ich die Büffel nicht ungenutzt davonziehen lassen wollte, drückte ich auf den Auslöser der Kamera; beim Klicken sprangen sie davon, und das dämliche Nashorn – obwohl es uns weder sah noch hörte – stürmte sofort seiner Freundin nach, und das Dickicht verschlang sie alle.

Am Nachmittag stieg ich auf einen felsigen Berg, von dem aus ich den Teil gut einsehen konnte, in den sich am Morgen das Löwenjunge zurückgezogen hatte.

Von dort bietet sich eine herrliche Aussicht über die ganze Ebene. Ich hatte auch etwas zu lesen mitgenommen, aber ich habe es nicht einmal aufgeschlagen. Ich konnte meine Augen nicht von dem vielfältigen Wild lassen, das sich in der Ferne bewegte. Es gab dort auch zwei Büffelgruppen, insgesamt etwa zweihundert Tiere. Nur ein Löwe zeigte sich nicht.

Félig felfalták a keselyük. (212. o.) *Fotó: Széchenyi.*

Ein „Kongoni“ (Coke-Kuhantilope) kam direkt unter mich, das heißt, es zog am Fuße des Hügels vorbei, an dessen steiler Flanke ich saß. Ich wollte nicht darauf schießen, um die erhofften Löwen nicht zu verscheuchen; stattdessen begann ich es mit kleinen Kieselsteinen zu bombardieren. Es war ein regelrechter Zirkus, den dieses Kongoni aufführte. Jedes Mal, wenn ein Stein neben ihm landete, machte es so komische Bocksprünge, nieste vor Schreck so laut und schnitt ein so entsetztes Gesicht, dass wir aus dem Lachen nicht herauskamen. Nach oben schaute es natürlich kein einziges Mal und konnte sich nicht vorstellen, was mit ihm geschah. Wegzulaufen wagte es nicht, da ich den

Stein mal vor es, mal hinter es warf; so stürzte es mal nach vorne, mal wirbelte es zurück. Schließlich hielt es nicht mehr aus. Die Panik überkam es, es raffte sich zusammen und raste davon. Solange ich es mit dem Fernglas verfolgen konnte, blieb es kein einziges Mal stehen. Wahrscheinlich rennt es jetzt noch. So sehr habe ich gewiss noch nie ein Kongoni erschreckt.

Gegen Abend türmten sich große, bleifarbene Wolken auf, und vom Magadi-See her war fernes Donnern zu hören. Anfangs nahmen wir es nicht ernst und genossen weiter die Aussicht. Doch das Gewitter nahte im Sturm und trieb eine riesige, dunkelgelbe Staubwand vor sich her.

Niemals zuvor hatte ich so etwas gesehen wie diese unaufhaltsame, die ganze Ebene ausfüllende, bis zum Himmel reichende, schwefelgelbe Wand. Ich fürchtete, darin ersticken zu müssen, wenn sie uns erreichte.

Sie erreichte uns auch, kaum dass wir vom Hügel hinuntergelaufen waren. Die Welt um uns her verfinsterte sich, wir gerieten in eine dicke, erstickende Staubwolke, man konnte sich nicht mehr orientieren, genau wie in dichtem Nebel; und dann setzte ein Wolkenbruch ein, wie man ihn nur hier in den Tropen sieht.

Wie ein Wasserfall goss der eiskalte Schwall über unsere Rücken. Die Luft kühlte in einem Augenblick ab. Ich zitterte ordentlich in meinem dünnen, kurzärmeligen Khaki-Hemd und den kurzen Leinenhosen.

Wir begannen zu rennen und hielten nicht an, bis wir zu Hause waren. Unterdessen goss es so sehr, dass das Wasser bereits in zusammenhängenden Pfützen stand; wir wateten beim Laufen knöcheltief darin.

Im Lager herrschte allgemeiner Aufruhr.

Auch hier hatte das Unwetter jeden unvorbereitet getroffen, umso mehr, als man wegen der Bäume die nahenden Gewitterwolken nicht hatte sehen können. Wegen der großen Hitze hatten wir uns schon seit Tagen darauf eingerichtet, im Freien zu leben. Die Betten und der Großteil unserer Sachen standen draußen.

In der großen Hast versuchten wir nun natürlich, alles unter das Zelt zu werfen; die Lampen erloschen, unsere Tische kippten um, die darauf befindlichen Sachen wurden in der Dunkelheit, im Schlamm und im Wasser zerstreut. Jeder schrie, kommandierte, stieß mit anderen zusammen – und der Regen goss.

Im Zelt war das Durcheinander noch größer. (Wir haben nur ein Zelt dabei, das andere ließen wir zur Gewichtserleichterung in unserem letzten Lager zurück.) Hier drängelten sich der vor mir eingetroffene István und Stub, denen ihre Diener bereits die durchnässten Klamotten auszogen. Die drei Betten standen darin (obwohl kaum zwei hineinpassen), auch der Koch war mit dem Abendessen hierher geflüchtet. Wir versuchten eine einzige schlammige Kerze am Leben zu erhalten, aber der hereinbrechende Sturm blies sie immer wieder aus. Niemand fand seine Taschenlampe oder Streichhölzer, allerlei Flüche waren zu hören – und der Regen goss.

Goss? – Er schüttete. Er stürzte. Er platschte. Es gibt keinen Ausdruck für das, was er tat. Liebe, flinke Bächlein begannen von allen Seiten unter das Zelt zu schlüpfen, flossen unter den Betten zusammen, als hätten sie sich hier verabredet. Sie vereinigten sich zu einem See unter dem Zelt.

Wir saßen auf dem Bett. Wir zogen die Knie unter das Kinn und waren betrübt, wie es sich für Flutopfer gehört.

Und der Regen goss.

Aber er goss nicht mehr lange. So überfallartig er gekommen war, so unerwartet endete er auch. Es dauerte keine halbe Stunde, da saßen wir in einem heißen Bad und schlürften heißen Tee.

Und jetzt – nach einer weiteren halben Stunde – sitzen wir beim Abendessen, wieder unter freiem Himmel, ja sogar unter dem klarsten Sternenhimmel.

Wunderbar schnell ändert sich hier der Gemütszustand des Menschen. Vor einer Stunde waren wir noch die verkörperte Verzweiflung, und nun herrscht allgemeine Zufriedenheit unter uns.

Unsere Betten – obwohl noch etwas klamm – stehen wieder draußen unter den Bäumen. Das Moskitonetz ist über sie gespannt. (Es gibt sehr viele Mücken in diesem Lager.) Unter jedem Netz kauert ein Schwarzer und fängt beim Schein eines Streichholzes die Moskitos ein, die sich zufällig unter das Netz verirrt haben.

Dann legen wir uns hin. Auch das hat seinen Kniff. Das muss mit einem plötzlichen Sprung geschehen, damit währenddessen keine neuen Mücken unter das Netz gelangen können. Es zu fangen gelingt nicht, es summt ständig um den Kopf herum und geigt so laut, als wäre man nicht allein, sondern zu hunderten.

30. Nov. Sweet Waters Camp

Nach dem Regen gestern Abend hat die Hitze heute etwas nachgelassen. Ich war fast den ganzen Tag unterwegs, ich habe wenig Lust zum Schreiben, daher erwähne ich die Ereignisse nur kurz.

Vormittags pirschte ich mich an Gnuherden in der Ebene heran, nachdem ich zuvor erneut das Gebüsch durchstreift hatte, in dem ich dem Löwenjungen begegnet war. Einen Löwen sah ich nicht, aber ich schoss zwei starke Gnubullen (einen davon auf 270 Schritte im Lauf) und verlor einen dritten verwundet.

István hat vorgestern sein verwundetes Nashorn gefunden; es ist sehr stark, sein Horn ist drei Zentimeter länger als das letzte.

Nachmittags war ich wieder unten in der großen „Savanne“. Ich schoss erneut einen Gnubullen, zudem einen Zebrahengst, den ich als Köder für die Löwen gedacht hatte. Zebrafleisch ist ihre Leibspeise.

Später entdeckte ich zwei sehr starke Grant-Gazellenböcke; mit diesen mühte ich mich ab, bis es Abend wurde. Ich konnte mich ihnen beim besten Willen nicht nähern, ich hatte keinerlei Deckung. Nach langer Zeit kam ich auf etwa dreihundert Schritte an sie heran, aber ich fehlte. Solch ein Schuss ist auch nicht leicht. Die Böcke blieben keinen Augenblick ruhig, sie waren ständig in Bewegung, und was am unangenehmsten war: Die Hitzewellen über dem Boden ließen das Ziel ständig flimmern.

Nach mühsamem Heranschleichen näherte ich mich den zwei Böcken noch einmal. Diesmal gelang mir eine Doublette.

Als ich jedoch zu ihnen kam, sprang einer von ihnen auf und suchte mit durchschossener Lunge und blutendem Maul das Weite. Etwa 3 Kilometer weit folgte ich dem Unglücklichen; näher als 300 Schritte ließ er mich nie heran, und auch das nur in hohem Gras, aus dem lediglich sein Hals herausschaute. Ich schoss noch sechsmal hinterher, konnte ihn aber nicht treffen.

Ich musste ihn dort lassen, weil es Abend wurde.

Mühsames Heimstolpern durch stockfinstere Dickichte.

Im Lager empfängt man mich mit der Nachricht, dass István eine Löwin verwundet hat, dort, wo ich schon seit Tagen suche. Offenbar muss es die Mutter des gestrigen Jungen sein. Hoffentlich finden sie sie morgen, das wäre eine große Freude.

Die Mücken stechen so sehr, und so viele Nachtkäfer und Falter fallen ständig in meine Schrift, dass ich aufhöre.

1. Dez.Sweet Waters Camp

Angenehmes, trübes, nieseliges Wetter; es sind 25 °C im Schatten, und uns ist fast schon kalt.

Morgens brach ich noch bei Dunkelheit auf. Ich kletterte auf einen guten Aussichtspunkt, von dem aus man jene Gegenden bequem beobachten konnte, in denen mein gestern geschossenes Wild lag. Aber obwohl ich die ganze Umgebung mit dem Fernglas akribisch absuchte, konnte ich die Löwen – nach denen ich mich sehnte – nirgends entdecken. Nur der übliche Kampf zwischen Geiern und Hyänenschakalen tobte an den verschiedenen Kadavern; von weitem und oben betrachtet sahen die drängelnden Geierknäuel wie ein wirbelnder Ameisenhaufen aus.

Später machte ich mich auf in die Berge und kroch stundenlang, aber ohne jedes Ergebnis, durch die steinigen, dornigen Schluchten. Einmal sprang zwar etwas vor uns auf, was Ndolo in große Aufregung versetzte. Seiner Meinung nach war es ein weiblicher Kleiner Kudu; ich habe ihn beim besten Willen nicht gesehen.

Im Lager empfängt mich István niedergeschlagen. Seinen verwundeten Löwen haben sie bis jetzt gesucht, aber leider nicht gefunden. Eine große Enttäuschung.

Gegen Mittag treffen drei wandernde Eingeborenenjäger im Lager ein. Sie gehören zum Stamm der Wandorobo. Sie wollen Mehl. Sehr interessante Gestalten, mit Bögen bewaffnet und mit Unmengen an Ohrringen, Halsschmuck, Ringen und Glasperlen behängt. Ich habe sie fotografiert und sie mit Pfeilen auf eine Schachtel schießen lassen. Sie machten das ausgezeichnet. Sie baten darum, dass nun auch ich mit meinem Gewehr schießen solle. Wir stellten einige Konservendosen auf, auf die ich mit dem Flobert schoss. Nach jedem Schuss traten sie zu mir und schüttelten mir sehr ernst die Hand. Sie untersuchten meine Gewehre und Patronen und zeigten dann ihre eigene „Munition“. Sie haben größtenteils vergiftete Pfeile; das Gift befindet sich direkt hinter der Pfeilspitze. Jede Pfeilspitze wird durch eine dünne Hautumwicklung geschützt, damit sie sich nicht verbiegt und das Gift nicht abfällt. Erst unmittelbar vor dem Gebrauch nehmen sie den Hautverband ab. Sie erzählten, dass sie Büffel, ja sogar Nashörner mit Pfeilen schießen und dass das Gift selbst mit solch großen Tieren in einer halben Stunde fertig wird.

Nachmittags stromerte ich wieder in den Bergen herum. Noch in der Nähe des Lagers schoss ich eine schwache „Küchen-Impala“, da wir nichts mehr zu essen haben. Oben auf dem Berggipfel stieß ich auf zwei große Büffelbullen. Ein tiefes Tal trennte mich von ihnen; sie lagen auf einer kaum zimmergroßen Lichtung und wiederkäuten friedlich. Sie boten einen sehr überraschenden Anblick an einem Ort, der eher für Gämsen als für Büffel geeignet schien. Lange betrachtete ich sie. Schließlich beschloss ich, sie zu erschrecken. In Luftlinie mochten sie gut zweihundert Schritte entfernt sein. Ich nahm das Flobert-Gewehr und hielt einen halben Meter über sie und drückte ab.

Sie sprangen auf und sahen sich verständnislos an.

In die dicke Büffelhaut drang die winzige Flobertkugel natürlich nicht ein; sie hatte sie gerade mal angeklopft. Eine Zeit lang gafften die zwei alten Herren noch, dann bemerkten sie mich und zogen mit Abscheu von dannen.

Danach richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die unter uns liegende große Ebene und suchte mit meinem Fernglas jeden Winkel akribisch ab. Zu meiner Überraschung entdeckte ich István und seine Leute. Sie sahen so klein aus wie Streichhölzer und strebten auf eine in der Ferne schwarz schimmernde Büffelgruppe zu. Zuerst konnte ich ihre strategischen Manipulationen mit den Augen verfolgen, dann aber verloren sie sich aus meinem Blickfeld. Nach einer Weile drang das kaum vernehmbare, leise Knallen von fünf Schüssen zu mir herauf, und – die Büffelgruppe hüllte sich in eine Staubwolke. Wie sich am Abend herausstellte, hatten sie dort unten ergebnislos herumgeballert.

In der Dämmerung, beim Abstieg vom Berg, kam ich an einer tiefen Schlucht vorbei, die im wahrsten Sinne des Wortes mit Pavianen ausgekleidet war. Es mochten einige Hundert sein. Wegen des schwindenden Lichts konnte man kaum noch etwas sehen, aber der Boden der Schlucht wimmelte wie ein Bienenschwarm; es war ein Lärm, als hätten alle bösen Geister der Unterwelt da unten Krieg geführt.

Man konnte kaum noch zielen, als sich die Umrisse von drei kleinen Dik-Dik-Antilopen im Halbdunkel zeigten. Mit dem Flobert gelang es mir, eine zu treffen: Sie schrie auf und sprang in die Dornen. Soweit es die Dunkelheit zuließ, suchten wir, fanden sie aber nicht; vielleicht findet sie sich morgen. Schon lange möchte ich eine dieser winzigen, kaum hasengroßen Antilopen schießen; ich bin ihnen schon mehrfach begegnet, aber es sind äußerst vorsichtige Tierchen. Sie blitzen nur für Augenblicke auf, und bis ich das Gewehr auf sie richten kann, sind sie schon verschwunden.

Während des Abendessens dringt fernes Rufen an unsere Ohren. Es stellt sich heraus, dass unsere eigenen Leute lärmen, die wir vorgestern zum Lake Magadi zurückgeschickt hatten, um dies und das nachzuholen. Sie haben sich in der Dunkelheit verirrt und rufen nun um Hilfe. Sofort schicken wir ihnen Leute mit Fackeln entgegen, und bald darauf treffen sie auch ein. Unter anderem bringen sie Post, viele Briefe aus der Heimat, deren Lektüre, obwohl sie schon fünf Wochen alt sind, am Ende der Welt ein außerordentlicher Genuss ist.

Vergessen wir nicht, dass wir in der Wildnis des Nguruman-Forest sitzen, auf der unserer Heimat entgegengesetzten Seite des Globus; dass wir unsere Lebensweise auf die tropische Hitze und unser Interesse auf die Möglichkeiten zwischen Löwe und Dik-Dik eingestellt haben. Das heißt, dass wir uns weit von unserer Heimat entfernt haben, nicht nur in Kilometern, sondern auch seelisch. Und nun kommen plötzlich, mit dramatischer Unerwartetheit, einige Wilde aus dem Dunkel des schlafenden Urwaldes hervor und legen uns Briefe vor. Briefe, die von Winter, Frost und Schnee sprechen, von nebligen Fasanenjagden und – von der Verteuerung des Brennholzes! Von glänzenden Bällen,

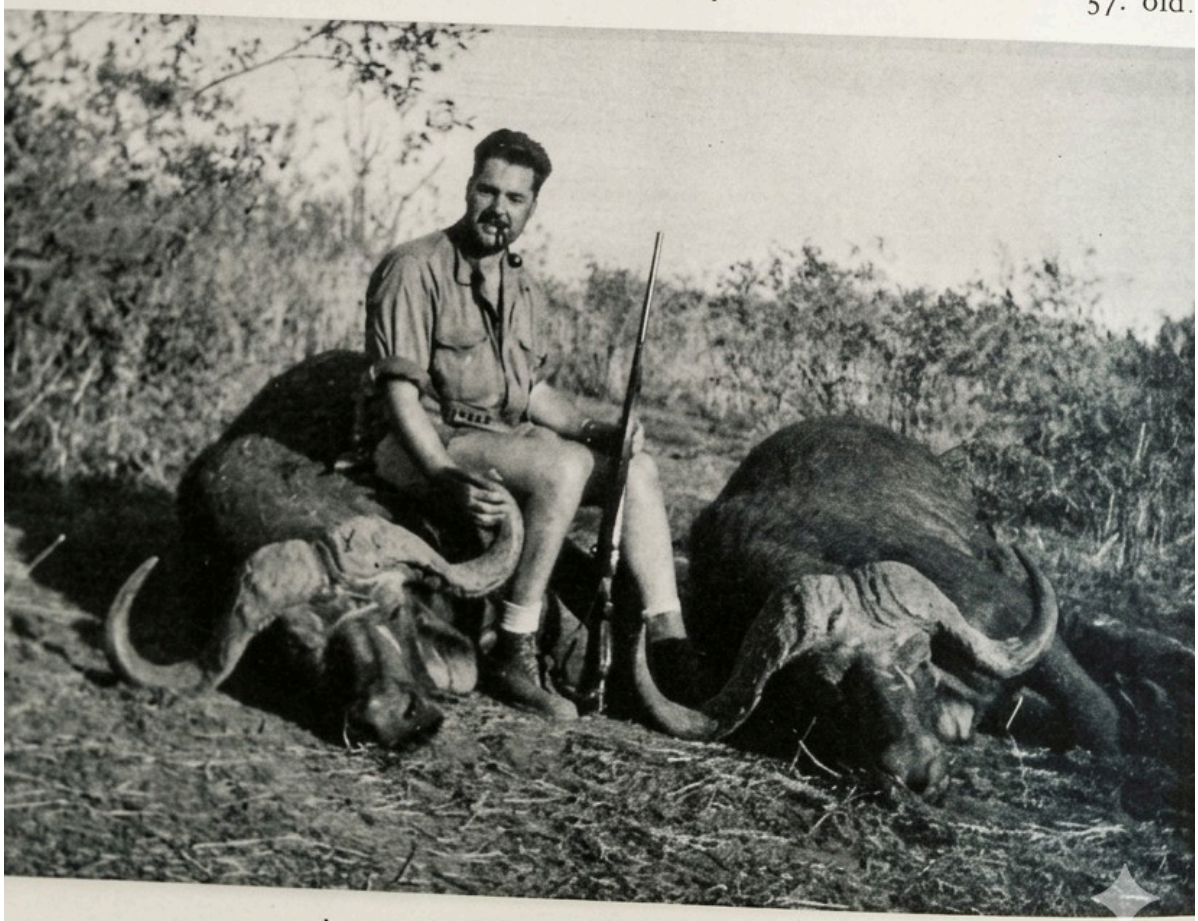
politischen Verwicklungen, niedrigen Weizenpreisen... All das kommt von so schrecklich weit her und scheint so unwahrscheinlich, als kämen Nachrichten von einem fremden Planeten! Die kleinen Intrigen, Freuden, Unannehmlichkeiten und Sorgen von zu Hause, kurzum die vielfältig gewürzte Würze des heimischen Lebens, klingt im tiefen Nguruman-Forest so *mal à propos*, so rührend kindlich, so fremdartig und kleinlich! Nicht als ob das in den Briefen Stehende uninteressant wäre, nicht als ob wir uns nicht gebührend darüber freuten, aber so, ohne Übergang, ist der Gegensatz sehr groß. Wir sind bereits auf das „Safari"-Niveau herabgesunken, und es ist nicht so leicht, von der afrikanischen Urwaldgeschwindigkeit wieder auf die heimische Geschwindigkeit umzuschalten.

Zuerst also nur mit mäßigem Interesse, dann aber mit immer größerer Gier verschlingen wir die Zeilen, selbst die alleruninteressantesten. Sogar die versehentlich weitergeleitete Rechnung behandeln wir mit Liebe! Mit dem wohligen Gefühl der Sicherheit: Von hier aus kann man sie ohnehin nicht bezahlen! Wir lesen und lesen – und beim Lesen finden wir wieder nach Hause. Die Gedanken, die eben noch so farblos, unbedeutend und unendlich fern schienen, schärfen sich und rücken näher. Immer wieder lesen wir die Briefe, besprechen gegenseitig die verschiedenen Neuigkeiten. Sogar das Abendessen vergessen wir. Stub hat seinen Teil schon längst gegessen, unserer ist kalt geworden und so voll mit Käfern und Faltern, dass wir ihn lieber ihnen überlassen, damit sie ihn ganz verzehren.

Für die erste Heimatpost ging also unser Abendessen drauf.

Aber wir bedauern es nicht.

Legerősebb bivalyom 57. old.



«Agyon is lőtte mind a kettőt . . .» 59. old.

2. Dez.Sweet Waters Camp

Heute Vormittag wie auch am Nachmittag wurden wir ordentlich nass. Das war ein großes Vergnügen und erleichterte das Gehen den ganzen Tag über sehr.

Die Löwen haben in der Nacht wieder gebrüllt. Wie üblich suchte ich die Umgebung ihres Reviers ab. Das Ergebnis war ebenfalls wie üblich. Aber zumindest fand ich die Überreste ihrer gestrigen Beute, einer Giraffe; leider traf ich dort nur noch die Geier an.

Draußen in der großen Ebene schoss ich ein Zebra und zwei Gnubullen; Ersteres für die Löwen, Letztere für unsere Leute.

Die Gnuherden beginnen so sehr zu verwildern, dass man bereits auf ganz unmögliche Distanzen auf sie schießen muss. Das erschwert die Auswahl von Stücken mit gutem Horn sehr. Inzwischen habe ich fünf recht starke Gnubullen geschossen, was vorerst reicht. (Insgesamt habe ich die Erlaubnis, 20 Gnus zu erlegen.)

Am Nachmittag war ich oben in den Bergen, sah aber außer drei Dik-Diks nichts weiter. Mit großer Mühe, auf allen Vieren kriechend, näherte ich mich ihnen. Eines schoss ich, die anderen zwei verlor ich verwundet. Es ist schon das dritte, das ich verliere. Denn auch das gestrige wurde nicht gefunden.

Es erschwert meine Sache, dass ich mit meinen Leuten fast gar nicht sprechen kann. Dabei wäre die Kenntnis der Swahili-Sprache für den Jagderfolg von entscheidender Bedeutung, denn man müsste keine Zeit mit Missverständnissen, mühsamen Zeichenerklärungen und fruchtlosem Ärger verschwenden. Mein Ndolo war Soldat, sogar Unteroffizier, hat den Krieg in Tanganjika mitgekämpft und hat auch Kriegsauszeichnungen. Er ist ein anständiger, bemühter Mensch, aber seine Art zu pirschen und seine Jagdtaktik sind sehr unvollkommen. Ich kann ihn beim besten Willen nicht an die Stille gewöhnen. Ständig stopft er sich irgendein schnupftabakähnliches Pulver in die Nase (er bewahrt es in leeren Patronenhülsen auf), wovon er ununterbrochen hiesst, krächzt und spuckt, besonders dann, wenn es mir gerade gelungen ist, mich nahe an das Wild heranzupirschen. Diesen Schnupftabak...beziehen es von den dortigen indischen Händlern. Alle unsere Leute benutzen es. Es ist ein stark opiumhaltiger Schnupftabak, und er wirkt verblödend auf den Organismus. Unter unseren Begleitern tauchen einige Gestalten mit blutunterlaufenen Augen und stupidem Gesichtsausdruck auf. Die Opfer des Opiumschnupfens.

Ndolo, wie ich schon sagte, diente jahrelang in der englischen Armee und jagt seither ständig mit Engländern; seine englischen Sprachkenntnisse erschöpfen sich jedoch in Folgendem:

Wenn ich ihn rufe, antwortet er: „Jasza“ – (Yes, sir).

Wenn ich etwas verfehle, ruft er: „Miszi“ – (Missed).

Wenn ich treffe, dann: „Hiti“ – (Hit).

Wenn er ein Warzenschwein sieht: „Piki, piki“ – (Pig).

Und die Decke nennt er: „Bulanketi“ – (Blanket).

3. Dez.‚Sweet Waters Camp

Wir sind nach dem Abendessen. Ich hätte so viel zu schreiben, aber es ist um diese Zeit eine solche Qual, dass ich es so kurz wie möglich fassen musste. Die Moskitos fressen

mich beinahe auf, tausende Käfer und Schmetterlinge fallen aufs Papier, in meine Augen, in meinen Mund.

Von fünf Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags bin ich auf Berge gestiegen. Von den gestern verwundeten Dikdiks habe ich eines gefunden.

Dann schoss ich erneut ein Dikdik, diesmal probeweise mit dem großen Gewehr. Es zerfetzte förmlich in Stücke.

Hauptsächlich suchte ich nach Elenantilopen und Kleinen Kudus, die ich bisher vergeblich gesucht hatte. Nach etwa drei Stunden Herumstreifen stieß ich auf die Spur einer ganzen Herde Elenantilopen, aber es gelang mir keineswegs, sie zu erreichen.

Ich ahnte, dass in dieser Gegend jene Wandorobo-Jäger hausen könnten, die neulich in unserem Lager waren. Ich fand auch ihre „Bomas" (ihre von Dornenhecken umzäunten Hütten) und ließ mich auf Verhandlungen mit ihnen bezüglich des Verbleibs der Elenantilopen ein. Sie verstanden nur die Masai-Sprache, meine Leute wiederum nur Swahili. Ich natürlich keine von beiden.

Kurzum – die Verhandlung verlief leicht. Aber irgendwie verstanden wir uns doch. Wir vereinbarten, dass sie kommen und das „Mpofu", das heißt die Elenantilope, zeigen würden.

Vier Krieger machen sich bereit mit Bogen, Pfeilen, Speer, Unmengen an Armreifen und Ohrgehängen. Im geschlitzten Ohrläppchen ihres Anführers baumeln einige Kupferpatronenhülsen und eine rostige Sicherheitsnadel als besonders wertvoller, ausländischer Schmuck. Ihre Körper sind – nach Masai-Mode – ziegelrot bemalt, ihre ganze Kleidung ist ein zerlumptes kleines Leder Schurzfell. Sie sind furchteinflößend und stinken sehr, aber – Wort ist Wort – nach einer halben Stunde zeigten sie die Elenantilopen!

Eine große Herde, es mochten etwa 25–30 Stück sein. An einem bewaldeten Ort, im Schatten einiger größerer Bäume, ruhten sie; es gelang mir auch, mich in ihre Nähe zu pirschen. Eher an Rinder als an Antilopen erinnern diese gewaltigen, 5–6 Zentner schweren Tiere. Diejenigen, die ich deutlich sehen konnte, waren allesamt Kühe. Nur ein einziger großer, mausgrauer Bulle war in der Herde, aber dieser stand ständig in Deckung. Ich wartete lange, doch der Bulle, von dem nur das Hinterteil hinter einem dicken Baum hervorlugte, war nicht gewillt, sich von dort wegzubewegen. Ich versuchte seitlich herumzukommen, aber er bekam Wind und sprang ab, bevor ich auf ihn schießen konnte.

Kaum war die Elenherde verschwunden, sah ich an einem entfernteren Hang ein Rudel Impalas rötlich schimmern. Erstaunt bemerkte ich, dass es lauter Böcke waren, etwa 15 Stück. (So etwas hatte ich bisher noch nicht gesehen. In der Regel ziehen ein bis zwei Böcke mit einer größeren Gesellschaft von Weibchen.) Unter die Impalaböcke hatten sich diesmal sogar zwei Kongonis gemischt. (Auch das ist ungewohntes Wild hierzulande.) Unter den Impalas konnte man wählen, es zeigten sich immer bessere Böcke in der Herde. Ich suchte mir also die zwei am stärksten erscheinenden aus und schoss beide ins Blatt. Der eine blieb an Ort und Stelle, der andere – gut zeichnend – sprang ab. Die dritte Kugel gelang mir noch in einen der im Verschwinden begriffenen Kongonis zu senden. In dornigen Schluchten musste ich kriechen und klettern, bis ich das verwundete Impala fand. Auch der Blutspur des Kongonis folgte ich eine Zeit lang, aber dann war ich so erschöpft und hatte mich schon so weit vom Lager entfernt, dass ich die Suche abbrach und die vier bei mir befindlichen Wandorobo mit dem Verfolgen der Schweißspur beauftragte. Wenn sie den Bock fänden, gehöre das Fleisch ihnen, das Gehörn jedoch

sollten sie ins Lager bringen – das gelang mir, ihnen verständlich zu machen. Um vier Uhr nachmittags meldete sich bereits vor meinem Zelt der Krieger mit den Patronenhülsen-Ohrringen. Er brachte den Kopf des Kongoni.

Für den Rest des Tages hatte ich Ruhe und bequemes Tagebuchschreiben geplant, aber das Bewusstsein, dass die Löwen sich immer noch hier in unserer Nähe aufhalten, ließ mir keine Ruhe, und gegen Abend ging ich doch noch hinaus.

Ich strebte zu dem gewohnten Aussichtshügel, von dem aus das Löwenquartier beobachtet werden kann. Höchstens zehn Minuten mochte ich vom Lager entfernt sein, als ich fast in einen Büffel hineingelaufen wäre. Wir gingen in dichtem Dornengestrüpp; ich ging voran, aber so unaufmerksam, dass ich den nur noch 5–6 Schritte entfernt stehenden Büffel gar nicht bemerkt hätte, wenn Ndolo mich nicht von hinten gepackt hätte. Der Wind wehte günstig, der Büffel stand mit dem Rücken zu uns, er bemerkte uns nicht. Aber dann drehte er sich langsam zur Seite, zeigte sein gewaltiges Horn. Ein sehr starker, einsamer Bulle. Wir standen einander so nahe, dass ich ihn auf die Stirn schießen wollte. Ich hoffte, dass es mir so gelingen würde, ihn auf der Stelle zu fällen, und ich mir die so unangenehme Suche im Dickicht ersparen könnte. Aber im Moment des Schusses bewegte er den Kopf, denn obwohl er zusammenbrach, kam er sofort wieder auf die Läufe. Mich bemerkte er glücklicherweise auch jetzt nicht, der Schlag auf den Kopf muss ihn offensichtlich erschreckt haben, denn krachend und polternd galoppierte er davon. Wir gingen hinterher, aber nicht lange. Er begab sich an einen so unpassenden, gefährlichen Ort (und der Wind drehte sich ständig), sodass es wahrlich nicht ratsam erschien, ihm weiter zu folgen. Umso weniger, weil ein Kopfschuss – wenn er nicht sofort tötet – unbedingt schlecht ist; der Büffel ist zudem sicherlich wütend. Ohnehin hätte ich die Nachsuche nicht fortsetzen können. Ndolo und seine Gefährten erklärten einfach, dass „mbogo mkondzo baja sana“ (kranker Büffel sehr böse), und wollten nicht weitergehen.

Morgen früh ziehen wir zurück in das vorige Lager. Vor dem Aufbruch werde ich noch nach diesem Büffel schauen, obwohl ich nicht darauf vertraue, ihn zu finden; wahrscheinlich mochte ich dem Armen nur die halbe Wange durchschossen haben.

Während ich mich über den Büffelfall ärgernd meinem Ansitzhügel näherte, tauchte unerwartet – ein Leopard auf! Leider in ganz hoffnungsloser Entfernung, auf 300–400 Schritte galoppierte er den steinigen Berghang hinauf, nur manchmal blitzte er hier und da zwischen den Büschen hervor. Ohne jede Aussicht auf einen Treffer schickte ich ihm zwei Kugeln hinterher, damit er schneller renne! Das tat er dann auch prompt, denn die Schüsse staubten ganz in seiner Nähe auf; aber sie fügten ihm keinen Schaden zu.

Hätte ich nicht auf den Büffel geschossen, wäre ich dem Leoparden wahrscheinlich unter günstigeren Umständen begegnet. Aber darüber nachzugrübeln ist bereits eine vergebliche Sache.

Ich kletterte auf meinen gewohnten Platz, lauerte dort bis zum Abend, aber nichts zeigte sich.

«. . . Olyan ott, mint valami mellvért . . .» 175. old.

«. . . Kinyujtott mancsai közé hajtja bozontos fejét . . .» 175. old

4. Dez.,Buff & Rhino Camp

Im Laufe des Vormittags wanderten wir zu unserem vorigen Lagerplatz am Ufer des Guaso Nyiro zurück.

Meiner Absicht getreu suchte ich vor dem Aufbruch noch den gestern an der Wange getroffenen Büffel, aber ergebnislos.

Wir wollen hier noch zwei Tage verbringen; währenddessen wickeln wir unseren Rückzug zur Endstation der Eisenbahn, zum Magadi-Lake, ab. Mit den vielen Trophäen, vor allem den Büffelköpfen, hat sich unser Gepäck so vermehrt, dass die Leute zwei-, eventuell dreimal werden gehen müssen, bis sie all unsere Sachen zur Bahn zurücktransportiert haben.

Vormittags marschierte ich nicht mit der lärmenden „Safari", sondern ging gut eine halbe Stunde vor ihr her. Ich näherte mich zwei Herden Elenantilopen, aber kein einziger Bulle war unter ihnen. Es scheint, dass die Bullen in separaten Herden ziehen.

Stub reizt uns manchmal schon bis zur Unerträglichkeit. In einem unangenehmen, krächzenden Ton schreit er, jede seiner Geschichten hat er schon unzählige Male erzählt – wir wissen sie alle auswendig. Auch die Leute schreit er ohne Unterbrechung an. Eine halbe Stunde vor der Dämmerung beginnt er diese seine Tätigkeit, die nur der Schlaf zu ersticken vermag. Er lügt das Blaue vom Himmel herunter, stellt Absurditäten auf, an denen er mit unerschütterlicher Sturheit festhält. Er hat den Burenkrieg durchgekämpft, gegen die Zulus gekämpft, und jetzt ist er seit langen Jahren Whitehunter. Er hat also reichlich Stoff zum Aufschneiden. Trotz alledem ist seine Fantasie nicht allzu vielseitig, denn – wie ich sage – wir kennen bereits jede einzelne „Nummer" auswendig. Was jedoch die Jagd betrifft, da versteht er sein Handwerk. Er hält die Leute in Ordnung, kennt den Gang und die Gewohnheiten des Wildes – und letzten Endes ist das die Hauptsache.

5. Dez.,Buff & Rhino Camp

Ein missmutiger, ereignisloser Tag, Kopf- und Magenschmerzen. Ich bin sowohl vormittags als auch nachmittags viel gelaufen, habe aber außer zwei Nashörnern nichts anderes gesehen. Gegen das eine wären wir fast gelaufen, als es am Fuße eines Busches schlief. Wir beeilten uns zurückzuziehen, um es nicht zu wecken. Das andere sah ich abends bei meiner Heimkehr. Es stand in der Nähe unseres Quartiers und blinzelte mit Interesse zu den auflodernden Lagerfeuern hinüber.

István hat immerzu Ärger mit den Büffeln. Heute wurde er bereits zum zweiten Mal von einem verwundeten Büffel angegriffen; erst im letzten Moment gelang es ihm, ihn zu erschießen. István regt der Vorfall am wenigsten auf, aber Stubs Gesicht zuckt jetzt noch.

6. Dez.,Buti & Rhino Camp

Im Morgengrauen machte ich mich mit der Absicht auf den Weg, eine letzte, lange Runde in dieser Gegend zu drehen, der wir morgen früh leider den Rücken kehren müssen. Noch die Erlegung eines starken Büffelbullen war mein Ziel.

Aber schon in der ersten halben Stunde erlitt ich Pech. Ich sprang über eine Wasserinne, und dabei riss die Ferse meines verwundeten Fußes wieder auf, die noch immer nicht ganz verheilen konnte. Mein Fuß schwoll alsbald so an, dass ich umkehren musste. Als ich

im dichten Buschwald heimwärts hinkte, traf das Gezwitscher von Nashornvögeln mein Ohr. Vorsichtig näherten wir uns den Vogelstimmen, als wir auf das leise „mbogo“ des hinter mir gehenden Ndolo erstarrten. Mbogo bedeutet bekanntlich Büffel – aber ich sah wahrlich nichts im dunklen Dornendickicht. Mit dem Fernglas die schmalen Spalten zwischen den Ästen musternd, erfasste mein Auge die fächelnde Bewegung eines Büffelschwanzes, dann schälte sich allmählich auch das Hinterteil des Tieres heraus. So viel konnte ich feststellen, dass der Büffel mit dem Hinterteil zu mir stand und den Kopf hängen ließ, ich konnte also von seinem Horn nichts sehen. Nur sein hin und her fächelnder Schwanz bewegte sich, ansonsten schien er zu schlafen, denn obwohl ich minutenlang geduldig wartete, bewegte er seinen herabhängenden Kopf nicht. Ich musste also zur Seite rutschen, was jedoch angesichts der kaum 8–10 Schritte Entfernung und des unbeständigen Windes mit größter Vorsicht geschehen musste. Es gelang mir auch, eine Seite des Büffelhorns zu erblicken. Es war ein Bulle, und zwar ein prächtiger. Nur von dort, wo ich stand, war es unmöglich, einen guten Schuss anzubringen. Ich musste noch weiter kriechen. Inzwischen bemerkte ich einen zweiten Büffel. Er lag neben dem ersten, ebenfalls mit dem Rücken zu mir. Auch dieser schien ein großer Bulle zu sein. Ich hielt ihn sogar für besser als den stehenden.

Von hinten, zwischen die beiden Blätter, schoss ich auf den liegenden Büffel. Er rollte zur Seite, aber nach kurzem Zappeln raffte er sich wieder auf. So schnell ich konnte, schickte ich noch zwei Kugeln in seine Flanke, woraufhin er röchelnd umstürzte.

Der andere Büffel, nachdem er bei meinem ersten Schuss im Dickicht verschwunden war, kam nun wieder hervor und trat neben seinen um sich schlagenden Gefährten. Er beschnupperte ihn, schnaubte zornig, peitschte mit seinem Schwanz die Flanken, stampfte mit dem Fuß auf den Boden, wütete. Wir standen bewegungslos in der Deckung des Busches und flehten den Wind an, dass er sich nicht drehen möge. Es wäre schon allein deshalb unangenehm gewesen, wenn der zornige Bulle uns bemerkt hätte, weil ich ihn im Falle eines Angriffs hätte erschießen müssen, obwohl ich die erlaubte Büffelanzahl bereits ausgeschossen hatte. Noch einige kritische Minuten lang bangten wir dort hinter dem Busch, weil der aufgebrachte Bulle keineswegs von der Seite seines gefallenen Gefährten weichen wollte. Jetzt jedoch, da der bisher um sich schlagende, röchelnde Verwundete verstummt war, beruhigte sich anscheinend auch der andere. Aber er wich noch nicht. Bewegungslos, trotzig stand er über dem Kadaver des neben ihm gestürzten Kameraden. Rachsüchtig. Schließlich beschnupperte er ihn noch einmal, drehte sich um und trottete langsam davon, wie einer, der hier nichts mehr zu suchen hat.

Wir warteten noch, um ihm Zeit zum Entfernen zu geben. Dann traten wir zu dem erlegten Bullen, dessen Horn sehr stark, schön, von wohlgeformter Biegung und mit glänzenden Spitzen ist.

Der Rest des Tages vergeht mit Schreiben, Lesen, Wundbehandlung und Packen. Morgen früh brechen wir zurück zur Bahnlinie auf. Unser bisheriger Plan, den langweiligen langen Weg bis zum Lake Magadi zu Fuß zurückzulegen, hat sich geändert. Wir erfuhren, dass in der Nähe irgendein indischer Händler mit dem Lastwagen die Masai-Siedlungen abfährt und den Eingeborenen Rinderhäute abkauft. Noch am frühen Morgen schickten wir Boten aus, die den Inder samt Auto herbeibrachten. Wir einigten uns mit ihm, dass er uns im Morgengrauen nach Magadi befördert. Das wird außerordentlich gut tun, in Anbetracht dessen, dass wir beide verwundete Füße haben und bereits mit Grauen an die bevorstehende, stundenlang dauernde Überquerung des ätzenden, laugenartigen Sodasees dachten.

Damit haben wir also den ersten Akt unserer Jagd beendet, und zwar mit einem vollkommen befriedigenden Ergebnis. Hauptziel dieser Reise waren Büffel und Nashorn,

und an diesen mangelte es uns wahrlich nicht; insgesamt schossen wir fünfzehn Büffelbullen, darunter einige mit sehr guten Hörnern.

Möchten wir doch weiterhin mit ähnlichem Glück hinter den Löwen und später dann hinter den Elefanten her sein!

7. Dez. abends,Lake Magadi (Mc. Cowat's Boardinghouse)

Morgens um sieben starteten wir auf dem Lastwagen des Inders. Und zwar in folgender Aufteilung: István und ich in den Sitz neben dem Inder gepresst, Stub auf dem Trittbrett. Die gesamten Trophäen hinten. Zwischen sie und das Verdeck des Wagens gequetscht unsere Kochlehrlinge, Waffenträger und einer der Lastträger, der, weil er an Malaria erkrankt war, nicht laufen konnte. Der Rest der „Safari" kommt zu Fuß. Schon nach zweieinhalbstündiger Autofahrt sind wir hier angekommen, obwohl wir den Magadi-See umrunden mussten.

Die Autofahrt war sehr genussvoll, ständig trafen wir auf Wild. Die verschiedensten Tiere zeigten sich neben dem Wagen, der ohne jeden Weg, schnurstracks durch Dornen und Büsche ratterte. Wir sahen Büffel, Elenantilopen, Giraffen, Zebras, Gnus, Impalas, Grant-Gazellen; am Seeufer wiederum stand wie ein endloses rosa Band die gewaltige Menge Flamingos.

Wieder kehrten wir in der Kneipe des alten Schotten ein, von wo wir seinerzeit, vor etwa drei Wochen, aufgebrochen waren. Zu meinem großen Verdruss erfuhren wir, dass der nächste Zug (hier verkehren nur Güterzüge) morgen Abend um 8 Uhr fährt; bis dahin müssen wir also hier untätig herumlungern. Istváns Fuß wurde von den Dornen aufgerissen und ist an mehreren Stellen so vereitert, dass er längerer Behandlung bedarf. Es gibt hier eine Art Doktor, der ihn soeben untersucht, verbunden und ihm unbedingte Ruhe verordnet hat. Deshalb haben wir beschlossen, dass István direkt nach Nairobi geht, um seinen Fuß heilen zu lassen, und ich, um die Zeit auszunutzen, mit Stub und einem Teil der Leute unterwegs aussteige und in den Kapiti Plains, wo wir seinerzeit vor unserer Ankunft hier bereits kurz waren, ein bis zwei Tage auf Löwen versuche. Den Löwen traue ich zwar auch jetzt nicht besonders, aber ich habe dort noch anderes zu suchen. Eine von den bisher geschossenen abweichende Gnu-Art, das „Blaue Gnu", ist in jener Gegend zu finden. Dieses ist etwas größer und blaugrau, im Gegensatz zu dem bisher erlegten braungrauen Gnu mit weißem Bart. Darüber hinaus kommt dort der „Chanler'sche Berg-Reedbuck" und der Steenbuck vor, und diese fehlen allesamt in meiner Sammlung.

Der Doktor, der Istváns Fuß verband, untersuchte auch meinen Magen und gab mir eine sündhaft teure Medizin. Man muss sie alle zwei Stunden nehmen, sie ist dunkelrot und in so großen Flaschen, dass ich bald einen eigenen Sanitäts-Neger brauchen werde, der sie den ganzen Tag hinter mir her schleppt.

«. . . Párducot nappal a dőgön érni, ritka véletlen . . .» zoo. old.
(Elejtett párduc a kikezdett zebra mellett)

8. Dez.,Lake Magadi (Mc. Cowat's Boardinghouse)

Den ganzen Tag liegen wir in dem aus Blech gefertigten Kneipengebäude, wo die Hitze merkwürdigerweise erträglicher ist. Im Freien ist die Hitze unerträglich; auf einem völlig kahlen Felsenhügel stehen diese paar Hütten, schutzlose Beute der unbarmherzig brennenden Sonnenstrahlen. Jahraus, jahrein hier zu leben, wie es diese paar weißen Menschen tun, muss schier wahnsinnig machen.

Abends nach dem Essen schleppen wir uns zum im Tal befindlichen Bahnhof hinunter, wo bereits seit zwei Tagen der „Magadi Express" abfahrbereit steht. Dies ist ein baufälliger, langer Güterzug, der erst dann abfahren gelassen wird, wenn jeder seiner Wagen bis zum Bersten mit Soda beladen ist. Am Ende des Zuges werden für unsere Leute und unser Gepäck zwei leere Sodawagen angehängt, für uns selbst jedoch ein vorsintflutlicher Personenwagen. Es gibt zwei übereinander hängende Betten darin. Sie füllen den ganzen Wagen aus, der nur so groß ist, wie die Betten lang sind.

Ein furchtbarer Lärm und Gedränge herrscht vor der als „Bahnhof" geehrten Holzbaracke, wo die Abfahrt des Zuges immer ein Ereignis ist, erst recht in einem solchen Moment, wenn eine große Jagdgesellschaft verlädt; zu diesem Anlass kommt jeder zusammen. Außer dem alten Kneipenwirt Mc Cowat, dem Doktor und dem Ingenieur, der die Sodafabrik leitet, ist hier die gesamte eingeborene Bevölkerung vollzählig anwesend. Ja, nicht nur das hiesige und das zur Soda-Anlage gehörende Negervolk rückt aus, es gibt hier auch Ankömmlinge, echte Masai-Krieger mit Pfeil und Lanze, die aus der fernen Wildnis hervorgekommen sind, um an dem Spektakel teilhaben zu können. Leider ist es bereits stockfinster, sodass ich nur diejenigen sehen konnte, die in den Schein meiner Taschenlampe gerieten. Außer meiner Lampe sind die Ölfunzel des Zugführers und der in unserem „Schlafwagen" flackernde Kerzenstumpf die einzigen Lichtquellen. Ein in ein wallendes, langes weißes Hemd gekleideter indischer „Bahnhofsvorsteher" läuft geschäftig hin und her. Er ordnet an, zankt sich mit unseren Leuten, zerrt sie von einem Wagen herunter und stößt sie auf den anderen hinauf. Der Verkehr ist riesig und uns alle

überkommt das Reisefieber. Nach den unnötigen, aber offensichtlich unvermeidlichen Gemütserregungen ist alles drin: Menschen, Gepäck, Büffelhörner – und unter dem Gebrüll der in der Dunkelheit wogenden wilden Menschenmenge setzt sich der Sodazug in Bewegung. Er beginnt mit einigen schrecklichen Rucken, wirft unsere Kerze um, lässt unser Gepäck krachen. Er stößt auch uns gegeneinander, und nimmt dann, sich beruhigend, mit asthmatischem Schnaufen die Nacht in Angriff.

Wir erwecken unsere Kerze zum Leben und besprechen beim Whisky des Kneipenwirts noch lange unsere bisherigen Erlebnisse und schmieden Pläne für die noch kommenden.

Wir mögen aussehen wie drei Banditen in einer Räuberhöhle. Schmutzig, bärtig rauchen wir unsere Pfeifen bei einer einzigen Kerze – drei weiße Männer im letzten Wagen des „Magadi Express".

9. Dez.,Camp Kapiti Plains

Gegen Morgen sind wir hier angekommen und haben uns nach dem Ausladen aus dem Zug in der Nähe des Bahnhofs niedergelassen.

István, dessen von Dornen gestochener Fuß sich immer mehr entzündet hatte, reiste zur Behandlung weiter nach Nairobi. Ich bleibe mit Stub ein bis zwei Tage hier, jage hier in dem in der Nähe beginnenden Stub'schen Gebiet.

Dies ist eine völlig offene, grasbewachsene Ebene, wie ich sie bereits bei meinem vorigen Aufenthalt beschrieben habe. Hie und da verstreute Zwergschirmakazien und einige kleinere Dornengebüsche sind der gesamte Baumbestand. In der Mitte der ca. 22.000 Joch großen Weidefläche steht der Uámi, der bereits früher ebenfalls erwähnte, von Felsen, Schluchten und Dornenbüschen bedeckte einsame Berg. In den in der Ebene befindlichen, kaum ein bis zwei Joch großen Dornengebüschen und auf dem Uámi-Berg hausen die Löwen, während auf dem Rest der Ebene verschiedene Antilopenarten, Giraffen, Zebras und Strauße zu finden sind.

Wir frühstücken, dann machen wir uns auf in die Ebene. Es ist wunderbar, wie anders das Klima hier ist. Wir befinden uns nämlich 3.500 Fuß höher als in unserem gestern verlassenen Lager. Der Morgen ist hier so kühl, dass ich im dicken Überrock aus dem Lager aufbreche. Wir ziehen über neblige, taunasse, blühende Wiesen, genau wie zu Hause, bei einer frühen Rehpirsch im Mai. Aber kaum ist die Sonne aufgegangen, beginne ich bereits meine Kleider abzulegen, und um zehn Uhr ist es vorbei mit der Einbildung. Die heimatliche Morgendämmerung versinkt in einem drückend heißen Vormittag unter dem Äquator. Die Sonne brennt bereits, sie brennt versengend, auf unverfälschte, unbarmherzige afrikanische Weise. Dass man hier am Morgen sogar frieren konnte, dass alles vom Tau matschig war, das können wir jetzt gar nicht glauben.

Zuerst lasse ich die Leute die in der Niederung dichter werdenden Dornengebüsche durchdrücken. Aus einem springen zwei Ducker heraus. Dies ist eine rehkitizgroße kleine Antilope, die bisher in meiner Sammlung fehlte. Ja sogar weiterhin fehlt, denn – obwohl sie kaum fünfundzwanzig Schritte entfernt sein mögen – schieße ich zweimal an ihnen vorbei. Von der ständigen Chinin-Einnahme ist mein Auge morgens etwas unsicher. Danach lassen wir den großen steinigen Berg treiben, natürlich in der Hoffnung auf einen Löwen. Aber es zeigt sich nichts außer einer hässlichen Hyäne. Schon von weitem bemerken wir sie, wie sie sich zwischen den Felsen versteckend nähert. Da keine Aussicht auf ernsthafteres Wild besteht, schieße ich sie ins Blatt. Sie rollt sich zwischen den Steinen zusammen. Interessant ist, dass die Schwarzen sie nicht hervorziehen wollen. Sie sagen,

dass sie auf der Welt alles anfassen, nur die Hyäne nicht, so sehr verabscheuen sie sie. Ich bin gezwungen, ihre Überzeugung zu respektieren, und die Hyäne ihrem Schicksal überlassend, steigen wir wieder in die Ebene hinunter. Wir wollen einige gute Grant-Böcke und das bereits erwähnte „Blaue Gnu“ vor das Rohr bekommen. Die Grant-Böcke suche ich deshalb, weil von diesem wunderschönen Wild in jedem District (Provinz) das Erlegen von jeweils drei Böcken gestattet ist, und dieses Gebiet bereits in das Territorium des benachbarten District fällt.

Ich treffe auch bald auf einen passablen Grant-Bock; er schreitet hinter einem großen Rudel Weibchen her und ist sehr misstrauisch; erst nach mühsamem Umgehen gelingt es mir, ihn mit einem weiten Schuss zu erlegen.

Etwa eine halbe Stunde später fällt der weiteste Schuss meines Lebens: Es gelingt mir, einen einsam stehenden, starken Gnu-Bullen auf 448 Schritte an den Platz zu bannen. Und zwar ohne Zielfernrohr, denn das benutze ich in Afrika niemals. Ich bin der Meinung, dass im hiesigen eigentümlichen Sonnenlicht das Zielen durch das Fernrohr störend wirkt. Darüber hinaus ist das Fernrohr bei den unerwarteten Schüssen aus der Hüfte, zu denen es hier so oft kommt, nur hinderlich.

Heute trägt mein Gewehr scheinbar sehr gut. Auf dem Heimweg steht ein Rudel Kongonis vor uns – auf 350 Schritte! Zwei starke Bullen sind unter ihnen. Zwei Schüsse strecken beide nieder. Hier kann man das Kugelschießen lernen. An Gelegenheit mangelt es nicht.

Von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends bin ich fortwährend gekrochen und geklettert, und habe währenddessen außer einer Feldflasche Wasser nichts anderes zu mir genommen. In einem sehr hinfälligen Zustand komme ich in meinem Zelt an. Nach einem warmen Bad, in einen dicken Mantel gehüllt, esse ich zu Abend und schlafe unter einer doppelten Decke. Die Nacht ist bereits fast unangenehm kalt.

István magas lázzal

A gépárdomat megnyúzzák 143. old.

10. Dez.,Camp, Kapiti Plains

Aufbruch im Morgengrauen über märchenhaft schöne, kühle, von Blumen bunt gefleckte, mit Wildrudeln übersäte Felder.

Fantastisch sind die Morgenstunden hier. Denn auch bei uns sind die Sonnenaufgänge glanzvoll, auch bei uns funkelt der Morgentau, auch bei uns sind jene Farb-, Schatten-, Geruchs- und Lichteffekte überraschend, in deren Pracht die jungen Tage geboren werden. Aber hier geschieht das alles viel schärfer, viel kraftvoller. Das gilt nicht nur für die Morgendämmerungen, das ist ein allgemeiner Wesenszug des Lebens hier. Hier ist das Sonnenlicht glänzender als bei uns, die Sterne funkelnder, die Gewitterwolken dunkler, die Wetterleuchten entsetzlicher, die Gerüche betörender, die Gegensätze bestimmter. Aber selbst die Dornen sind stechender, die Bäume härter, die Menschen ausdauernder, die wilden Tiere zäher. Mit einem Wort: Hier pulsiert der Puls des Lebens energischer. Und das ist es, was einen so ernst macht.

... Afrika, das ist es, was hierher lockt, was jeden zurückzieht, der einmal davon gekostet hat. Die Urkräfte, die Extreme, die Schonungslosigkeit, die Unbeugsamkeit – es ist eine Welt der Harten, angefangen vom Sonnenaufgang bis hin zur winzigen Zwergantilope, die oft fünf Schüsse verträgt, von denen bei uns jeder Hirsch verenden würde.

It's men's country – ein Land für Männer – wie Stub neulich treffend bemerkte.

Doch ich bin weit vom Thema abgekommen, denn ich will nicht gefühlvoll werden, sondern von der heutigen, sehr denkwürdigen Jagd erzählen.

Nachdem wir das Zelt verlassen haben, treffen wir erneut auf einen guten Grant-Bock, aber auch dieser lässt uns nicht näher als auf 300 Schritte heran. Ich setze mich hin und schieße ihm – einen der Vorderläufe ab! So etwas einzuholen ist unmöglich, wir lassen ihn bald zurück. Ein Warzenschwein-Keiler mit kapitalen Hauern taucht in der Ferne auf. Ich pirsche, krieche auf dem Bauch, renne ihm wohl eine Dreiviertelstunde lang hinterher, aber er überlistet mich immer wieder, ich schaffe es nicht, heranzukommen. Noch einen Grant-Bock verletze ich. Aber diesmal renne ich so lange hinterher und schieße, bis er schließlich die vierte Kugel in die Flanke bekommt. Er bleibt liegen.

Dann erreichen wir das Dornengestrüpp, die angeblichen Löwenquartiere. Wieder lassen wir sie durchtreiben. Im ersten ist nichts. Es folgt die zweite, kaum eine halbe Joch große, aber schrecklich dichte Dorneninsel. Kaum laufen die Leute los – Stub und ich stehen zu zweit am anderen Ende – ertönt ein wütendes Knurren. Die Schwarzen springen auseinander, ich reiße mein Gewehr hoch, mit gespannter Aufmerksamkeit spähen wir, aber nichts rührt sich. Stille. Die Situation ist jedoch eindeutig: *Simba* – der Löwe – ist drin im Dornicht!

Unsere Leute gestikulieren mit Händen und Füßen, dass wir kommen sollen; sie trauen sich nicht weiter. Ich renne auf sie zu. Doch ein fingerlanger Dorn bohrt sich durch meinen Schuh in meine Fußsohle; ich kann mich nicht einmal bewegen, stehe auf einem Bein wie ein Storch. (Solch ein Dorn war noch nie in meiner Sohle, und ausgerechnet jetzt, in diesem entscheidenden Moment, muss er sich hineinstechen!) Auf Stub und Ndolo gestützt: Schuh aus, Dorn raus, Schuh an, und schon rennen wir weiter. Das fragliche Gebüsch ist nicht viel größer als ein Tennisplatz, aber dichter als eine Bürste und völlig undurchsichtig. Die Leute erklären flüsternd, dass der Löwe sie anspringen wollte. Sie zeigen auf einen herausragenden Busch, unter den er sich ihrer Meinung nach

zurückgezogen hat. Sie warfen einige Steine dorthin – ein markerschütterndes Brüllen ist die Antwort ...

Die Leute rennen weg – der Löwe rührt sich nicht. Wieder ist es still. Die einzeln zurückkehrenden Mohren schicken wir los, um neue Steine zu suchen. Das dauert eine Weile, da Steine nicht so leicht zu finden sind.

Endlich haben sie ihre Lumpen vollgesammelt und stellen sich hinter uns auf. Stub und ich stehen mit entsicherten Gewehren vor ihnen. Unser Ziel ist es, den Löwen, der offensichtlich nicht gewillt ist herauszukommen, durch Reizung zum Angriff zu bewegen und ihn dadurch aus seinem Versteck hervorzulocken. Auf ein gegebenes Zeichen lässt die hinter uns stehende „Schützenlinie" ein furchtbares Steinhagel auf das Gebüsch niedergehen und stößt gleichzeitig ein ohrenbetäubendes Kreischen aus. Wer eine Pfeife hat (das ist große Mode unter den Schwarzen), bläst hinein. Den höllischen Lärm übertönt nur der Löwe: Mit wütendem Gebrüll quittiert er die in seiner Nähe landenden Steine, aber zeigen will er sich dennoch nicht.

Eine nervenaufreibende Dreiviertelstunde folgt, eine unvergessliche Erinnerung meiner Wanderungen. Die Steinmunition geht schnell zur Neige, und der Löwe rückt nicht von der Stelle. Wir schicken die Leute also nach neuem Wurfmaterial und wiederholen den eben gestarteten Angriff noch viermal – ergebnislos! Die Stimme des Löwen wird immer zorniger und ungeduldiger, ein gereiztes Grollen brodelt in seiner Kehle. Zwei- oder dreimal scheint es wirklich, als hätte er genug von der Belästigung. An der Bewegung der Büsche sehen wir, wie er brüllend auf uns zustürmt, aber am Rand des Dickichts, wenn er gerade erscheinen müsste, überlegt er es sich immer wieder anders und zieht sich in sein Versteck zurück. Bei einem dieser „Scheinangriffe" sehe ich ihn dennoch, er blitzt aber nur für einen Moment auf – an einen Schuss ist nicht zu denken.

Da wir so zu nichts kommen, beschließen wir, dass Stub und ich zu zweit versuchen, hineinzukriechen. Während das Geschrei der Leute die Aufmerksamkeit des Löwen fesselt, werden wir von der Seite zu ihm hineinschlüpfen. Das gelingt teilweise: Wir gelangen bis auf fünf, sechs Schritte an den Löwen heran, sehen, wo er das Dickicht bewegt, aber das Tier selbst ist auch jetzt noch unsichtbar.

In unserer Hilflosigkeit greifen wir zu einem letzten Versuch. Zuerst ziehen wir uns einige Schritte zurück. Dort vereinbaren wir mit Stub, dass ich mit meinem kleineren Gewehr in Richtung der Buschbewegung schießen werde und dann schnell das größere Gewehr von ihm übernehme, um für den wahrscheinlichen Angriff bereit zu sein.

Auf meinen Schuss hin – Totenstille!

Unvergesslich spannende Augenblicke sind das! Da sich nichts rührt, wagen wir uns wieder näher; wir sind erneut fünf bis sechs Meter entfernt. Noch einmal schieße ich dorthin, wo ich den Löwen vermute. Daraufhin brüllt er auf, springt beiseite, zeigt für einen Moment seine Schulter, in die ich schnell eine Kugel jage. Er schlägt mit dem Schwanz hoch, wirbelt herum und begibt sich wieder in sein bisheriges Versteck. Dort knurrt er ständig und „gurgelt" furchteinflößend. Offensichtlich kann ihm nicht viel passiert sein.

Neues Steinesammeln, Bombardierung – das Vergnügen beginnt von vorn. Der Löwe brüllt, ein paar Mal will er wieder angreifen, gelangt aber immer nur bis zum Rand der Dornen und stellt sich von dort wieder weiter hinein. Seine Taktik ist klar: Herauskommen traut er sich nicht recht; er ist sich im Klaren darüber, dass wir ihn suchen, und er mag auch ahnen, zu welchem Zweck. Er ist also darauf aus, uns zu

verscheuchen, ohne sich jedoch zu zeigen; deshalb experimentiert er mit den scheinbaren Ausbrüchen.

Noch einmal krieche ich zu ihm hinein. Mit einem gewaltigen Brüllen stürmt er auf mich zu – die auseinanderweichenden Dornenzweige zeigen sein Herankommen an. Damit er am Busch nicht wieder innehält, jage ich einen Schuss dorthin, wo ich seinen Kopf vermute.

Stille. Keine Bewegung, kein Knurren, kein Knacken eines Zweiges. Wir verstehen nicht, was jetzt passiert sein könnte. Ich muss völlig vorbeigeschossen haben, sonst gäbe er doch irgendein Zeichen ...

Szerző az első párduccal 74. old.

Figyelő zsiráf

Nach vorsichtigem Rückzug lassen wir die Leute erneut werfen. Der Löwe rührt sich nicht. Das ist bereits verdächtig. Wir umgehen das Gebüsch zur anderen Seite, von wo aus wir in die Hocke gehend den Boden unter den Zweigen ausspähen. – Da, schau her! Ein gelber Fleck. Wir bewerfen ihn. Er rührt sich nicht. Wir stochern mit einem langen Stock nach ihm. Er rührt sich nicht. *He is dead, sure enough* – erklärt Stub – *you got your first one anyhow – wonder, what sort of a chap he is.* (Der ist erledigt – das ist gewiss. Den ersten hätten

wir jedenfalls, jetzt ist nur die Frage, was für ein Kerl er sein mag). Diese Worte lösen einen Seufzer der Erleichterung in mir aus, und die Wasserflasche tut nach der fast einstündigen Nervenanspannung unbeschreiblich gut.

Die Leute haben ordentlich zu tun, bis sie mit ihren Messern eine Öffnung in die Dornen schneiden zu dem kaum zwei bis drei Meter vor uns verendet liegenden Löwen. Endlich gelangen sie an ihn heran. Er liegt auf dem Bauch, mit dem Hinterteil zu uns. Etwa fünf packen ihn am Schwanz und ziehen ihn daran auf die Lichtung. Ein großer Löwenkater! Leider jedoch völlig mähnenlos.

Meine erste Kugel, obwohl sie ihn an der Schulter traf, hat ihm nicht viel anhaben können. Mein letzter Schuss jedoch, den ich nur so auf gut Glück in Richtung der Buschbewegung abgegeben hatte, drang direkt neben seinem linken Nasenloch ein, schlug seinen linken Eckzahn aus und brach, durch die Mundhöhle sausend, den Halswirbel; so konnte es geschehen, dass wir nach dem Schuss nicht einmal mehr ein einziges Treten oder Schnaufen hörten.

Fotografieren von allen Seiten, Abziehen des Fells, Herausschneiden der *lucky bones* – und sehr, sehr große Freude!

Die *lucky bones* (Glücksknochen) sind zwei in den Schultern des Löwen befindliche, fünf bis sechs Zentimeter lange, dünne, flache Knöchelchen, die der Jäger, ähnlich wie die „Grandeln" beim Hirsch, aufzubewahren pflegt.

Wir machen uns auf den Rückweg zum Lager. Auf dem Kopf eines meiner Leute, in einem schönen viereckigen Paket, das sorgfältig zusammengefaltete Löwenfell. Der Kopf liegt über dem zusammengerollten Fell. Mit seinen halboffenen, großen, bernsteinfarbenen Augen und dem fletschenden gewaltigen Gebiss sieht er fast noch lebendig aus. Vor einer Stunde hätte er selbst nicht geglaubt, der Arme, dass man sein Fell so ordentlich zusammenfaltet, wie ein frisch gebügeltes Laken.

Noch vier Patronen blieben in meiner Tasche, drei davon verschieße ich auf dem Heimweg. Ein starker Gnubulle – wieder auf über 400 Schritte – bleibt im Feuer liegen. Noch ein Gebüsch lassen wir durchtreiben, eine große Hyäne und ein Thomson-Bock springen heraus. Erstere nah, letzterer sehr weit. Beide schlagen im Laufen bei je einem Schuss einen Purzelbaum. Wie gerne würde ich immer so schießen! Vor allem, wenn andere zusehen. Aber dann gelingt so etwas nie.

Mit einer einzigen verbliebenen Patrone und vielen schönen Erinnerungen erreiche ich um zwei Uhr nachmittags das Lager.

Am Bahnhof erfahre ich, dass der für abends sechs Uhr fällige Güterzug, mit dem ich dachte, heute noch nach Nairobi zu kommen, nicht fährt. Wir können also erst mit dem Personenzug morgen früh abfahren. Wir bestellen einen Güterwagen, in den all unsere Leute und Sachen hineinpassen, und lassen ihn an den morgigen Zug anhängen.

Gegen Abend sitze ich vor meinem Zelt und lese. Ein Stück weiter sitzen meine Leute plaudernd in einem Haufen. Auf einmal springen sie kreischend auseinander. Unerwartet erschien unter ihnen eine sehr giftige Schlange. Unter furchtbarem Geschrei wird sie zu Tode gesteinigt.

11. Dez.,Camp, Kapiti Plains

Beim Erwachen im Morgengrauen liegt dichter Nebel über der Landschaft. Das Thermometer zeigt 9 Grad R. Zähneklappernd springe ich unter der dreifachen, dicken Decke hervor und trinke fröstelnd Tee, ans Lagerfeuer gekauert. Meine Leute frieren auch. Ringsum knistern kleine Scheiterhaufen, zu viert, zu fünft hocken die bis zum Kinn in Decken eingehüllten Mohren um sie herum.

Seltsam sind diese plötzlichen Temperaturwechsel. Kaum geht die Sonne auf, ist einem schon ein einziges Hemd zu viel am Leib. Dann scheint es fast, als hätten wir diesen nebligen „Herbstmorgen" nur geträumt. Wir verlieren den Zusammenhang, es ist fast unglaublich, dass dieser erstarrende Morgen und jener versengende Mittag Teile ein und desselben Tages sind.

Wir haben alles zusammengepackt, unsere Habseligkeiten stehen in großen Haufen neben dem Schienenpaar bereit. Die vierzehn Büffelköpfe allein sind schon eine ordentliche Ladung.

Um neun Uhr morgens fährt der Zug ein. Es gelingt uns, mit all unserem Kram aufzusteigen, und nach anderthalbstündiger Fahrt erreichen wir Nairobi.

Aus dem Zugfenster bot sich ein genussvoller Ausblick. In den Senken und Vertiefungen dampften noch die Reste des Morgentaus und Nebels, die ferne Ebene schwamm in dunstigem Sonnenschein, in deren Hintergrund sich der schneebedeckte Gipfel des Kenya wie weiße Spitze in den unteren Rand des zornig blauen Himmels zeichnete.

Und im ganzen wunderschönen Panorama verstreut, bot die Vielfalt Unmengen von Wildrudeln ein buntes Bild.

12. Dez.,Nairobi, The Norfolk Hotel

Von morgens bis abends sind wir bei der Arbeit, rüsten ab, rüsten neu auf. Übermorgen brechen wir wieder auf, und diesmal auf vornehme Weise – auf einem gemieteten Lastwagen.

Ich habe meinen Diener Juma entlassen, der faul, schmutzig und ungehorsam war. Ich habe an seiner Stelle einen besser erscheinenden Ali eingestellt.

13. Dez.,Nairobi, The Norfolk Hotel

Auch der heutige Tag verging mit Vorbereitungen und Umpacken. Auf zwei großen Chevrolet-Lastwagen brechen wir morgen auf, diesmal nach Westen, in die Gegend des Mara-Flusses. Den einen Wagen, der Istváns Eigentum ist, behalten wir bei uns, während wir den anderen, den wir nur gemietet haben, zurückschicken werden, sobald wir das aufzusuchende Jagdgebiet erreicht haben.

Wir sparen mit den Autos Unmengen an Zeit und etwa fünfzehn bis zwanzig Träger.

14. Dez.,Nairobi, The Norfolk Hotel

Wir hatten den Aufbruch für neun Uhr morgens festgesetzt. Alles stand zur vereinbarten Zeit bereit, die beiden bis zum Bersten beladenen Autos warteten vor unserem Hotel. (Es gab einiges, unter dem die beiden Chevrolets zu ächzen hatten: vierunddreißig Personen und unser komplettes Monatsgepäck drückten auf ihre Achsen.)

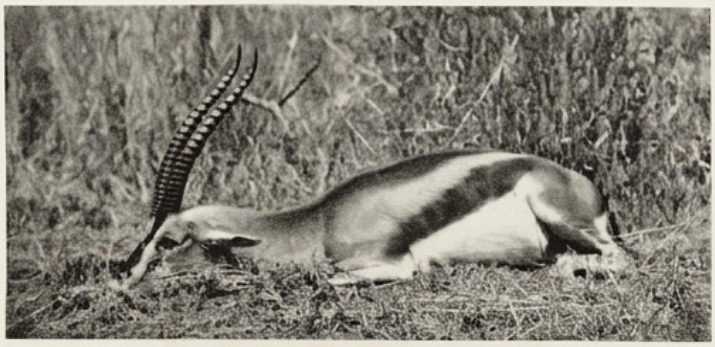
Ich wiederhole, wir standen zur festgesetzten Zeit um neun Uhr reisefertig da.

Nur fiel István punkt neun Uhr ein, dass er verschiedene Kleinigkeiten beim Einkauf vergessen hatte. Bis er diese erledigt hatte, wurde es zwei Uhr nachmittags! Da traf er im Hotel ein, die Ausbeute seines halbtägigen Einkaufs mit sich schleppend, jene vergessenen Sachen, jene Kleinigkeiten! Es waren darunter einige Paar Schuhe, Kleidung, ein ganzer Schinken, ein neues Fernglas, Unmengen an speziellen Apothekerwaren – kurzum lauter Kleinigkeiten.

Jetzt mussten natürlich die Koffer, die ganz unten im Wagen schön ordentlich verstaut waren, wieder aufgebrochen werden, um die Früchte des vormittäglichen Einkaufs einpacken zu können.

Kurz und gut, statt um neun fuhren wir erst nach drei Uhr ab. Aber wir sind ja in Afrika, wo es sich nicht gehört zu eilen, wo jeder Zeit hat, wo eine Uhr nur selten in den Taschen steckt. Wer zufällig eine dabei hat, pflegt sie auch erst abends um sechs hervorzuholen. Dann geht nämlich das ganze Jahr über die Sonne unter. Der Uhrenbesitzer kontrolliert dann, ob die Sonne pünktlich ist. Ob sie sich mit jenem Untergang nicht verspätet?

Anfangs fällt es uns schwer, uns diese Denkweise anzueignen. Aber langsam werden wir es schon lernen. István hat sich schon ganz gut daran gewöhnt. Im Herauszögern und Trödeln hat er bereits eine wahre afrikanische *Routine* erlangt.



»Konyhánkra leginkább ezt keressük . . .«
(Thomson-gazella)

Szerző *topi*-antilóppal 64. old.

Dass wir von der für heute geplanten Strecke nicht einmal die Hälfte zurücklegen konnten, versteht sich von selbst. Aber wir haben die Fahrt dennoch sehr genossen. Wir fuhren durch eine so schöne und interessante Gegend, dass der durch die Schwierigkeiten beim Aufbruch verursachte Ärger bald verflog.

Wir fuhren so lange bergauf, bis wir bei Limuru den Gipfel des etwa 2.500 Meter hohen Kammes namens Mau Escarpment erreichten.

Dort oben war es so kalt, dass wir uns in dicke Mäntel einhüllen mussten. Den ganzen Nachmittag fuhren wir durch besiedeltes, von der Zivilisation erobertes Land. Die Luft war angenehm kühl, und die Temperatur sank mit der Annäherung an den Bergrücken allmählich ab. Zwischen üppig sprießenden, bunt blühenden Gärten schimmern hübsche, kleine Häuser weiß hervor, die von Kaffee-, Tee-, Zuckerrohr- und Bananenplantagen umgeben sind. In abwechslungsreicher Buntheit zogen sie an uns vorbei, Berg und Tal, plätschernde Bäche, forstwirtschaftlich behandelte Gummibaumbestände, blühende Eukalypten, Farnhaine.

Die ziemlich gut instand gehaltene Fahrstraße windet sich zierlich durch die Gegend. Immer wieder begegneten wir Automobilen, darunter so manchem modernen Luxuswagen.

Es ist eine liebliche, freundliche, schöne und gesunde Landschaft, aus der – obwohl sie zur Beute der Zivilisation wurde – der Zauber der Wildnis von vor erst 10–15 Jahren noch nicht ganz gewichen ist. Sorglose, zufriedene Menschen bewohnen sie: Sie kamen seinerzeit als Pioniere an und genießen nun die Früchte ihrer mühsamen Jahre in ungestörtem Wohlstand. Sie pflanzten Kaffee anstelle des Dornengestrüpps, tauschten die Büffelherden gegen Rinderherden und die Zebraherden gegen englische Vollblutgestüte aus. Wachhunde bellen hier in der Nacht, wo vor kurzem noch das Gebrüll des Löwen dahingerollt ist. Gärten harken, Autos waschen, Tennisbälle sammeln nun die Söhne der berühmten Krieger des Wa-Kikuyu-Stammes. Die Kultur hat gesiegt. Sie hat Wohlstand hervorgebracht. Aber nur für Einzelne. Und was geschah mit den anderen? Die hier auch ohne Kultur glücklich waren? ...

Als es dämmert, überqueren wir den Bergrücken und schlagen am Fuße des gegenüberliegenden Hangs, aber immer noch in 6.200 Fuß Höhe, an einem kleinen Bergbach unser Lager auf. In warmer Kleidung essen wir um das Feuer zu Abend; zur Kälte gesellt sich noch ein großer Sturm, der fast unser Zelt wegträgt. Wie wir hier am Wegrand um das Feuer hocken und unsere beiden „Karren“ unter dem Baum im Dunkeln stehen, ähneln wir eher Wanderzigeunern als „Jagdherren“.

Hyänen heulen in der Dunkelheit, und von weitem trägt der Wind zerfetzte Fetzen von Löwengebrüll zu uns herüber ...

15. Dez.,Camp Madji Moto

Neun Uhr morgens. Wieder windstiller, warmer Sonnenschein. Wir laden auf und fahren weiter. Eine Zeit lang geht es noch bergab, und bald erreichen wir den Boden des Großen Grabenbruchs (Rift Valley), desselben gewaltigen Tals, mit dessen einem Abschnitt wir bereits bei unserem vorigen Ausflug Bekanntschaft gemacht hatten. Wir sind nun aus dem bewohnten Gebiet herausgekommen und in den ungestörten Wildquartieren angekommen. Gegen Mittag schlagen wir am Fuße eines Berges namens Suswa unser Lager auf. Hier wollen wir nur einen Tag verbringen, länger können wir auch nicht bleiben, da es in der Nähe nirgends Wasser gibt; wir haben nur für einige Kannen voll dabei, und auch das haben wir von unserem nächtlichen Lagerplatz mitgebracht. Wir hielten hier nur an, weil dies laut Stubs Behauptung ein Lieblingsplatz der Oryxantilopen ist und auch Löwen hier hausen.

Während wir frühstücken, zeigt sich in der Ferne ein einsamer Kongoni-Bock. Da wir Fleisch für die Leute brauchen, schieße ich ihn vom Vorplatz des Zeltes aus.

Im Laufe des Nachmittags machte ich eine große Runde. Die Gegend unterscheidet sich von den bisher gesehenen. Eine mit dünnem, gelbem, kniehohem Gras bewachsene steinige Ebene mit kleineren und größeren Gruppen von „Flötenakazien“ (Flötenakazie, Übersetzung des deutschen „Flöten-Akazie“. Der Name rührt daher, dass die am Baum hängenden löchrigen Gallen flötende Töne von sich geben, wenn der Wind hineinbläst).

Ich schoss ein mir unbekanntes, rehkitizgroßes, rötlich gefärbtes Böckchen, einen Steenbock. Er hat fingerlange, gerade kleine Hörner.

Später fand ich einen einsamen, sehr starken Oryxbullen, den ich mit zwei Blattschüssen aus großer Entfernung auch erlegte. Mehr Oryxe habe ich gar nicht gesehen, ich freute mich also zu Recht über dieses wirklich gute gehörnte Exemplar. Auf dem Heimweg erledigte ich noch zwei Zebras als Köder. Laut Stub werden wir die Löwen am Morgen „mit absoluter Sicherheit“ am Zebra finden.

Bei Stub ist alles „zweifelsfrei sicher“. Das Wort „vielleicht“ oder „wahrscheinlich“ habe ich von ihm noch nicht gehört. *Absolutely certain, clear as daylight* ist jede seiner Aussagen. Ein anstrengender Mensch. Wenn er manchmal erschöpft ist und für einige Minuten verstummt, atmen wir so auf wie im Krieg, wenn der Feind unerwartet das stundenlang dauernde Trommelfeuer abbrach.

Der arme István hat sich schwer erkältet. Er krächzt, prustet, sein Kopf brummt. Seine schlechte Laune wird noch durch einen Oryx gesteigert, den er verwundete, aber verlor.

16. Dez.,Camp Suswa

Während der Nacht brüllten die Löwen von mehreren Seiten. Hoffnungsvoll machten wir uns im Morgengrauen auf den Weg zum Zebraschinder, aber wie üblich trafen wir die Raubtiere dort nicht mehr an; dabei hatten sie das Aas ordentlich zerfetzt.

Ich wollte eine Thomson-Gazelle für die Küche schießen, schoss aber zweimal ohne jeden Grund daneben. Die Schwarzen lachten.

István begegnete, als er heimwärts zum Lager eilte, in der Nähe unseres Zeltes einer Löwin! Er verletzte sie auch. Nach dem Frühstück machten wir uns alle auf die Suche nach dem angeschossenen Löwen, der sich in ein dichtes Krautdickicht begeben hatte. Stundenlang folgten wir der reichlichen Blutspur durch hässliches Dornengestrüpp und hüfthohe Krautmeere. Schließlich hörte das Bluten auf, wir fanden den Löwen nicht. István verliert nun bereits den zweiten angeschossenen Löwen. Dabei blutete dieser heutige stark, ja allem Anschein nach hatte er einen Lungenschuss erhalten.

Das Verfolgen eines verletzten Löwen in solch dichtem, unübersichtlichem Gelände ist, auch wenn man es nicht gerade als angenehmen Zeitvertreib bezeichnen kann, dennoch sehr spannend, Sport erster Güte! Mit schussbereiter, entsicherter Waffe geht der Schütze voran, jeden Moment kann er den Angriff der im Kraut lauernden Bestie erwarten. Viel vorzüglicher als die Hasenjagd!

Die Sonne war schon auf den Gipfel des Himmels geklettert, als wir uns aufmachten und unseren Weg in südwestlicher Richtung fortsetzten. Wir müssen hohe, felsige Gebirgsketten überqueren. Die Hitze ist hirnerweichend, der Weg entsetzlich erbärmlich. Die schweren, überladenen Wagen machen gewaltige Sätze auf dem holprigen, felsigen Pfad. Unsere armen Schwarzen wimmern förmlich, wie sie auf ihrem engen Platz gegeneinander schlagen.

Nach zwei Uhr kommen wir in Narok an. Dies ist der Sitz eines Districts, eines Kreises. Er besteht aus einem Haufen eingeborener Hütten, einer indischen *Duka* (Boutique) und etwa drei bis vier Holzhäuschen, dem „Sitz“ der englischen Kreisvorsteherschaft. Hier beginnt das *Masai Reserve*, jene 800 Quadratmeilen große, riesige Hochebene, die ausschließlich die Heimat des „Massai“-Stammes ist. Auf diesem Gebiet, das auch als ein ganzes Land durchgehen könnte, weidet der Massai seine unzähligen Rinder- und Schafherden. Sogar die Siedler wurden von den Engländern von hier verbannt. Land kann hier niemand kaufen. Hier beabsichtigen wir, etwa vier Wochen lang auf Löwen zu jagen.

Kilencedik bivalyom (». . . formáshajlatú, fényeshegyü . . .«) 53. old.

Gegen Abend durchqueren wir die für ihren Wildreichtum bekannten Ebenen der Loita-Plains. Wahrlich märchenhaft sind diese Gnu-, Zebra- und Gazellenherden, die wir hier sehen. Manchmal kreuzen sie unseren Weg in solcher Nähe, dass man sie förmlich anhupt, wie die Rinderherde, die zu Hause die Landstraße überflutet. Ich schieße ein

„Tomi“ (Thomson-Gazelle) für das Abendessen. Wir binden es am Kotflügel des Wagens fest; drinnen ist kein Platz mehr, so sehr sind wir beladen.

Es ist stockfinster, als wir von der ganztägigen rüttelnden Reise ziemlich mitgenommen am Fuße eines Hügels namens Bar Dommit unser Lager aufschlagen. Wir sind beide stark erkältet, können kaum erwarten, dass der Koch etwas zusammenbraut und wir uns baldmöglichst zur Ruhe begeben können. Morgen sollen wir angeblich bereits die gute Löwengegend erreichen.

17. Dez.,Camp, Bar Dommit, Massai Reserve

Am Morgen brach ich mit einem unserer Wagen auf, um einen Weg zu unserem nächsten Lager zu suchen. Von einem „Weg“ kann man hier zwar nicht sprechen, da keine Spur davon vorhanden ist, sondern sagen wir: von einer Durchgangsmöglichkeit. Durch Wald, Dickicht, Wasserrinnen, Bäche, ganz ohne Pfad oder Wegweisung muss man hindurch. Der Wagen bleibt natürlich immer wieder stecken, verkeilt sich. Mal muss man umkehren, mal zurücksetzen; mal müssen Bäume und Büsche ausgehauen, steile Stellen aufgefüllt werden, kurzum: das Gelände vor dem Wagen geebnet werden. Manchmal sinkt ein Rad so sehr im Sand oder im Schlamm ein, dass man genug damit zu tun hat, es auszugraben, anzuheben. Das ist wahrlich keine Vergnügungsreise!

Viel Wild zeigte sich unterwegs. Außer den bekannten Arten sah ich heute zum ersten Mal eine Topi-Antilope. Dieses kuhgroße Tier mit glänzendem lilabraunem Fell interessierte mich deshalb nicht besonders, weil es fast identisch mit dem Tiang ist, von dem ich vor drei Jahren im Sudan genug geschossen habe. Lediglich in der Stellung ihrer Hörner gibt es eine kleine, erst nach eingehender Untersuchung entdeckbare Abweichung. Auch einer größeren Herde Elenantilopen begegnete ich, aber sie machten sich aus dem Staub, bevor ich mit ihnen ins Gespräch kommen konnte. Ich schoss einen guten Grant-Bock und kehrte gegen Mittag wieder ins Lager zurück. Aber wenigstens hatte ich den für den Nachmittag geplanten Weg so einigermaßen erkundet.

Bei uns beiden ist die Influenza ausgebrochen. Beständiges Krächzen, Niesen und schmerzliches Seufzen ist zu hören.

Nachmittags treffen einige Massai-Krieger im Lager ein, sie erzählen von fünf Löwen, die ihre Haustiere der Reihe nach töten und die sie uns bei einem nächtlichen Ansitz „unbedingt“ erschießen lassen würden. Alle fünf natürlich. Nur sind wir erstens bereits aufgeladen, wir sind im Aufbruch begriffen. Zweitens fühlen wir uns beide viel zu elend, um die ganze Nacht unter einem Busch kauernd mit dem Warten auf zweifelhafte Löwen zu verbringen. Und drittens nehmen wir an, dass der Massai ohnehin nicht die Wahrheit sagt. Wir verzichten also auf den Ansitz, lassen den braven Mann mitsamt seinen Löwen zurück und machen uns auf den Weg.

Von nun an werden wir nur ein Auto haben. Das andere, das wir für bloß einige Tage Gebrauch gemietet hatten, haben wir nach Nairobi zurückgeschickt. In einem Auto haben wir natürlich keineswegs Platz, denn selbst in zweien drängten wir uns nur mit großer Mühsal. Von nun an muss also bei jedem Campwechsel das Auto zumindest zweimal fahren.

Auch an die heutige Reise werde ich mich erinnern. István saß neben dem Fahrer, Stub klammerte sich an die Trittstufe, ich aber drängte mich zusammen mit den anderen in der dünnen Lücke zwischen dem Gepäck und dem Autodach. Der Platz war so schmal, dass wir uns darin nur liegend aufhalten konnten. Auf dem Rücken oder auf dem Bauch, wie

es jeder mochte. Hinzu kamen das unerträgliche Rütteln, das Holpern, die ständig zwischen uns schlagenden dornigen Zweige, das auf uns kippende Gepäck, etc. Ich betastete förmlich meine Knochen, als ich um fünf Uhr nachmittags aus meiner erzwungenen Lage herauskroch. Ich fühlte mich, als hätte ich einen Boxkampf verloren.

Auch etwas Schlangen-Aufregung gab es unterwegs. Plötzlich bremste das Auto; der Fahrer und Stub brachen in ein entsetzliches Kreischen aus, dass – dort die große giftige Nyoka (Schlange). Ich zwar sah sie nicht, denn ich konnte nicht einmal hinausschauen.

Unser neues Camp, Camp Eland, ist sehr wildromantisch. Wir lagern an einem Bach mit tiefem, felsigem Bett, der von dichten Laubbäumen überdacht ist. Wasser zwar ist nicht im Bach, nur hier und da glänzt die eine oder andere froschlaichige Pfütze zwischen den Steinen. Das trinken wir. Trotz des vorherigen Kochens, Filterns, ist es eine sehr ekelhafte Flüssigkeit.

Während die Zelte aufgestellt werden, schieße ich mit dem Flobert einen auf einem Baumwipfel hockenden Geier – aus 185 Schritten! Die Ferse meines aufgescheuerten Fußes, die schon so gut wie verheilt war, habe ich infolge eines ungeschickten Schrittes erneut aufgerissen. Jetzt schwillt sie wieder an und eitert, ich kann kaum darauf stehen.

Am 18. Dez., Camp Eland, Masai Reserve

Kaum dämmert es, weckt uns Stub mit der folgenden, inzwischen gewohnten Nachricht: Three different lots of lion grunting the whole night around camp! We are simply bound to get them this morning! (Drei verschiedene Gruppen von Löwen haben die ganze Nacht um das Camp gemurrt. Wir müssen sie heute Morgen unbedingt erwischen!) Gestern hat er das auch gesagt, und vorgestern auch, aber ich gewiss habe kein einziges Mal Löwenmorgengrauen gehört. Dabei habe ich ein besseres Ohr und schlafe auch schlechter als er.

Ich verband und wickelte meine Ferse ein, machte mich auf den Weg, aber nach zweistündigem qualvollem Hinken zwang mich mein Fuß zurück. Das ärgerte mich heute besonders, weil der Morgen so schön war. Ich genieße den hiesigen reichlichen Tau nach den immer trockenen Ngurumani-Morgen so sehr! Infolge der Feuchtigkeit ist auch die Vegetation hier völlig anders, viel vorzüglicher als am Ort unseres ersten Ausflugs. Riesige Kaktusbäume, fleischblättrige, gewaltige Euphorbien, glänzendläubige, lorbeerartige Gebüsche. Die Gegend ist größtenteils bewaldet; viele kleinere und größere Lichtungen, üppig grasbewachsene Wiesen folgen aufeinander. Ein Netz von Wildwechseln bohrt sich durch die Dickichte; auf diesen gut ausgetretenen Pfaden, besonders wenn der Tau sie durchnässt hat, kann der Jäger lautlos spähen. Unzählige, mir unbekannte Vogelstimmen, vielerlei gefärbtes Taubengurren begrüßen hier die anbrechende Dämmerung. Bunte Schmetterlinge, bunte Blumen, bunte Vögel prangen im morgendlichen Sonnenlicht. Beim Hinausblicken auf die Lichtungen fällt der Blick des Menschen beständig auf weidendes Wild. Ich sah heute einige sehr starke Impalas, viele Grant- und Thomson-Gazellen, aber von diesen will ich vorerst nicht mehr schießen. Heute traf ich zum ersten Mal auch einen Wasserbock; ich schoss nicht auf ihn, ich fand ihn zu schwach; vor drei Jahren habe ich einen sehr starken Wasserbock im Sudan geschossen.

Als wir aus dem Dickicht auf eine kleine Lichtung spähten, kaum fünfundzwanzig Schritte entfernt – wechselte ein einsamer Büffelbulle vor uns über! Es mag eine ziemlich seltene Erscheinung hierherum sein; denn bis zu dieser Zeit hatten wir noch nicht einmal seine Spur gefunden. Seine kurzen, auf beiden Seiten abgebrochenen Hörner glänzten glänzend schwarz vom Tau, seine tief hängende Wamme schlenkerte hin und her unter

seinem Kinn, es mag ein altes, mürrisches, kämpferisches Tier gewesen sein. Sobald er in meine Richtung kam, sah er mich. Wir sahen uns Aug' in Auge an, bis er mich erkannte. Er gab ein Schnauben von sich, machte einen großen Schwung mit seinem Schwanz, wirbelte herum und das Dickicht verschlang ihn.

Nagy hímoroszlánom lefejtett bőre. (206. o.) *Fedet Károlyi*

Zuhause angekommen, mühe ich mich mit der Behandlung meiner Ferse ab: Sie hat sich heute so sehr verschlechtert, dass sie das Gehen vorerst unmöglich macht. Den Rest des Tages muss ich mit untätigem Hierliegen zuhause verbringen. Eine große Unannehmlichkeit dieser Gegend ist die unbeschreibliche Menge an Fliegen! Von morgens bis abends haben wir keine Ruhe vor ihnen. In die Augen, in die Nase, in den

Mund, in die Ohren kriechende Fliegen sind das, und so aufdringlich, dass sie sogar das Schreiben und Lesen unmöglich machen. Während des Essens fächeln zwei Schwarze ständig im Bereich unserer Teller (mit einem aus Gnuschanz gefertigten Fächer), damit wir nicht mehr Fliegen essen als anderes.

Mein neuer Diener namens Ali bewährt sich vorerst sehr; er ist ein gutgelaunter, höflicher, ordentlicher Mensch, eine wahre Erlösung nach dem ständig Unannehmlichkeiten bereitenden, unerträglichen Juma. Nachmittag: Wir bleiben beide zuhause. Ich kann nur auf einem Bein stehen. Gegen Abend beginnt Donnern, ein feiner Sprühregen setzt ein, die Luft kühlt sich angenehm ab.

Am 19. Dez., Camp Eland, Masai Reserve

Gehen kann ich immer noch nicht, ich packte also auf das Auto auf, damit drehte ich eine Runde. Für unsere Küche brauchten wir nämlich schon dringend Fleisch. Ich schoss nur mit dem Flobert und stieg kein einziges Mal aus dem Wagen aus. Ich brachte zwei Thomson-Böcke, zwei Dik-Diks, ein Perlhuhn, drei Sandgrouse-t (Sandflughühner) und einen Marabu (letzteren nicht zum Essen, sondern wegen seiner Federn). Interessanterem Wild begegnete ich nicht, um zehn Uhr war ich schon wieder zuhause.

Am Nachmittag zog ein entsetzliches Gewitter auf, jetzt auch gießt der Regen. Im Bett liegend lesen wir unter dem Schutz des Moskitonetzes, denn in solcher Zeit werden alle Fliegen und Mücken in das Zelt hineingedrängt. Morgen früh beabsichtigen wir wieder weiterzuziehen, gegen irgendeine großartigere Einöde, wo laut Stubs Behauptung: „So viele Löwen sind wie Läuse."

Am 20. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Hierher sind wir heute Morgen umgezogen, und jetzt wären wir angeblich mitten im besten Teil der Löwengegend. Um die langwierigen Mühen der Wahl des Lagerplatzes, des Zeltaufschlagens und des Ab- und Auspackens zu vermeiden, machte ich mich sogleich auf einen Entdeckungsspaziergang auf, von wo ich erst am Nachmittag heimkehrte.

Wieder hat sich die Landschaft verändert. Eine hügelig-talsenkenartige, hainig-gebüschige, außerordentlich freundliche Gegend. Von den Hügelkuppen bietet sich eine schöne Aussicht in die blauenden Fernen. Tiefe Wasserrisse, ausgetrocknete Bachbetten (sog. „Dongas") ziehen sich durch den Körper der Erde. Über diese grabenartigen Spalten spannen schattige Riesenbäume ein laubiges Zelt und lassen dicke Lianen aus der Höhe herabhängen. Stellenweise bleibt das Regenwasser in flachen Pfützen stehen, bildet onyxglänzende Tümpel im kühlen Halbdunkel des Bettenbodens. Vortreffliche, von der Natur gegebene Lagerstätten sind dies für den Löwen, den Panther. In der Tiefe solcher „Dongas" kann sich das von der nächtlichen Beutejagd ermüdete Raubtier nach Belieben verbergen, kühlen, faulenzen. Einige Löwenspuren fand ich auch, aber nicht die frischesten.

Anderes Wild sah ich reichlich, aber nur die gewohnten, alltäglichen Arten. Ich schoss einen Topibullen und einen guten Warzenschweineber, mit je einem weiten Schuss. István erlegte heute unsere erste Elenantilope, einen mittleren Bullen.

Nach dem Verzehr unseres Mittagsessens schreckte uns aus unserer gewohnten ein- bis zweistündigen Ruhe Stubs gellende Stimme auf. Ein großes Unwetter war im Anzug, und dies brach die wohltuende Stille, erweckte Stubs erst soeben zur Ruhe gekommene Zunge

zum Leben. Viele unserer Sachen lagen draußen um das Zelt herum, diese warfen sie mit großer Eile unter das Dach. Kaum kamen wir zu uns und verstanden den Grund der Hast, da brach schon das Unwetter los. Und zwar mit solch unerwarteter Elementargewalt, dass wir fast davor erschraken. Es verfinsterte sich, der Himmel donnerte, die Blitze krachten, die in der Mitte gebrochenen Bäume knackten, Hagel strömte, in Augenblicken drang das Wasser unter das Zelt ein. Die Zeltstangen krachten, quietschten, die Seile rissen, die gegeneinander schlagenden Planenteile klatschten. Wir hatten nur so viel Zeit, dass wir aus dem Bett sprangen, auf jene Weise eine Zeltstange packten und uns mit aller Kraft daran klammernd das Zelt hielten, damit es nicht davonfliege. Wir traten uns gegenseitig auf die Füße, kommandierten alle lautstark, aber Stubs Stimme beherrschte auch diesmal die Situation, er rang im anderen Zelt mit den Elementen, seine schreckliche Kehle übertraf sogar das Donnern. In Pyjamas, barfuß patschten wir im Schlamm, unsere zwei kleinen Tische, auf denen all unsere Kleinigkeiten ausgelegt lagen, fielen um; Bücher, Zahnbürsten, Papiere schwammen in der Schlammbrühe.

Etwa eine halbe Stunde dauerte der Höhepunkt des Sturms; danach regnete es noch eine halbe Stunde, und es vergingen noch weitere halbe Stunden, bis auch die aufgewühlten Gemüter sich beruhigten. Großes Glück, dass dieses Verderben nicht nachts über uns hereinbrach, denn es hätte das Zelt sicherlich samt allem weggetragen. Wir aber im bloßen Hemd, ohne Lampe, im Hagel… Sogar es sich vorzustellen ist schlimm!

Es stellte sich heraus, dass sie die Zelte auf ganz falsche Weise, ungeschickt aufgestellt hatten. Auf einer Hügelkuppe, ohne den Schutz von Bäumen, mit dem Eingang direkt zur „Wetterecke“ hin gewandt. Sobald der Regen nachließ, bauten wir die Zelte auch ab und schlugen sie etwa dreißig Schritte weiter, im Schutz einiger Büsche, auf. Allmählich kam dann alles in Ordnung; die herumgeworfenen Sachen kamen hervor, wir trockneten unsere durchnässten Kleider und kehrten bei einer wärmenden Tasse Tee wieder zur Tagesordnung zurück.

Das nachmittägliche Pirschen verdarb die Zeit und die in ihrem Gefolge ziehende Verwirrung. Vor dem Einbrechen der Dunkelheit blieb zwar noch eine halbe Stunde, die ich dazu nutzen wollte, für uns beide je ein löwenanlockendes Zebra zu schießen. Mit Stub sprangen wir in den Wagen und eilten hinaus auf die nächste Ebene. Bald erblickten wir auch eine Zebraherde, aber diese mochte offensichtlich schon wissen, was für ein Ding das sie umkreisende Automobil sei, denn sie zog weiter, bevor wir ihr Schaden hätten zufügen können. Danach zeigte sich noch eine Topiherde. Ich musste aus sehr großer Ferne schießen, auch die Beleuchtung war nicht mehr viel wert. Einen schoss ich irgendwie doch aus ihnen heraus, den anderen jedoch konnte ich, obwohl ich ihn zweimal traf, nicht mehr einholen: an schlechter Stelle verwundet, zog er krank den anderen nach.

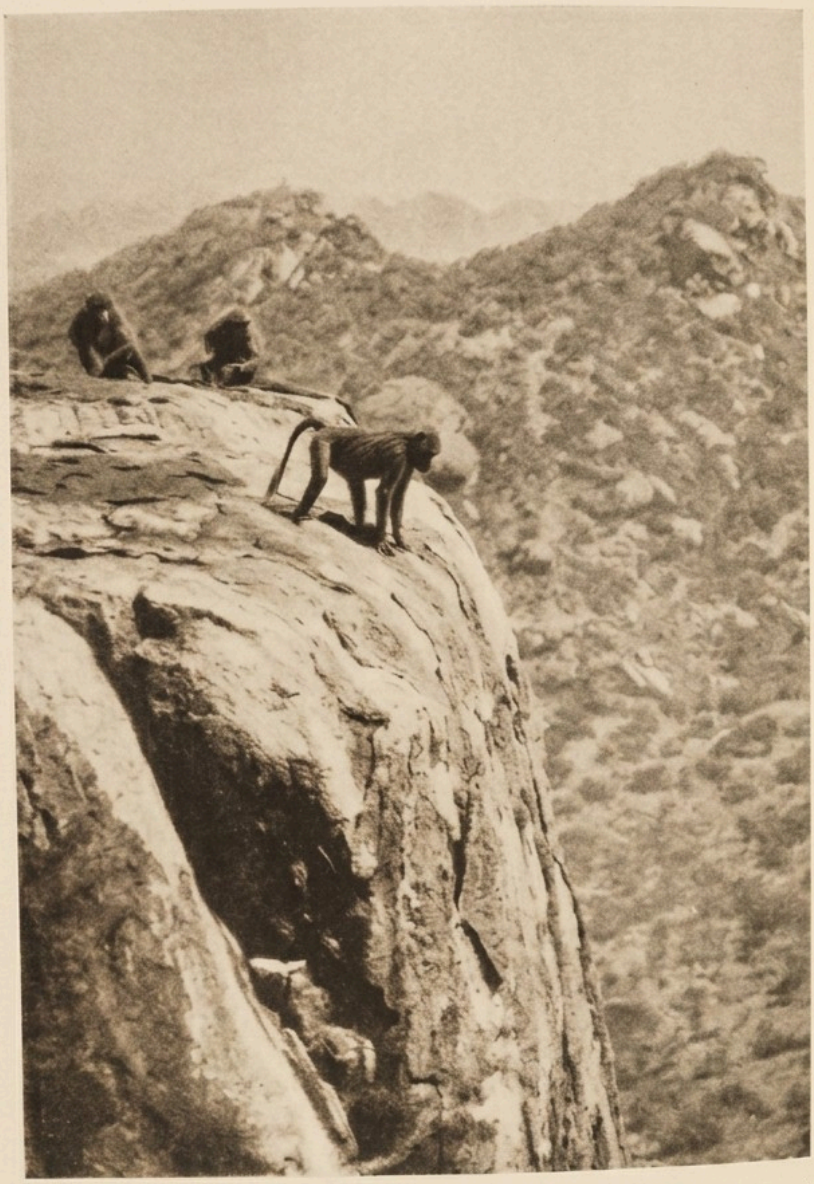
Den erschossenen Topi hängten wir an einem langen Seil hinter den Wagen, zogen ihn über einen etwa zwei Kilometer langen Umweg und ließen ihn schließlich an einer gut anzupirschenden Stelle draußen. Der Löwe, falls er bei seinem nächtlichen Streifzug die Spur des Schleifens kreuzen sollte, könnte der Witterung folgend auf das für ihn vorbereitete Aas stoßen. Stub sagt, dass wir von nun an abends Köder auslegen werden, ihn aber vorher ordentlich hin und her „autofahren“.

Es ist acht Uhr abends. Eine kühle, stille Nacht. Im Vorraum des Zeltes, in unseren bequemen Segeltuchsesseln sitzen wir um unseren Tisch herum und arbeiten an unserem Tagebuch. Zwischendurch rufen wir dem am Feuer hantierenden Mpisi (Koch) zu:

– Chakula tayari? (Ist das Essen fertig?)

Er aber antwortet ständig: Bado. (Noch nicht!)

Abgesehen davon ist der Mpisi der wertvollste Mensch unserer Safari. Unser beider Liebling. Nicht nur wegen seines guten Kochens, sondern auch wegen seiner sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften. Er ist unser ernstester und angesehenster Schwarzer. In den ständig unter den anderen herrschenden Streitigkeiten lassen wir immer durch den Mpisi Recht sprechen. Ein hoher, hagerer, ringbärtiger ugandischer Mpisi. Seinen kaputten Strohhut ziert ein aus Affenfell gefertigter Kranz, seine dürren Waden eine knallblaue Hose. Sogar Englisch kann der Mpisi einige Wörter. Ja, er hat sogar eine Taschenuhr!



Páviánok, (78. o.)

Fotó: Széchenyi.

Die Grillen geigen, die Ziegenmelker schnurren, die Frösche quaken, die Bushbabys (kleine Nachtaffen) schreien. Unzählbare Arten von kleineren und größeren Käfern, Faltern, riesigen geflügelten Ameisen schwärmen lautlos aus der Dunkelheit hervor. In Massen flitzen sie, jagen sich um die Lampe herum, um mit versengten Flügeln, tödlich verletzt auf den Tisch zu fallen. Alles wird voll mit ihnen. Schon die weißen Seiten meines Tagebuchs gleichen einem Schlachtfeld. Wohin ich auch blicke, überall winden sich, zappeln die Opfer des Lichts. Zu Hunderten fallen sie herab, zu Tausenden kommen an ihrer Stelle neue an, um berauscht ihren unwiderstehlichen Totentanz um das Licht fortzusetzen.

Stub sitzt auch hier, mit angehaltenem Atem lauert er auf die Gelegenheit, um nach Beendigung unseres Schreibens wieder frei seine Zunge spielen zu lassen. Bestimmt leidet der Arme in solcher Zeit. Aber dennoch steht er es männlich durch, bezähmt sich, presst seine Zähne zusammen und schweigt. Einige Male nämlich haben wir ihn schon gebeten, uns während des Tagebuchschreibens gefälligst in Ruhe zu lassen. Einen ganzen Haufen interessanter Afrikajäger-Bücher haben wir mit uns gebracht. Beim Lesen dieser tauchen natürlich Unmengen an Fragen auf, die wir gerne mit Stub besprechen würden, der sicherlich große Erfahrungen auf diesem Gebiet haben mag. Jawohl, bloß von einer Diskussion kann hier keine Rede sein, er behauptet nämlich aus Prinzip das Gegenteil von allem in Büchern Geschriebenen. Sofort wird er heftig, brüllt, jedes Buch sei eine erstunkene und erlogene Lüge, jeder Autor lies like hell, alles wisse nur er, alles habe nur er gesehen. Liest einer von uns irgendeinen interessanteren Teil laut vor, braust Stub auf, als wäre er gestochen worden: Oh that bloody liar – sagt er dann, und beginnt sofort mit dem Beweis des Gegenteils, den er dann mit einem stolzen That's my idea about it oder That's the way I am doing it beendet.

Eine Hyäne jammert hier um das Zelt herum. Wir erschrecken sie mit der Taschenlampe, aber es gelingt nicht, sie zu vertreiben. Nach kurzem fängt sie wieder mit ihrem klagenden Jaulen an. Nach Beendigung unseres Abendessens aber lassen sich die Löwen vernehmen. Aus der Gegend meines ausgelegten Topi kommen die Laute. Es mögen zumindest zwei sein, eventuell auch mehr. Ganz leise beginnen sie, mit kaum wahrnehmbarem Winseln, dann stimmen sie bald mit voller Kehle an. Einer von ihnen brüllt auch jetzt sehr laut, während der andere nur dumpf „gurgelt". Voller Hoffnung krieche ich unter der erhabenen Musik des Löwenbrüllens unter mein Moskitonetz.

Am 21. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Sobald die Dämmerung anbrach, machte ich mich auf den Weg zum Aas. Die Landschaft war in dichten Tau getaucht, meine nackten Knie froren ordentlich, als ich durch das kalte, matschige Gras watete. Von dem Aas fand ich nur die kühle Stelle, und erst nach langem Suchen stieß ich darauf – auf seinen Schwanz und zwei bis drei Rippen! Sonst blieb nichts von ihm übrig. Den Spuren nach zu urteilen konnten jedoch nur Hyänen hier gewirkt haben; Löwenfährte fand ich keine, obwohl ich sie auf dem aufgeweichten Boden gar nicht hätte verfehlen können.

Enttäuscht verließ ich den vor kurzem noch vielversprechenden Ort und nahm, den Wind gegen mich nehmend, Kurs auf das Unbekannte. Wieder fand ich eine neuartige, sehr mühsame, aber wunderschöne Gegend. Steile, felsige Berge, dazwischen moorige, gebüschige Täler. An den Berghängen muss man von Fels zu Fels turnen, nach Art heimischer Gämsjäger. Wunderbare, kaktusartige Pflanzen entspringen zwischen den Spalten der Steinplatten, manche entwickeln sich zu einem ordentlichen Baum. Fleischblättrige Kletterstäucher bedecken grauweiße Felsblöcke mit dichten, grünen Tapeten.

Auf einen der Kämme hinaufgeklettert, ließen wir uns bequem nieder und durchsuchten mit unseren Ferngläsern (ich gab auch Ndolo eines) genauestens die einsehbaren Berghänge. Zu meiner großen Freude entdeckte ich bald auch zwei verschiedene, von mir bis zu dieser Zeit nur aus Büchern bekannte Wildarten: den „Chanler-Berg-Reedbuck" (rehgroße, graue, buschigschwänzige, kurze, vorwärtsgebogene Gehörne tragende Antilope) und den rehkitzgroßen, silbrigbehaarten Klipspringer. Letzterer ist ein sehr ansprechendes kleines Tier; seine Lebensweise, jede seiner Bewegungen erinnert so sehr an die Gämse, dass man ihn zu Recht die Gämse Afrikas nennt. Er ist außerordentlich vorsichtig: Er klettert an den unzugänglichsten Felswänden herum oder steht bewegungslos, statuenhaft auf dem Grat einer vorspringenden Klippe. Bei Annäherung eines Menschen schaut er neugierig mit gämsartig schiefgehaltenem Kopf zu und zeigt die Gefahr ebenfalls mit einem dem der Gämse ähnlichen Pfiff an. Sein Horn ist kaum 8-10 Zentimeter, ein dünner, gerader Spieß; seine Behaarung auf gelbem Grund silbrig glänzend und so hart, borstig, dass man sie fast Borsten nennen könnte. Auffallend ist sein unverhältnismäßig großes schwarzes Auge.

Sowohl die Berg-Reedbucks als auch die Klipspringer liefen arglos an der Felswand herum, ich hatte also Zeit, ihre Annäherung gründlich zu planen. Wir stiegen in das Tal hinab, um unter dem Wind die Gegenseite zu erklimmen. Als wir den feuchten, nachgiebigen Talboden überqueren, springt der vor mir gehende Mann mit dem Ruf Nyoka, Nyoka (Schlange) zur Seite. Tatsächlich: Eine dicke, breitköpfige, braungestreifte Schlange liegt zu einem Ring geringelt im Gras. Sie gehört zur Art der äußerst giftigen Puffadder (Puffotter). Mein Muindi genannter Zweitwaffenträger erschlug das verhältnismäßig kurze, aber sehr dicke, ekelhafte Reptil mit einem langen Knüppel.

Den Berg erklimmend gelang es mir nach mühsamer Turnerei, einen Reedbuck anzupirschen, den ich auch schoss. Von Stein zu Stein schlagend, stürzend rollte er in das Tal hinab. Auf das Geräusch des Schusses hin sprangen oben, in großer Entfernung, drei Klipspringer auf den Felsvorsprung. Viermal schoss ich zu ihnen hinauf, traf aber nicht. Mit seltsamen, kecken kleinen Bocksprüngen quittierten sie die Schüsse, aber nach dem vierten wurde es ihnen zu viel und sie verschwanden.

Wir stiegen wieder in das Tal hinab, wo zu meiner größten Überraschung ein ordentlicher Nashornbulle genau auf mich zu trottet. Er mag nur noch fünfzig Schritte entfernt sein, vernimmt uns dennoch nicht, sodass wir uns aus seinem Weg in die Deckung eines Gebüschs zurückziehen können. So dusselig trottet er an uns vorbei, dass wir unwillkürlich loslachten. Auf seinem Rücken sitzen sie in einer Reihe, ja an seine Seite geklammert hängen seine unzertrennlichen Diener, die rot-schnäbeligen „Nashorn-Vögel". Als ich gerade den Fotoapparat auslösen will, bleibt er stehen, dreht sich zu mir um, sodass ich eilends meine Kodak gegen das Gewehr tausche. Offensichtlich mag er Wind bekommen haben, denn er wirft seinen Kopf hoch und beginnt unter ärgerlichem Prusten, sich im Kreis zu drehen. Keineswegs kann er sich darin zurechtfinden, von wo ihm die Gefahr droht. Nachdem er sich ausgetobt, sich fertig gedreht hatte, zieht er mit hochgehaltenem Schwanz, entsetzlich schnaubend, von dannen. Es gelang mir noch, ihn zu fotografieren; ich fürchte jedoch, dass 20-25 Schritte schon zu weit sind für einen so einfachen Apparat wie den meinen; ansonsten waren die Beleuchtung und der Hintergrund tadellos.

Wir erklommen einen weiteren Berghang. Aus dem Fuß eines ordentlichen Felsens trieben wir bald zwei Klipspringer auf. Ich schoss hinter ihnen her, so schnell ich nur konnte, aber gewiss nahmen sie es gar nicht wahr. So flitzten, blitzten sie zwischen den Steinen hin und her, und aus solch einer unangenehmen, erzwungenen Lage musste ich schießen, dass ich statt des Klipspringers nur in den Felsen traf. In dem großen Eifer, in der Hast brachen meine Fußwunden erneut auf. Die damit verbundene Unannehmlichkeit stand in keinem

Verhältnis zu jenem Vergnügen, dass ich einen Klipspringer fehlen durfte. Ich setzte mich hin, nahm aus Ndolos Quersack den immer mit uns gebrachten Verband heraus und – Klipspringer, Fuß, Fels, Berg verfluchend – verband meine Ferse.

„Átcipelnek a folyón ...“ (41. o.) *Foto: Károlyi.*

Am Fuß des Berges angekommen, standen oben an der gegenüberliegenden Seite, gute 250 Schritte entfernt, wieder drei Klipspringer herum. Diesmal hatte ich Zeit, mich vorzubereiten. Mit dem Rücken gegen den Felsen gestützt, das Gewehr auch auf einem Felsblock ruhend, gelang es mir, zwei zu treffen. Zappelnd rollten sie den steinigen Steilhang hinunter. Ich freute mich über diese nichtigen kleinen Tiere so sehr, als wären es Löwen gewesen! Der vorherige Ärger, die Bemühung, die gelungenen Schüsse – na und die wieder aufgebrochene Fußwunde – erhöhten ihren Wert.

Nachmittag: Ich sitze vor dem Zelt und schieße mit Flobertkugeln auf die über dem Camp kreisenden Weihen. Nach dem Verschießen einer halben Schachtel Patronen verminderte ich ihre Anzahl um zwei Stück. Gegen Abend machte ich einen ergebnislosen Spaziergang. Wir stießen unterwegs auf eine gewaltige Schildkröte. Ich wollte sie mit nach Hause nehmen, um den Panzer aufzubewahren, aber die Mohren hätten sie um alles in der Welt nicht angerührt, ja sie wagten sich nicht einmal recht in ihre Nähe. Sie sagten, wenn ich sie „töte“, dann seien sie bereit, sie nach Hause zu tragen. Aber wie könne man eine große Schildkröte töten, wenn sie sich unter ihren Panzer zurückzieht? Ich musste mich auf die Lauer setzen und warten, bis die Ärmste den Kopf hinausstreckend unter ihrem Haus hervorlugte. So konnte ich ihr dann mit dem Flobert in den Kopf schießen. An einer klafterlangen Stange banden sie die Schwarzen fest, warfen mir verächtliche Blicke zu und brachten – unter schrecklichem Ausspucken (was bei ihnen das Zeichen größter Abscheu ist) – die Schildkröte herein.

Am 22. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Heute Morgen packten wir alle drei auf den Wagen auf und nahmen Verpflegung für den ganzen Tag mit uns. Wir brachen mit der Absicht auf, dass wir unter allen Umständen auskundschaften, wo denn die Löwen hausen, die wir nachts brüllen hören. Jetzt, bei

Sonnenuntergang kamen wir nach Hause, aber gewiss sind wir jetzt auch nicht klüger, als wir es bisher waren. Außer einer einzigen alten Fährte fanden wir nichts anderes. Geschossen jedoch haben wir genug, ja ich fand die vollbrachte Vernichtung schon zu viel. Wir schossen beide je ein Gnu, je einen Topi, je zwei Thomson-Böcke, je ein Warzenschwein, je einen Steinbock, ein Zebra und einen Haufen Vögel. Während wir den Kopf eines unserer erlegten Wildtiere abschnitten, pimalten sich an ein etwas weiter liegendes, anderes geschossenes Wild bereits drei Hyänen heran. Auch mit diesen machten wir Schluss, mit allen dreien. Also schossen wir insgesamt fünfzehn Stück Wild, die Vögel nicht mitgerechnet. Zwischendurch fehlten wir auch, verwundeten auch, der geplante Löwensuchausflug artete also etwas aus.

Auf dem Heimweg suchten wir jene kleine Waldlache auf, von der wir wussten, dass ein einsames Krokodil darin wohnt. Bisher hatten wir immer nur seine Spur gesehen, aber diesmal trafen wir es tatsächlich dort an. Bewegungslos lag es auf dem Spiegel des Wassers; seine knotige Kopfoberseite und sein Rückenpanzer schwärzten sich wie ein schwimmender Holzklotz aus dem Wasser der Lache heraus. István gab ihm mit seinem schweren Cordite-Gewehr einen Doppelschuss in den Kopf. Es machte einen großen Satz, sein schwerer Schwanz schlug kämpfend auf das Wasser, dann wurde es still und drehte sich scheinbar tot auf den Rücken. Kaum begannen wir jedoch mit seinem Herausziehen, wurde es wieder lebendig. Es machte ein bis zwei Tritte und tauchte unter, bevor wir nach unseren Gewehren hätten greifen können. Wir lauerten eine Zeitlang in der Hoffnung, dass es wohl wieder auftauchen würde, aber außer einigen Blasen zeigte sich gewiss nichts mehr. Wir schnitten eine lange Stange, stocherten damit im Boden des Tümpels – vergeblich. Also, es war ein Krokodil da, und doch nicht.

Während wir den Boden des Wassers durchwühlten, saß István mit ungewohnter Gleichgültigkeit am Ufer, klagte über Kopfschmerzen, Schwindel. Auf dem Heimweg rötete er sich immer mehr, das Fieber packte ihn. Ich drücke ihn ins Bett, messe: 39,3! Das ist ja eine nette Überraschung! Es scheint, wir sehen einem „angenehmen“ Weihnachten entgegen! Soweit ich es beurteilen kann, mag dies auch nur so eine Art Sonnenstich sein, wie er mich neulich getroffen hat. István hat – leichtsinnig genug – tagsüber mehrmals seinen Hut abgenommen, für einen Sonnenstich aber reichen Minuten aus. Vorerst gab ich ihm nur Pyramidon. Jetzt bekommt er gleich eine doppelte Portion Epsom-Salt (Bittersalz) und kalte Umschläge auf seinen Kopf. Morgen werden wir dann das Übrige sehen. Hoffentlich wird es nur kein Malaria sein! Es ist aber zu befürchten, denn István will um keinen Preis Chinin nehmen; dabei ist dies das einzige Vorbeugungsmittel gegen Malaria. Bei unserem letzten Aufenthalt in Nairobi hat ihm jemand das Chininehmen ausgeredet. Und in diesem seinem Irrglauben unterstützt ihn auch Stub, der ebenfalls ein großer Feind des Chinins ist. Stattdessen empfiehlt er irgendein von einem indischen Quacksalber bereitetes Wundermittel. Jedenfalls ist solch eine Erkrankung sehr unangenehm. Für den gesunden Kameraden genauso wie für den Kranken selbst. Mögen wir es nur schnell hinter uns bringen. Wir haben keine Zeit dafür, die Zeit im Bett zu verbringen.

Es ist Abend. Der Regen setzt ein, der Himmel grollt, ein wohltuendes Gewitter zieht auf. Es vertreibt mich mit meinen Schriften in das Zelt. Der arme István wimmert betrübt neben mir.

Am 23. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Der Kranke hat gut geschlafen, sein Fieber sank auf 38 Grad herab. Bis morgen wird es hoffentlich völlig in Ordnung sein.

Sobald der Himmelsrand zu dämmern beginnt, breche ich zu dem gestern ausgelegten Zebras-Aas auf. Kalt, nass, matschig ist der Morgen, auch im dicken Mantel durchschauert mich das Frieren. Vorsichtig nähere ich mich dem auf der Lichtung zwischen den Hainigen liegenden Zebra, aber nur eine gewaltige, fahlfarbene Hyäne zankt sich darauf mit dem unzertrennlichen Geiervolk. So sehr haben sie sich in das Gezerre vertieft, dass ich sie förmlich vom Fraß verscheuchen muss, obwohl von dem Zebra nur noch der Kopf übriggeblieben ist. Genauestens suchen wir die Umgebung des Aases ab, aber Löwenfährte finden wir wieder nicht.

Ich fahre von dort zum Waldtümpel fort, in dem Istváns Krokodil verschwunden ist. Vielleicht hat es das Wasser seither an die Oberfläche geworfen. Aber auch dort bleibe ich erfolglos.

Der Krokodiltümpel mag etwa 300–400 Schritte von dem zuvor erwähnten Zebrakadaver entfernt sein. Wir untersuchen einige Minuten lang die Umgebung des Wassers und kommen dann auf demselben Weg zurückkehrend erneut an dem Kadaver vorbei. Noch bevor wir dort ankommen, werde ich auf die Geier aufmerksam: In Scharen sitzen sie auf den Wipfeln der umliegenden Bäume – anstatt sich am Kadaver zu zanken.

Da jedoch kaum einige Minuten vergangen sind, seit ich dort war, messe ich dem ungewöhnlichen Verhalten der Geier keine besondere Bedeutung bei und nähere mich ohne jede Vorsicht. Sobald ich auf die Lichtung blicke – springt etwas langes Gelbliches mit blitzartiger Plötzlichkeit von den Zebraresten weg...

Auf die Schnelle halte ich es für die Hyäne, die ich vorhin dort gesehen habe. Ich habe nicht einmal ein Gewehr bei mir. Aber Ndolo ist plötzlich an meiner Seite und drückt mir mit dem Ruf „Csui!“ (PArduc/Leopard!) die Mauser in die Hand. An einen Schuss ist natürlich nicht zu denken. Der Leopard, wenn er es denn war, wurde vom Dickicht verschluckt.

Doch sofort ist der Schlachtplan fertig: Die Leute, die bei mir sind, ziehen sich zurück, während Ndolo und ich uns unter einem nahen Strauch auf die Lauer legen. Vielleicht kehrt der Leopard noch zurück, um sein gestörtes Frühstück zu beenden. Während meine Leute abziehen, klettere ich auf jenen Hügelhang, hinter dem wir das Tier verschwinden sahen. Vorsichtig schiebe ich meinen Kopf hoch, ziehe ihn aber sogleich wieder zurück, denn unmittelbar am Rand des Dickichts, etwa sechzig Schritte von mir entfernt, zeigt sich ein grauer, runder Kopf im Gras...

István erős impalla-bakkal. *Foto: Károlyi.*

Zeit zum Zögern bleibt nicht. Ich reiße das Gewehr hoch und gebe, nur so auf Verdacht unter den grauen Kopf zielend, den Schuss ab. Der Kopf verschwindet – völlige Stille. Den neben mich springenden Ndolo empfange ich mit einem verzichtenden „M i s z i - m i s z i“ (missed, gefehlt). Da der Leopard so lautlos verschwunden ist, kann er keinen Treffer erhalten haben. Ich verfluche mich dafür, dass ich die Sache so überstürzt habe.

Unwillig machen wir uns auf den Weg zur Stelle des Schusses; ich bin noch zwei, drei Meter entfernt, als mir – fast stockt der Atem in der Kehle – aus dem Gras das gefleckte Fell entgegenleuchtet, nach dem ich mich so sehr gesehnt hatte! Ein gewaltiger Leopard-Kater liegt verendet vor mir.

Meine Freude ist unbeschreiblich! Aber nicht nur ich, auch Ndolo und die anderen freuen sich gleichermaßen. Jeder schüttelt dem anderen die Hand, wir gratulieren uns gegenseitig und tanzen mit gemeinsamer Begeisterung um den Leoparden herum. Jetzt im Nachhinein erscheint es lächerlich, wie ich hier nach Art eines Kindes, zum Wilden herabgesunken, schreiend zwischen meinen schwarzen Gefährten herumhüpfte. Aber dort fühlte ich die Komik des Falls nicht. Sie war aufrichtig. Aus dem Herzen kommend.

Nachdem der erste Freudenbruch abgeklungen ist, machen wir uns erst an die nähere Betrachtung des Leoparden. Wir drehen ihn hin und her, streicheln ihn, betasten ihn. Die Kugel drang mitten in den Hals des offensichtlich wie ein Hund dasitzenden Tieres ein und trat hinten am Genick wieder aus; sie tötete also so blitzartig, dass der Leopard den Treffer mit keinem einzigen Tritt oder Schwanzschlag verraten konnte. In Anbetracht der bereits erwähnten Umstände war es ein Glücksschuss. Ich könnte ihn wohl kaum wiederholen.

Das morgendliche Sonnenlicht durchstrahlt den Schauplatz, der in seiner taubadenden Pracht nur so funkelt. Das Vogelorchester bläst aus vollen Rohren, wunderfarbene Falter trocknen ihre feuchten Segel und schlürfen ihr Frühstück an den gastlichen Blumen. In einer wunderbaren Mischung aus Gold- und Grüntönen liegt die wunderschöne bunte Katze ausgestreckt da. Ich bin mir voll bewusst, dass dies ein außergewöhnlicher Moment

ist, einer von jenen, die uns das Schicksal nur sehr selten zuteilwerden lässt; dessen Erinnerung für das ganze Leben gilt.

Im Triumphzug bringen wir ihn nach Hause. Mit Fotografieren, dem immer wieder neuen Erzählen des großen Ereignisses und dem Abziehen des Fells vergeht der Vormittag. István fühlt sich glücklicherweise viel besser. Es ist zu hoffen, dass wir den morgigen Heiligabend doch in ungestörter Stimmung verbringen können.

Doch aus den kleinteiligen Plagen kommen wir einfach nicht heraus. Jetzt beginnen an meinen Beinen ähnliche Wunden wie bei István zu entstehen. Jeder Insektenstich, jeder Dornenriss, jeder Stoß verwandelt sich unbegreiflicherweise in eine ausgedehnte, eiternde Wunde, die dann ganz und gar nicht heilen will. (Oft tritt dieses Leiden bei den Europäern auf, die hierherkommen.) Um jede unbedeutende Schramme oder Kratzer zeigt sich eine rote, schrecklich juckende Entzündung, und infolge des Kratzens werden die ohnehin schwer heilenden Verletzungen immer wieder aufgerissen. Meine Beine sind schon an so vielen Stellen verbunden und bandagiert, dass das Baden (was natürlich nur in Etappen geschehen kann, damit das schmutzige Tümpelwasser nicht in die Wunde gelangt) und das anschließende Neuverbinden stundenlang dauert. Tagsüber verrutschen die Verbände ständig, kurzum: An Ärger mangelt es nicht.

Aber all das ist so unbedeutend neben dem großen Katerleoparden, der wahrlich für jede Unannehmlichkeit entschädigt! Zurzeit breitet der „Fundi" (Meister, also der Gerber) gerade das abgezogene Fell aus. So roh, von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze, ist es 264 Zentimeter lang.

Gegen Mittag schüttelte es István erneut vor Frost, sein Fieber stieg wieder über 39 Grad. Ich fürchte, dass es doch Malaria sein könnte, und trotz all seines Widerstrebens zwang ich ihm eine doppelte Portion Chinin auf.

Gegen drei Uhr ging ich hinaus. Zuerst schoss ich drei Zebras als Köder. Eines transportierte ich an die Stelle des heutigen Leopardenschusses; eventuell findet sich darauf der Partner des erlegten Tieres ein. Dieses tägliche Zebraschießen ist wahrlich kein Vergnügen mehr. Als ob man ein Pferd erschießen würde. Aber dennoch ist dies die wahrscheinlichste Art, die großen Raubtiere in die Falle zu locken; schließlich verdanke ich meinen heutigen Leoparden ausschließlich dem Zebrakadaver.

Gegen Abend stieg ich in die bergigen Teile hinauf. Nach einer sehr genussvollen Pirsch gelang es mir erneut, einen Berg-Reedbuck und einen Klipspringer zur Strecke zu bringen. Auf dem Heimweg schoss ich noch einen außerordentlich starken Impala.

Jetzt, zur Abendessenszeit, ist es István wieder leichter. Sein Fieber hat etwas nachgelassen, er isst mit Wolfshunger alles Mögliche durcheinander und behauptet steif und fest, er habe gar nichts mehr. Malaria kann das doch nicht sein, schließlich pflegt der Malariakranke sich vor dem Essen zu ekeln.

Am 24. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Bis zum Morgengrauen ist István völlig wiederhergestellt. Er ist fieberfrei, isst kräftig und raucht Pfeife. Aber da es nicht vorkommt, dass nicht einer von uns krank ist, schwoll mir im Laufe der Nacht der Hals so sehr an, dass ich nur noch flüstern kann. Dennoch ging ich hinaus, denn in der Nacht riefen die Löwen aus vier Richtungen. Ich streifte alle ausgelegten Zebrakadaver ab, fand aber nicht einmal eine Fährte. Die Hyänen jedoch hielten ein großes Festmahl, etwa zwanzig von ihnen stritten sich um eines der Zebras.

Mit solch tollkühner Unverschämtheit zankte, wieherte und riss das abscheuliche Gesindel, dass es kaum Notiz von meiner Anwesenheit nahm.

Als es hell wurde, war ich schon wieder auf dem Berggipfel; diesen Teil mag ich am liebsten. Ich ließ mich auf einem geeigneten Aussichtsfelsen nieder, von wo aus ich den unter mir tiefer werdenden Kessel absuchen konnte. Die Sonne war schon wach, verharrte aber noch irgendwo hinter dem Berg; vorerst gähnte die felsige Tiefe in einem unsicheren Grau vor mir. Ich fror. Aber nicht lange, denn das Dunkel verzog sich rasch aus dem Inneren des Kessels, die Felsen und Gebüsche nahmen Gestalt an, das hereinströmende Morgenrot trennte das Unbestimmte voneinander. Der Boden der Senke dampfte und hauchte goldenen Dunst aus.

Am gegenüberliegenden Felsabhang fällt mir ein gewaltiges, graues Tier ins Auge. Eine einsame Elenantilope. Aber was sie auf dem Kopf trägt, das verrät die unvollkommene Helligkeit noch nicht. Ich muss also warten, bis die steigende Sonne in den Talkessel blickt; so kann ich die Elenantilope schon gut in Augenschein nehmen, die ich als starken Bullen erkenne.

Wegen des ungünstigen Windes kann ich nichts anderes tun, als mich auf die gleiche Höhe wie die Antilope hinabzulassen; von hier aus muss ich auf sie schießen, über das Tal hinweg auf die andere Seite. Mit einem scharfen Knall schlägt die Kugel in die Seite des etwa fünf bis sechs Zentner schweren Riesen ein. Er gerät ins Wanken und zieht in ein Euphorbien-Dickicht. Man hört es von dort eine Zeit lang krachen und brechen, dann wird es still – offensichtlich muss er sich niedergelegt haben.

Während meines Aufstiegs ärgere ich mich noch, warum er nicht am offenen Berghang fallen konnte, wo ich großartige Aufnahmen von ihm hätte machen können. Im dunklen Dickicht kann ich natürlich gar nichts tun. Daran zu denken, ihn von dort herauszuziehen, ist unmöglich, schließlich können wir ein so großes Tier nicht einmal bewegen. Kaum kommen wir jedoch in seine Nähe, kommt er unter großem Krachen auf die Läufe und taumelt, das Dickicht verlassend, zwischen die offenen Felsen, wo mein nächster Schuss ihn endgültig niederstreckt; so erledigt sich auch die Frage des Fotografierens. Ein dicker, aber nicht besonders langhörniger, alter Bulle. Aschgrau. Es gibt nämlich auch rötlich gefärbte Elenmännchen.

A „vízfa“. *Foto: Széchenyi.*

Wir schlagen das Haupt ab, schneiden das Lendenstück heraus und trennen die Läufe ab, welche die vorzüglichsten „Markknochen“ liefern. Vor unserem Abzug lasse ich zwei Leute zurück, um die Geier fernzuhalten. Die Antilope liegt an einer sehr geeigneten Stelle: Eventuell setze ich mich schon am Nachmittag zu ihr auf Löwenansitz.

Mit dem schweren Gehörn und den Fleischstücken beladen, eilten wir dem Lager entgegen. Wir sind schon unten im Tal unterwegs, als etwa 300–400 Schritte vor uns – ein Leopard hinüberrennt! Sobald er uns erblickt, stutzt er, setzt sich auf sein Hinterteil und sieht uns an. Die Leute schicke ich sofort weg, ich selbst versuche unter Ausnutzung der Deckung eines Gebüschs im Laufschritt auf den Leoparden zuzukommen. Den Busch erreiche ich auch und sehe, hinausblickend, auch den Leoparden; er sitzt immer noch dort, diesmal nur noch 160 Schritte entfernt; und glücklicherweise achtet er nicht auf mich, sondern auf die sich entfernenden Leute. Um ihn herum ist das Unkraut so hoch, dass nur sein Kopf und Hals sichtbar sind.

Allem Anschein nach packt mich infolge der schlaflosen Nacht das Jagdfieber so sehr, das Gewehr geht mir so in den Händen, dass ich zu einem ordentlichen Zielen unfähig bin. Da die Sache jedoch nicht eilt, gönne ich mir Zeit zur Beruhigung und schieße erst dann. Dennoch fehle ich! Aber der Leopard sieht mich nicht einmal an; er bleibt sitzen und blickt unverwandt den Leuten nach. Das dämpft meine Erregung. Meine nächste Kugel schlägt klatschend in die gefleckte Katze ein. Er stürzt um, wälzt sich röchelnd, kommt aber wieder auf die Beine und steht mit zwei langen Sprüngen im nahen Wassergraben. Im Wegspringen schieße ich noch einmal dorthin, aber wieder daneben.

Die Blutspur finden wir bald. Sehr vorsichtig folgen wir ihr bis zum Rand des Wassergrabens, wagen uns aber nicht viel weiter; sie führt an eine äußerst hässliche Stelle. Ein zwei bis drei Klafter tiefer, schmaler, gewundener, felsiger Abgrund, der vollgestopft ist mit Dornengebüsch und dichtem Efeu. Einem angeschossenen Leoparden dorthin hinunterzufolgen, noch dazu mit dem Kugelgewehr, wäre unnötiger Leichtsinn. Daher – nachdem ich auf die umliegenden Berghänge beobachtende Leute gesetzt habe – eile ich nach Hause um eine Schrotflinte. Einen aus der Nähe angreifenden Leoparden kann man damit viel leichter unschädlich machen als mit der Kugel. Aus dem Lager kommen Stub mit mir und auch Istváns Waffenträger, alle mit Gewehren. Am Ort des Geschehens angekommen, eine gründliche Besprechung, ein komplizierter Schlachtplan; wir verteilen die Rollen, dann fangen wir an.

Und wie ich noch oben am Ufer stehend hinabblicke – da liegt der verendete Leopard am Boden des Wassergrabens! Ich war sehr überrascht, denn nach dem Schuss hatte ich mehrmals dorthin hinuntergesehen, aber nichts erblickt. Wie es scheint, musste er damals noch unter irgendeinem Ast gekauert haben und ist, nachdem er zwischenzeitlich verendet war, hervorgeglitten. Wir ziehen ihn ans Ufer. Ein Weibchen. Wesentlich kleiner als der gestrige. Dafür ist ihre Färbung schöner. Die Kugel erhielt sie in die Brust, am Hinterschenkel trat sie aus.

Ich bin mit dem Weihnachtsgeschenk zufrieden! Es kommt jedem noch so großen Weihnachtsbaum gleich! Aber im Lager – endlose Behandlung eiternder Beinwunden. Danach lege ich mich mit zugeschwollenem Hals, fiebrig, in einem elenden Zustand ins Bett. István weiß auch, was sich in so einem Fall gehört: Sein Fieber schnellt wieder über 39 Grad!

Siehe da, der „frohe Heiligabend“ in der Masai-Wildnis! Dass sie zu Hause jetzt den Weihnachtsbaum anzünden, dass sie sich um den Ofen wärmen, dass Mitternachtsglockengeläut über verschneiten Landschaften erklingt – es scheint so fern, so märchenhaft, dass die heimwärts fliegenden Gedanken fast müde werden! Wir sind in einer so seltsamen festlichen Stimmung. Aber das Fieber bringt alles durcheinander, verzerrt die Eindrücke in so falsche Proportionen, dass ich sie jetzt unmöglich auseinanderflechten kann. Ich muss mit dem Schreiben aufhören, sonst verstricke ich mich in Sinnlosigkeiten. Dabei gäbe es über das am Nachmittag Gesehene noch einiges zu berichten.

Am Weihnachtstag, Camp Logitua, Masai Reserve

In Anbetracht des Feiertags und unserer erschütterten Gesundheit verbringen wir den Vormittag zu Hause. Istváns Fieber hat wieder nachgelassen, auch mir ist viel leichter. Schlaf gab es – zumindest meinerseits – kaum. Die Nacht habe ich bis zum Morgen belauscht. Hier macht mir die Schlaflosigkeit nichts aus, schließlich gibt es in der tropischen Nacht so viel zu hören. Eine beneidenswerte Eigenschaft Istváns ist, dass er immer schläft, immer isst, was auch immer ihm fehlen mag. Wenn ihn das Wechselfieber überkommt, raucht er mit 40 Grad Fieber und paprikarotem Kopf seine Pfeife. Wenn ich es nicht selbst messen würde – sogar zur Sicherheit mit zwei verschiedenen Thermometern –, würde ich gar nicht glauben, dass er so fiebrig ist.

Davon bin ich nun überzeugt, dass es Malaria ist, obgleich Stub jetzt wieder darauf beharrt, dass es Influenza sei. Wenn es in ein bis zwei Tagen nicht in Ordnung kommt, liefere ich ihn beim nächsten Arzt in Narok ein. Wenn wir nicht bald von diesen vielfältigen Leiden gereinigt werden, kommen wir gewiss nicht weit mit der Jagd. Fieber, Magenbeschwerden, Beinwunden, Ausschläge lösen einander ab. Die Umgebung der Zelte gleicht schon einem regelrechten Kriegslazarett: Schmutzige Wattebäusche, verbrauchte Verbände liegen überall herum.

Die Löwen lassen sich zwar nächtlich hören, zeigen sich aber nicht. Keinen einzigen haben wir bisher gesehen, seit wir uns in der berühmten Löwengegend aufhalten. Aber wenigstens habe ich zwei Leoparden! Dabei ist dies ein viel selteneres, schwerer zugängliches Wild als der Löwe. Der Leopard ist eine so außergewöhnliche Jagdbeute, dass in der Provinz Kenia im Durchschnitt auf 35–40 geschossene Löwen nur ein geschossener Leopard kommt! Deshalb betone ich „geschossener" Leopard, denn 90 Prozent der in der Stadt zum Verkauf stehenden Leopardenfelle sind Bälge von Tieren, die in Eisen gefangen wurden.

Über den gestrigen Nachmittag will ich noch einige Worte sagen. Ich suchte den tagsüber bewachten Kadaver der Elenantilope auf. In einem felsigen Tal liegt das Aas, und wir haben uns darüber, an einem ausspringenden Felsen am Berghang, in den Hinterhalt zurückgezogen. Dort verharrten wir bis zum Einbruch der Dunkelheit. Kaum hatten wir die Leute, die das Aas bewachten, nach Hause geschickt, da besetzte das Geierheer – das auf den Baumwipfeln hockend den ganzen Tag die sich bietende Gelegenheit abwartete – in schwindelerregender Menge die Beute. Einen solchen „Sturm" habe ich noch nie gesehen. Mit so lautem Rauschen fielen die tausend großen Vögel herab, wie man das Flügelschlagen der aufsteigenden Wildgansmassen bei uns hört. In dicken Schichten, auf dem Rücken des anderen kämpfend und zankend, besetzten sie das Aas. Sie bildeten darauf einen förmlichen Hügel, einen grau wimmelnden Haufen. Sie fochten, rissen, schlugen und stachen einander. Sie kreischten, zischten, krächzten und ließen Töne vernehmen, als ob man hundert Schweine gleichzeitig schlachten würde. Außer dem sich auf dem Aas wälzenden, reißenden Vogelgewimmel fanden auch separate Zweikämpfe statt. Zu zweit zankten sie sich um einen Brocken Fleisch, wenn es einem von ihnen gelang, ihn aus dem Getümmel hervorzuzerren. Wer es bewerkstelligen konnte, mit dem Fleischfetzen unbemerkt Reißaus zu nehmen, der flog eilends hinter den Schutz eines Felsens, wo er den Brocken würgend in seinen Hals zwang, bevor einer seiner Kollegen ihn aus dem Schnabel schnappen konnte.

Kókuszdióért mászó benszülött.

Foto: Széchenyi.

Die Satten trotteten mit ungeschickten, hin- und herwackelnden Schritten beiseite von den Drängenden, um sich, völlig erschöpft und krank gefressen, mit weit aufgerissenem Schnabel und gespreizten Schwingen der wohlverdienten Verdauung hinzugeben. Auf den umliegenden, flachkronigen Schirmakazien ließen sich ebenfalls unzählige gesättigte Geier nieder. Mit turulartig ausgebreiteten Schwingen reckten sie sich dort, atmeten hilflos. Sie waren wie die schlecht ausgestopften Adler in den naturgeschichtlichen Sammlungen der Schulen. Etwas später verirrte sich auch eine Hyäne auf das Schlachtfeld. Jetzt begann erst das wahre Spektakel. Die Hyäne, hinter einem Busch stehend, sah eine Zeit lang unwillig dem Handgemenge zu, war aber dann mit einem unerwarteten Anlauf mitten unter ihnen und sprengte die Vögel auseinander. Einem von ihnen erwischte sie auch das Hinterteil; der Geier schrie auf und humpelte, nachdem er sich befreit hatte, lautstark protestierend und komisch hinkend beiseite. Die Hyäne biss nun in das Aas, an dem nur noch sehr wenig Fleisch geblieben war. Sie schüttelte kräftig das klappernde, gewaltige Skelett, zerrte es dann Schritt für Schritt und schleifte es samt allem unter einen Busch. Es versetzte mich in Staunen, wie stark dieses so hinfällig erscheinende Tier ist. So zertrümmerte und zerbiss sie die starken Rippen, die dicken Läufe, als ob es nur Zwieback gewesen wäre. Inzwischen wollten natürlich auch die Geier nicht nachgeben, sie wagten sich zurück und unternahmen von allen Seiten Angriffe gegen den ungebetenen Gast. Zu dritt oder viert zwickten sie die Hyäne ins Hinterteil. Während diese fletschend nach ihnen schnappte, hatten die anderen Vögel bereits den gewünschten Brocken vor ihrer Nase stibitzt. Es entstand ein solches allgemeines Gerangel, dass das Tal davon widerhallte. Was wohl geschehen wäre, wenn plötzlich ein Löwe oder Leopard beim Festmahl erschienen wäre? Gewiss hätte sich das vielfältige Gesindel beeilt, zu verschwinden! Leider jedoch zeigten sich die hohen Herren nicht.

Bis zur Abenddämmerung saß ich dort und genoss das unterhaltsame Schauspiel. Es begann zu dämmern. Die auf den Bäumen hockenden Geier öffneten sich wie märchenhafte Knospen zu phantastischen Blumen, wenn die schläfrigen Vögel ab und zu ihre klafterlangen Schwingen entfalteten... Bis ich mich auf den Heimweg machte, war die gewaltige Elenantilope so sehr geschwunden, dass nur einige verstreute Knochen als Zeugen blieben.

Dies war noch die Ergänzung der gestern versäumten Beschreibung, jetzt gehe ich zu den heutigen Geschehnissen über. Meinen nachmittäglichen Pirschgang begann ich mit einem erwähnenswerten Schießergebnis. Auf ein in zweihundert Schritten weidendes Zebra gab ich nicht weniger als acht Schüsse ab! Aber im Zebra waren nur zwei Kugeln, die anderen sechs – gingen daneben. Ich weiß nicht, was die Ursache für solch ein unerwartet schlechtes Schießen sein kann. Vielleicht die durch die Beleuchtung verursachte optische Täuschung? Denn es ist doch nicht wahrscheinlich, dass man ein Zebra sechsmal ohne jeden Grund verfehlen kann!

Nach Beendigung dieses ärgerlichen Schnellfeuers schlug ich eine von uns bisher noch nicht erkundete Richtung ein. Ich fand ein schmales, hin und her schlängelndes Bächlein und folgte seinem Lauf. Zwischen kleinen, sumpfigen Schilfgebüschen und üppigen grünen Wiesen schlängelt sich der Bach; es ist eine so sanfte, freundliche Landschaft wie irgendein transdanubisches Fasanengehege. Wieder erlegte ich zwei neue Wildarten: einen Bushbuck (Schirrantilope) und zwei starke Ward-Bohor-Reedbucks. Letzterer ähnelt sehr dem bereits erwähnten Chanler-Reedbuck, ist aber doppelt so groß und rötlicher gefärbt. Die beiden Reedbucks bemerkte ich auf einer kleinen Wiese, wie sie keuchend und schnaufend, erbittert miteinander rangen. Sie hatten sich so in das Ringen hineingesteigert, dass sie gar nicht auf mich achteten. Als ich den stärker Erscheinenden in die Seite schoss, unterbrach der andere den Kampf nicht, sondern stürzte sich auf

seinen zappelnden, getroffenen Gegner und begann ihn so zu stoßen, dass der unglückliche Geschädigte laut jammerte. Schnell schoss ich auch jenen.

Danach gelangte ich auf eine unendlich scheinende, offene Ebene, auf der Unmengen an Wild weideten, herumstanden und durcheinander lagen. Ich schoss zwei einzelgängerische starke Topibullen und einen Berg-Reedbuck. Auf dem Heimweg sah ich sieben große Elenmännchen. Ich wählte unter ihnen aus, ja ich zielte schon. Aber es war weit weg, es war dunkel, und sie standen auch nicht ruhig genug. Ich ließ sie ohne Schuss zurück. In gebesserter Gesundheit und bester Stimmung kehrte ich von dieser gelungenen Weihnachtsjagd nach Hause zurück, deren Abschluss leider durch Istváns Zustand gestört wurde. Er ist wieder sehr fiebrig, der Arme. Wenn er sich bis morgen nicht bessert, bringe ich ihn trotz allen Widerstrebens nach Narok zum Arzt. Ich bin böse auf diesen Stub! Hinter meinem Rücken traktiert er István mit irgendwelchen Kurpfuschermitteln, der alles ergeben schluckt, was man ihm nur eintrichtert. Ich lasse ihn die vorgeschriebene Chinin-Kur gegen Malaria durchführen, und Stub füttert ihn mit irgendwelchen Pillen einer indischen Kräuterfrau. Das Ergebnis ist natürlich, dass nun auch sein Magen verdorben ist; in ihm führen die vielfältigen Apotheken einen erbitterten Kampf.

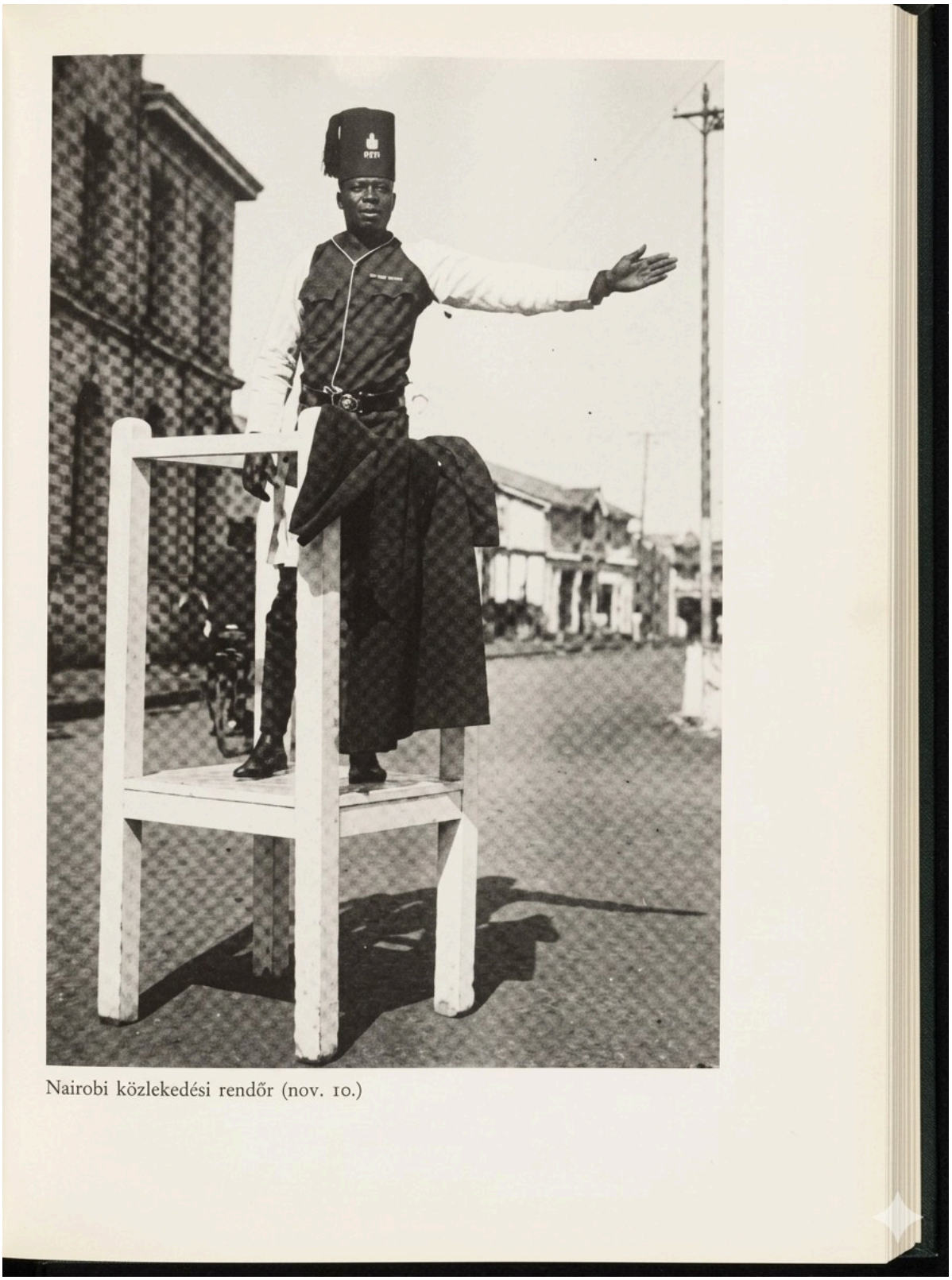
Im Laufe des Vormittags machten sich ein Teil unserer Leute mit dem Auto auf, um Istváns neulich verwundetes Krokodil unter dem Wasser hervorzuholen und damit dem „Bwana Mkondzo“ (dem kranken Herrn) einen Gefallen zu tun. Gegen Mittag brachten sie das Krokodil auch. Mit lautem Gehupe und Gesang trafen sie ein. Das gewaltige, etwa vier Meter lange Ungetüm lag über das ganze Auto und war mit Blumen und Zweigen geschmückt. Die Leute, ebenfalls im Blumenschmuck, tanzten gestikulierend um den Wagen herum und brüllten ihr Triumphlied namens „Kabubi, Kabubi“. Dieses Kabubi-Lied singen sie bei jeder Erlegung eines größeren Wildes. Sie tragen es mit einer völlig melodielosen Stimme vor. Auch sein Text ist nicht abwechslungsreich. Nur Kabubi, Kabubi bis in die Unendlichkeit. Angeblich wird der Erleger, wenn wir dann einen Löwen schießen – falls wir überhaupt einen schießen –, unter allgemeinem Kabubi-Singen im Lager herumgetragen. Möge ich es nur schon hören!

Am 26. Dez., abends, Camp Logitua, Masai Reserve

István hat sich bis heute entschieden gebessert. Er ist nicht nur fieberfrei, sondern ist im Laufe des Nachmittags sogar schon mit dem Wagen ausgefahren. Er hat auch einen Haufen Wild geschossen. In der Nacht machten die Löwen ein solches Gebrüll, dass wir kaum dazu kamen, die verschiedenen Stimmen zu beobachten. Aus fünf bis sechs Richtungen antworteten sie einander. Es ist unbegreiflich, dass sie am Morgen völlig verschwunden waren. Von dem gestrigen Zebra schlichen etwa fünfzehn Hyänen auseinander, als ich im Morgengrauen dort ankam. Auch eine Löwenfährte war dort, aber auf dem kurzen Grasland konnte man ihr nicht folgen. Ich habe eine sehr weite Gegend durchstreift, sodass ich erst am Nachmittag nach Hause kam. Ich hatte folgendes schmachvolles Erlebnis:

Ich näherte mich einem mit Dickicht gesäumten, tiefen „Donga“ (Wassergraben). Auf einmal – blickt ein Leopard daraus hervor! Natürlich bemerkte er mich sofort und duckte sich weg. Bald schickte ich die Leute hinter ihn, ich aber eilte ihm entgegen und versteckte mich am Rand des Wassergrabens, sodass ich in seinen Boden hineinsehen konnte. Auf ein gegebenes Zeichen näherten sich die Leute mir und machten mit Steinwürfen Lärm am Grabenrand entlang. Kaum waren sie losgegangen, da schießt – höchstens vierzig Schritte von mir entfernt – durch eine schmale Lücke der Leopard hindurch! Er ist so groß wie ein kleinerer Löwe! Und ich habe ihn so sehr verfehlt, dass es besser gar nicht geht. Ich rannte hinterher wie ein Langläufer, aber gewiss hatte der Leopard auch mehr

Verstand, als sich noch einmal zu zeigen. Seine Spur war verloren, er verflog wie Kampfer. Ich raufte mir vor Zorn die Haare. Sogar mit der Schrotflinte hätte ich ihn totschießen können, so nah war er!



Nairobi közlekedési rendőr (nov. 10.)

Ich schoss eine Thomson-Gazelle mit gutem Gehörn für den Braten. Dieses Wild zieht in großen Herden über das hiesige Grasland. Es ist verhältnismäßig leicht anzupirschen, und da sein Fleisch äußerst schmackhaft ist, suchen wir am ehesten dieses für die Küche. Gegen Mittag stieß ich auf sieben Elenmännchen; sie suchten unter spärlich schattigen Mimosen Kühlung und drängten sich dicht aneinander. Ich glaube, es mögen dieselben gewesen sein, die ich gestern Abend wegen der schwindenden Helligkeit zurücklassen

musste. Zwei solche Riesenantilopen darf ich schießen; eine habe ich schon, jetzt wählte ich unter diesen die zweite aus. Aber ich wurde wahrlich müde, bis es mir mit großer Mühe gelang, mich zu entscheiden. Sie bemerkten mich immer und galoppierten davon, sooft ich zum Schuss bereit war. Es war schrecklich heiß, und auf der völlig offenen, baumlosen Wiese musste ich auf dem Bauch kriechend schleichen. Schließlich verlor ich die Geduld und schoss aus viel zu großer Ferne, weshalb ich den Bullen an schlechter Stelle traf. Eine erschöpfende Hetzjagd war die Folge des leichtsinnigen Schusses. Vom Laufen außer Atem, ist die Hand des Menschen unsicher, zittrig; ein solches angeschossenes Wild aber hütet sich sehr wohl.

...damit er sich zur Seite dreht und so sein Schulterblatt als Zielscheibe anbietet. Im Gegenteil, er entfernt sich ständig und ist immer darauf bedacht, dem Schützen das Hinterteil zuzuwenden. So ist er schwerer zu verwunden und bietet zudem ein kleineres Ziel. Hinzu kommt das in der Luft tanzende Hitzeflimmern, das in solchen Momenten – besonders in den Mittagsstunden – das zu schießende Wild in einem fortwährenden fata-morgana-artigen Zittern hält und das genaue Zielen überaus erschwert.

Um die langwierigen Ereignisse kurz zu fassen: Ich verschoss fast alle meine Patronen, trank meine Wasserflasche bis zum Boden leer, ja, ich schwitzte wieder bis zum letzten Tropfen alles aus, bis ich mich endlich neben dem verendeten Elenmännchen niederlassen konnte – um zu ruhen!

Als wir auf dem Rückweg an die traurige Stelle des verfehlten Leoparden kamen, sahen wir erneut einen Leoparden – das heißt, nur meine Leute erblickten ihn, ich sah ihn diesmal nicht. Wieder versuchte ich, ihn aus dem Dickicht aufzuscheuchen, aber stattdessen brach nur ein Bushbuck hervor. Diesen schoss ich dann auch.

Es wurde so spät, bis ich nach Hause kam, dass vom Nachmittag nur noch Zeit für einen kurzen Spaziergang blieb. Ich war in der Nähe des Camps unterwegs und schoss einen ziemlich starken Wasserbock. Mein Gewehr war bei Ndolo, der vor mir herging. Den Wasserbock bemerkte ich, als er in etwa 180 Schritten eilends die Wiese kreuzte. Bis ich Ndolo das Gewehr entrissen hatte, war der Bock gerade im Begriff zu verschwinden. Doch meine hastig hinterhergeschickte Kugel ließ ihn überschlagen. Lieber hätte ich diesen verfehlt statt des morgendlichen Leoparden. Bei Tagesanbruch werde ich den Wasserbock aufsuchen – mit Löwenhoffnungen. Er liegt an einer sehr passenden Stelle.

Am 27. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

In der Morgendämmerung war ich schon dort. Die Löwen hatten die ganze Nacht um ihn herum gelärmt, jedes seiner Glieder zerfetzt, aber ich konnte nur noch ihre Spuren sehen. Zwar brüllte auch nach Sonnenaufgang noch einer der Löwen, aber schon aus einer solchen Entfernung, dass es vergeblich gewesen wäre, ihm nachzugehen. Bis man dort ankommen kann, wird er ohnehin still und legt sich in seinem Lager nieder.

Ich ließ mich auf einer Hügelkuppe nieder, wo ich verabredungsgemäß mein Treffen mit István hatte. Zusammen mit Stub kamen sie mit dem Auto, um mich abzuholen, denn heute planten wir eine größere Entdeckungsfahrt mit dem Wagen. Wir wollten uns bei den Masai-Hirten der Umgebung nach den Löwen erkundigen.

Wir waren noch nicht lange gefahren, als Stub wie eine Heuschrecke aus dem Wagen springt und mit dem gellenden Ruf „Here they are!“ (Hier sind sie, schau!) ins Gebüsch zeigt. Mit dem „they“ meinte er natürlich die Löwen.

Das Auto bremst, wir grapschen nach den Gewehren, krabbeln aus den Sitzen, was in der großen Eile gar nicht so einfach ist. István bleibt samt Gewehr sogar stecken. Sobald ich draußen bin, renne ich Hals über Kopf die Anhöhe hinauf, von wo aus ich besser in das von Stub bezeichnete Dickicht sehen kann. Als ich oben ankomme, blitzt vor mir ein gelbliches Tier auf – ich halte es für einen Leoparden. Es flieht zwischen niedrigem Dornengebüsch, nur hier und da taucht es aus dem Unkraut auf. Ich schieße hinterher – es überschlägt sich. Als ich dort ankomme, sehe ich, dass ich statt eines Leoparden einen Geparden geschossen habe. So wurde aus Stubs „Löwen" (here they are) ein – Gepard!

Ich freue mich, dass ich auch solch ein Wild schießen konnte, obwohl dies ein viel niedriger stehendes, gewöhnlicheres Tier als der Leopard ist. Meine Patronen sind schon so sehr am Ende, dass ich außer auf Löwen und Leoparden eigentlich auf nichts anderes mehr schießen will. Aber István schoss zwei Thomson-Gazellen, drei Topis, einen Impala und schließlich einen wirklich kapitalen Elenmull. Kurzum, eine ganze Wagenladung voll Wild. Gegen Mittag waren wir schon zu Hause. Über die Löwen wissen wir auch jetzt nichts Näheres.

Gegen Abend planten wir einige kleine Treiben in den nahen Dickichten auf Bushbuck. Wir begannen auch schon damit, aber nach dem ersten ergebnislosen Treiben trieb uns ein gewaltiges Unwetter und strömender Regen nach Hause. Jetzt liegen wir hier unter dem Zelt und es macht uns nichts aus, wie sehr es draußen auch gießt. Wir haben Zeit zu warten, bis es aufhört! Hier ist Zeit nicht Geld!

Während unserer vormittäglichen Wagenfahrt geschah noch ein interessanter Fall. Geier kreisten über dem fernen Dickicht. Das ist immer ein verdächtiger Anblick, und es lässt immer hoffen, dass dort ein Löwe oder Leopard an seinem Raub schmaust und die Geier auf die etwa dort vergessenen Reste lauern. Als wir näher kamen, bemerkten wir, dass die Vögel nicht nur über dem Dickicht kreisten, sondern dass auch schon ein Haufen erwartungsvoll auf den Baumwipfeln hockte. Wir schlüpften ins Dickicht, wo wir ein sehr krankes, mit Wunden bedecktes, offensichtlich von einem Löwen gebissenes Zebra aus seinem Lager aufscheuchten. Es scheint, dass es irgendwie den Krallen des Raubtiers entkommen konnte, und das Geierheer hielt schon Wache um es herum und wartete auf das Verenden des Zebras.

Ich habe mehrmals gehört, dass die Aasvögel sogar den schwerkranken Menschen spüren und sich in seiner Nähe sammeln. Stub behauptet, dass, als er vor kurzem mit „Schwarzwasserfieber" (black water fever) irgendwo in der Wildnis lag, die Geier sich schon seit Tagen um ihn scharten und auf den Brocken warteten.

Apropos Geier! Unsere verschiedenen Leiden haben sich nun wahrlich zum Besseren gewendet. István ist völlig genesen, auch meine Halsentzündung ist vergangen. Beinwunden und aufgescheuerte Knöchel sind auf dem Weg der Besserung. Für die Geier gibt es also vorerst wenig Aussicht. Augenscheinlich sind sie hier um das Lager herum auch weniger geworden!

Am 28. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Lange wachte ich diese Nacht schlaflos. Ich lauschte den vielfältigen Tönen und Geräuschen, die die afrikanische Nacht um so viel unruhiger, um so viel lebendiger färben als den Tag.

Das Camp war schon seit geraumer Zeit um mich herum verstummt. Die Leute hatten sich zur Ruhe gelegt, nur noch die Glut von ein, zwei erlöschenden Reisigfeuern blinzelte

mich aus der Dunkelheit an. Kaum einen Steinwurf entfernt, am Boden des schuchtigen, ausgetrockneten Wassergrabens, zankten sich Hyänen um die dorthin geworfenen Küchenabfälle. Weitaus unangenehmer als ihr tief beginnendes, in einem hohen, dünnen Quietschen endendes Geheul ist ihr gellendes, hysterisches Lachen, das manchmal wahrlich so markerschütternd ist, als ob Wiedergänger in der Nacht kichern würden. Zähnefletschend besiegen und bekämpfen sie sich auf dem „Misthaufen“. Die leeren Konservenbleche scheppern, wenn die hungerleidenden Tellerlecker das eine oder andere schütteln.

István elefántja (márc. 18.)

Eine Menge Kröten lässt ein eigenartiges, eher einem Vogelruf als einem Quaken ähnliches Huhu vernehmen. Ziegenmelker, Eulen und andere, mir unbekannte Nachtvögel kreischen; viele Arten von Grillen mit jeweils anderer Weise geigen. Impalaböcke paaren sich in dieser Zeit; mit einem dem Damwildröhren ähnlichen Murren treiben sie ihre Tiere zusammen. Zebraherden mahnen ihre Gefährten mit scharfem Wiehern zur Vorsicht. Als „Wiehern" bezeichnet man die Stimme des Zebras, dabei ist sie eher eine Mischung aus dünnem Hundekläffen und Eselsschreien.

Für die Zebras ist die Nacht wahrlich kein Vergnügen, sie warten immer schwer auf das Grauen des Morgens. Von Abend bis Morgen ist ständiger Aufruhr, die fortwährende Angst vor dem Löwen, nicht aufhörendes Misstrauen, Schrecken, das Auf-der-Hut-Sein ihr Schicksal. Immerfort geben sie einander nervös bellend Zeichen, in ihrer blinden Angst preschen sie immer wieder so los, dass die Erde nur so dröhnt. Das Gespenst der Ungewissheit lauert ewig um sie herum: Die Löwenkralle holt sich allnächtlich ihre Opfer unter ihnen. Sie wissen nie, wann welcher von ihnen an der Reihe ist. Zittern bedeutet für sie jede Dämmerung, Erleichterung jeder Tagesanbruch.

Stundenlang könnte ich diesen geheimnisvoll beredten Nächten lauschen, unter deren friedlichem, sternengesticktem Dach so viele Arten von Leidenschaften ringen.

... Und schließlich lässt sich der König der Tiere vernehmen! Wie ein tief aus dem Schoß der Erde hervorbrechender Donner wirkt das Löwengebrüll mit dem Schrecken der Erbarmungslosigkeit und filtert sich weithin in der Stille der unerwartet verstummten Nacht... Der herrschaftliche Alarm befeuert die Gefährten und lässt sie antworten. Von hier und von dort stöhnen die Löwen auf, aus drei, vier Richtungen melden sie sich, ihre klangvollen Kehlen erfüllen das Universum... Meistens brüllen sie alle gleichzeitig; sobald einer beginnt, stimmen auch die anderen an. In etwa viertelstündigen Abständen tragen sie jeweils eine Strophe vor, die aus drei, vier gedehnten, lauten Brüllern und danach aus vier, fünf fortwährend leiser werdenden, tiefen Seufzern besteht. Das Ende erinnert mich oft an den kurzen, rülpsähnlichen Laut des röhrenden Hirschstiers.

Diesem lauschte ich in der Nacht, bei einem guten Buch, unter dem Moskitonetz, beim flackernden Schein meiner kleinen, stinkenden Petroleumlampe. Nach Mitternacht setzte ein stiller Regen ein. Das eintönige Klopfen auf die Zeltplane ließ mich bald schläfrig werden. Der nächste Löwe brüllte schon in meinem Traum...

Gegen Morgen klärte es sich schön auf. Aber schon eine Stunde vor dem Pirkaden verstummten die Löwen. Aus Richtung Sonnenaufgang ließen sie ihr letztes, leises Schluchzen hören. Sobald ich sehen konnte, machte ich mich in ihre Richtung auf, im kühlen, nassen Gras, aber bei wolkenlosem Wetter. Die Sonne war gerade aufgegangen und warf glitzerndes Licht auf die Unmengen an Wassertropfen, die an Gras und Busch pendelten, und verzauberte das taugewaschene Spinnennetz in funkelndes Geschmeide.

Als wir auf eine Waldlichtung treten, steht eine Wasserbockherde vor uns. Wie sie sich im dampfenden Nebeldunst bewegen, denke ich unwillkürlich an unsere heimischen Hirsche. So sehr ist die Stimmung wie daheim an einem Septembermorgen, dass es mich fast unerwartet trifft, wenn ich beim Zurückblicken statt eines waldigen Ortes im Bakony-Wald lauter schwarze Gesichter sehe. Das in seinem Körperbau und seinen Bewegungen an unseren Hirsch erinnernde Wasserbockrudel weidet friedlich auf der buschigen, verkrauteten Lichtung. Alttiere, Kälber, es mögen zehn oder zwölf sein; abseits von ihnen steht unter einem einsamen Baum schläfrig der alte, dickhalsige Bulle. Tau, Nebelfetzen, aufgehende Sonne, Vogelstimmen, September im Bakony – Hirschröhren! In Augenblicken fliegt die Fantasie nach Hause. Ich erwarte fast, dass der Wasserbock aufschreit!

Da er ein starkes Gehörn hat, erhält er eine Kugel in die Schulter. Seinen abgeschnittenen Kopf binden wir an einen Baumast, damit kein Raubtier ihn wegschleppen kann. Wir werden ihn auf dem Heimweg mitnehmen. Den ganzen Vormittag suchte ich nach den Löwen, aber es gelang mir nicht einmal, ihre Spur zu finden. Als die brennende Sonne mich träge machte, kehrte ich nach Hause zurück.

Am Nachmittag schlug das Wetter wieder in Regen um. Aber gegen Abend hörte es auf und wir gingen hinaus. Wieder traf ich einen Duiker, jene rehgroße Zwergantilope, von der ich neulich in den Kapiti Plains ein Exemplar verfehlt hatte. Mit diesem erging es mir nicht anders; auch diesen verfehlte ich, und zwar aus kaum vierzig Schritten. Ärgerlich ist diese Ungeschicklichkeit, denn ich hätte meine Sammlung wieder um eine neue Tierart bereichern können. Auf dem Heimweg, kaum dass es über uns dunkel wird, melden sich bereits die Löwen.

Am 29. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

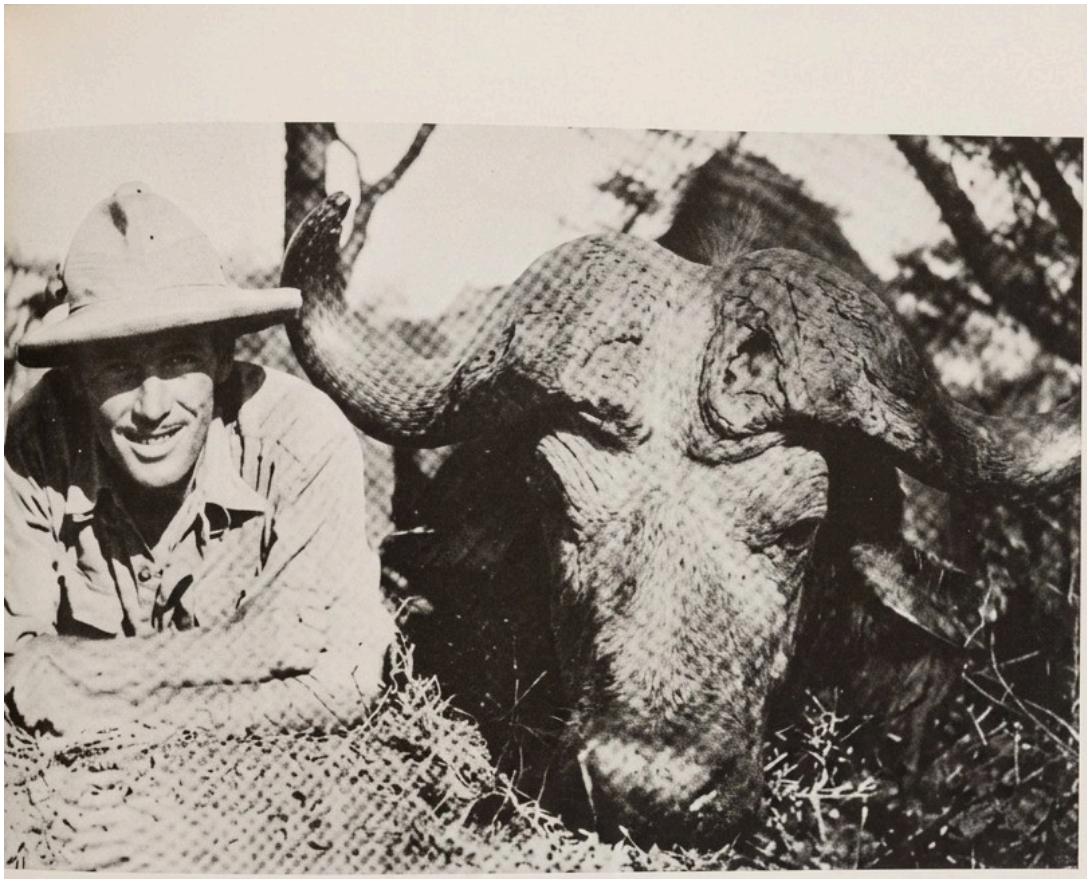
Im Laufe der Nacht spazierte der Löwe unmittelbar am Rand des Lagers vorbei. Er brüllte so laut hier neben unserem Zelt, dass er mich sogleich aus dem Bett jagte. Die Leute machten einen Heidenlärm, drängten sich einer auf dem Rücken des anderen um das erlöschende Lagerfeuer und fachten es im Nu an. Aber dem Löwen war der Lärm offensichtlich zu viel, denn er meldete sich nicht mehr. Die Schwarzen versicherten steif und fest, dass sie ihn sähen, ich jedenfalls sah ihn nicht. Die Nacht war stockfinster, und ohnehin sieht man schlecht, wenn man so rücksichtslos aus dem Schlaf gerissen wird.

Der heutige Tag verging ohne jedes besondere Ereignis. Wir haben das Auto nach Nairobi geschickt. Unsere Lebensmittel, unsere Patronen, unsere Filme gehen zur Neige. Dagegen haben sich die Hörner und Felle so vermehrt, dass sie das Weiterziehen erschwerten. Nun hat der Wagen diese hineingebracht und bringt jene heraus. Bis der Wagen zurückkehrt, können wir uns nicht weiter als einen halben Tagmarsch vom Camp entfernen; wir können auch keinen Löwenköder an eine geeignete Stelle schleppen. Dabei ist hier in der Nähe die Jagd zurzeit wenig vielversprechend. Heute Morgen haben die Masai-Hirten mit ihren Herden die ganze Gegend überschwemmt. Wohin man auch geht, überall empfängt einen Schafblöken. Nackte, speertragende Wilde streifen überall herum, tragen Dornenzweige herbei, bauen die „löwensichere“ Hürde für ihre Herden. Natürlich hat sich das Wild zurückgezogen. Ich sah nur einige wenige zurückgebliebene Stücke. Ein, zwei Zebras und Topis lungern hier und da herum, auch die sind schon im Begriff wegzuziehen.

Heute war ich wieder neun Stunden lang unterwegs. Gegen Abend wollte ich mangels anderem Wild ein Zebra für die „Personalküche“ schießen. Aber ich kam schlecht weg. Da ich nur noch wenige Patronen habe, István dagegen mehrere Waffen und genügend Munition, lieh ich mir eines seiner Gewehre, damit ich meine eigenen Patronen nicht auf ein Zebra verschwenden muss. Er gab mir eine gewaltige, doppelläufige Elefantenbüchse. Da gehören Patronen hinein so groß wie Regalia-Zigarren. Nach langem Suchen traf ich auf einige Zebras; es gelang mir auch, sie anzuschleichen. Ich zielte auf eines – ein markerschütternder Knall –, ich bekomme eine solche Ohrfeige, dass mein Kopf jetzt noch davon zuckt, das Gewehr fällt mir fast aus der Hand – dem Zebra hingegen fehlte gar nichts. Es stellte sich heraus, dass beide Läufe dieser elenden Knarre gleichzeitig losgegangen waren. Ich beeilte mich, sie mit Dank dem Besitzer zurückzugeben.

István wäre es heute fast gelungen, einen Löwen zu schießen. Der Löwe fand den Zebrakadaver und speiste dort auch bis zum Morgen. Aber bis István und die anderen dort ankamen, hatte der Löwe das Zebra schon ins Dickicht gezogen. Sie waren so nah

bei ihm, dass sie hörten, wie er knurrte und polterte, aber sehen konnten sie ihn nicht. Später zogen sie die Zebrareste auf die Lichtung hinaus und lauerten den ganzen Vormittag, ob der Löwe wohl dafür zurückkäme. Aber er kam nicht. István rannte nach Hause, schlang das Mittagessen hinunter und eilte dann zurück zum Zebra. Jetzt ist es acht Uhr abends, stockfinster, aber er ist immer noch nicht gekommen. Neun Uhr. Endlich sind sie nach Hause gekommen. Leider ohne Löwen.



„Pofája teljesen kopasz a vénségtől." (Szerző és tizezlik kivalybikája) (dec. 31.)

Am 30. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

In der Nacht war wieder von mehreren Seiten Gebrüll zu hören. Bei Tagesanbruch machte ich mich in Richtung des vielversprechendsten Lautes auf. Es war schon hell, als er sein letztes Gurgeln hören ließ, dennoch konnte ich den Löwen nicht finden, obwohl ich die ganze Umgebung genauestens abgesucht habe.

Als ich abends nach Hause kam, hatte ich folgendes Abenteuer: Die Sonne war schon untergegangen. Ja, es war so dunkel, dass auf meinem Gewehr das Visier nicht mehr zu sehen war. Ich mochte fünf- bis sechshundert Schritte vom Camp entfernt sein und schritt laut redend dahin, als kaum einen Steinwurf vor mir eine große schwarze Masse auftaucht. Durch das Fernglas kann ich sie gerade noch erkennen: ein gewaltiger Büffelbulle! Bewegungslos steht er da, füllt vor mir den Pfad aus, versperrt mir den Weg – eine lebendige Schranke. Auch ich stehe. Ich warte, was wird. Ausweichen kann ich nicht, denn zu beiden Seiten ist das Dickicht so groß, dass es in der Dunkelheit nicht ratsam ist, sich darin zu verstricken. Vor mir aber ist der Weg verboten! Der nächtliche Wegelagerer versperrt ihn. Aber nicht nur er versperrt ihn, sondern er will mich offensichtlich auch zurückjagen. In Gestalt eines gewaltigen schwarzen Schattens nähert er sich lautlos... Es kann sein, dass er nur aus Neugier kommt, vielleicht sind seine Augen schwach, er kann nicht erkennen, was ich bin, vielleicht kommt er nur, um sich zu erkundigen. Dagegen ist auch nicht ausgeschlossen, dass... Als uns kaum noch zehn Schritte trennen, halte ich es doch für besser, ihm in die Brust zu schießen. Er dreht sich weg und wirft sich mit großem Krachen ins Dickicht, wo er bald stehen bleibt. Wir bleiben noch etwa zehn Minuten dort. Wir hören den Büffel, wie er auf den Boden stampft. Aber ob er aus Zorn stampft oder ob er im Liegen seinen letzten Tritt tut, das konnten wir nicht entscheiden. Morgen werden wir dann nachsehen.

Am 31. Dez., Camp Logitua, Masai Reserve

Es war mein Plan, die Morgenstunden nutzend, zuerst nach den Löwen zu sehen. Erst für später plante ich die Suche nach dem gestern verwundeten Büffel. Aber kaum war ich über das schuchtige Bachbett hinter dem Camp geklettert, mahnt mich ein leises Schnalzen eines meiner Leute zum Halten. In Gewehrschussweite vor uns schwärzt sich ein einsamer Büffel ab. Durch das Fernglas blickend bemerke ich, dass der Bulle – denn es ist einer, und zwar vom Feinsten – krank ist. Er lässt den Kopf traurig hängen und legt sich dann auch hin. Sobald er unsere Witterung bekommt, rappelt er sich mit großer Mühe auf, hinkt schwerfällig weiter und legt sich erneut nieder. Zweifellos haben wir den gestern Abend erschossenen „Wegelagerer“ vor uns! Ich renne hinterher, denn er verschwindet bereits hinter der Deckung einiger höherer Büsche. Ich komme ganz nah an ihn heran, bevor ich ihn wieder sehe – besser gesagt, wir sehen einander! Blitzartig wirbelt der eben noch so schwerkrank erscheinende Büffel herum. Ich beeile mich, ihm zweimal in den Nacken zu schießen – das stoppt ihn. Er taumelt noch einige Augenblicke auf der Stelle, dann knicken seine Beine ein – er stürzt nieder. Ein sehr schöner, alter Bulle, einer meiner besten. Mein gestriger Abendschuss war von vorn schräg in seine Brust eingedrungen; er hatte noch das Schulterblatt gebrochen, blieb aber stecken, bevor er Lunge oder Herz hätte erreichen können. (Wieder ein offensichtlicher Beweis dafür, dass mit einer bleispitzigen Kugel – denn eine solche hatte ich im Gewehr – die Büffeljagd unsicher ist.)

Ich eile ins Camp zurück, alarmiere die Leute, mit deren Hilfe wir den Büffel an eine freiere Stelle wälzen, wo er sich besser zum Fotografieren eignet. Jetzt sehen wir erst, was für ein gewaltiges Tier er ist. Viel größer als die bisher geschossenen. Sein Gesicht und sein Nacken sind vor Alter völlig kahl, auch an seiner Seite finden sich nur vereinzelt einige Haare. Sein ganzer Körper ist über und über voll mit alten Narben. Er muss ein übellauniger alter Einsiedler gewesen sein. Kaum haben ihn seine Kollegen gemocht.

Nachdem ich sein Haupt habe abtrennen und ins Camp zurückschicken lassen, machen wir uns an den Bau eines Verstecks. Den Körper des großen Büffels will ich benutzen, um einen Löwen in die Falle zu locken. Nur sechs Meter vom Kadaver entfernt zimmern wir aus Dornen ein korbartiges Versteck – eine „Boma" – zusammen. Darin beabsichtige ich die heutige Nacht zu verbringen; vielleicht hat ja einer der Löwen Lust auf frisches Büffelfleisch. Heute ist übrigens Silvesternacht. Das neue Jahr bringt vielleicht ein anderes Löwenglück als das alte!

Abend. Sobald es dämmert, verlassen wir das Lager und ziehen uns in die „Boma" zurück. Wir sind zu dritt: Ndolo, Muindi und ich. Sogar für einen Menschen ist die Boma eng, aber vergeblich habe ich auf Ndolo eingeredet, er beteuerte, dass er gewiss nicht komme, wenn wir nicht zumindest zu dritt gingen. Sogar einen vierten wollte er noch zwischen uns pressen, aber diesen habe ich schon nach Hause gejagt. Die „Boma" besteht aus nur wenigen in die Erde gesteckten Dornenzweigen; innen beträgt ihr Durchmesser höchstens anderthalb Meter. Ringsum kann man zwischen den Zweigen hinaussehen, soweit es die Dunkelheit zulässt. Nur wenige Schritte von uns entfernt schwärzt sich der aufgeblähte Büffelkadaver ab. Von Bequemlichkeit ist hier keine Rede. Und wenn ich bedenke, dass ich hier zwölf Stunden verbringen muss, wird mir wahrlich ein wenig schwer ums Herz. Es reicht nicht, dass ich mich wegen der hinter mir hockenden zwei Mohren gar nicht bewegen kann, es sperren sich auch noch zwei schwere Gewehre zwischen uns. Wann wird es erst Morgen sein!

Ich bespreche mit den Leuten, dass wir dann abwechselnd wachen werden, damit die anderen zwei zwischendurch, wenn auch nur im Sitzen, dämmern können. Sonst wachen wir erst auf, wenn der Löwe sich am Büffel sattgefressen hat. (Er hätte es auch tun können, denn als ich nach Mitternacht ein wenig einnickte, schreckte ich auf und bemerkte, dass beide meine Leute tief und fest neben mir schliefen!) Aber nehmen wir die Ereignisse der Reihe nach. Die Nacht ist kühl und still. Der Himmel ist bewölkt, nur hier und da blinzeln ein, zwei Sterne. Es ist so dunkel, dass ich die Umrisse des Aases eher nur ahne als sehe. Unzählig sind die Moskitos. Nerventötend schwärmen und singen sie um meinen Kopf. Ich habe zwar irgendein Gegenmittel in der Tasche, mit dem man sich Gesicht und Hände einreibt, damit sie nicht stechen. Das Mittel hat auch Wirkung, aber nur für zehn Minuten. Danach muss man wieder reiben; das aber ist in dieser engen Lage sehr mühsam. Meine zwei Schwarzen machen es geschickter. Jeder von ihnen hat eine Decke mitgebracht, in die er sich einhüllt und nur die Nasenspitze den Mücken überlässt. Wie sie hier neben mir kauern, sind sie wie zwei unbewegliche, formlose Götzen.

Der in Verwesung übergehende, riesige Büffelkörper ist wahrlich ekelerregend; sein Bauch ist aufgeschlitzt, die Eingeweide nach außen gekehrt. Für eine Löwennase verbreitet er so einen noch verlockenderen Duft. Die Frösche quaken, die Nachtaffen kreischen, die Mücken geigen – und stechen, erbarmungslos stechen sie! Allerlei Gewürm, Käfer, Raupen, Falter kriechen auf mir herum; in die Nase, in den Mund, das Hosenbein hoch bis zu meinem Magen. Widerlich ist der Aasgeruch. Einige Zebras wiehern, Hyänen heulen, fuchsartig kläffen ein, zwei Schakale. Silvesternacht! Aber wen interessiert das hier? Wenn ich mein Tagebuch nicht gewissenhaft schriebe, wüsste ich gar nicht, den Wievielten wir haben. Ein Kalender gehört nicht zu unserer Lagerausrüstung. Hier gibt es keinen Montag, keinen Samstag. Weder Werktag noch Feiertag. Es gibt keinen Sammeltag, keinen fleischlosen Tag, keinen Kassensturz. Hier gibt es keine Einteilung, keinen Zwang, keine Vorschrift, keine „Ordnung". Das heißt, Ordnung gibt es, aber glücklicherweise keine menschengemachte Ordnung. Hier ist Stille. Besser gesagt: Stille – mit einem großen S. (Außer wenn Stub seine verrückte Stunde bekommt.)

Félig felfalták a keselyük. (212. o.) *Foto: Széchenyi.*

... Gegen elf Uhr fängt endlich ein Löwe sein Lied an. Ganz von fern dringt der Laut her, nach kurzem verstummt er auch. Offensichtlich ist der Aasgeruch nicht stark genug, er dringt nicht bis zur Nase des Löwen vor! Gegen Mitternacht beginnt ein leises Rascheln um das Aas. Mit gespannter Aufmerksamkeit um klammere ich das Gewehr, fast schmerzen meine Augen, so sehr strenge ich sie an. Aber die blasse Mondsichel ist hinter eine Wolke geglitten, ich sehe gar nichts… Ein schwaches Knurren, ab und zu ein unterdrücktes Winseln rückt die aufgewühlte Fantasie wieder zurecht. Ihre Stimme, ihr Tritt verraten, dass nur Hyänen und Schakale die Besucher sind. Zweifelnd bewegen sie sich um den Büffel herum. Als ob sie nur flüsterten, so leise kichern sie untereinander. Jetzt lüftet der Mond seinen Schleier, zwischen zwei Wolken streut er sein Licht aus. Aber nur für einen kurzen Blick. Grünleuchtende Glutaugen blitzen neben dem Aas auf. Der flüchtige Mondstrahl hat im Glanz der Hyänenaugen mitgespielt. Nicht lange zögert die Aasräubergesellschaft. Sie fallen über das Aas her; es kracht und knackt zwischen ihren Kiefern der Büffelknochen. Sie reißen an der Beute, dabei zanken sie sich auch untereinander. Wer von ihnen einen größeren Brocken erwischt, schleppt ihn beiseite unter den Schutz irgendeines Busches, wo er ihn in Sicherheit schmatzend verzehrt. Die Schakale müssen vorerst hungern. Mehrere Male höre ich ihr scharfes Quieken, wenn die weitaus stärkeren Hyänen sie wegbeißen. Gut eine halbe Stunde dauert das Mahl. Später dann – ob sie uns bemerkt haben oder ob sie schon satt waren – reicht es jedenfalls, dass sie verflogen.

Um ein Uhr nach Mitternacht – vielleicht feiert er das neue Jahr – klärt sich das Firmament auf. Die Wolken verziehen sich, die Luft kühlt ab, die Mücken verkrümeln sich. Das Schiff des Mondes durchschneidet friedlich das Meer der Dunkelheit. Das Aas ist nun deutlich zu sehen, aber infolge des entgegenkommenden Windes ist sein Gestank noch gesteigerter widerlich. In zweistündigen Abständen wecke ich den jeweils an die Reihe kommenden Wächter. Der Abgelöste schläft noch im Sitzen und in dem Augenblick, in dem er abgelöst wird, bereits ein. Hin und wieder versucht er auch zu schnarchen, woraufhin ich ihn sogleich mit dem Gewehrkolben anstoße. Gegen drei Uhr, da sich nichts meldet, dämmere ich auch ein. Endlich! Um halb sechs! – Es kommt – nein,

nicht der Löwe –, aber es kommt das Grauen! Der Himmelsrand begann sich zu lichten, dann bald zu röten. Kaum dass es dämmert, stimmen aus vier verschiedenen Richtungen die Löwen an! Der nächste mag wohl zwei bis drei Kilometer entfernt sein. Sie brüllen nicht lange, sie sagen nur einen kurzen morgendlichen Gruß. Auch der klingt bereits im Abziehen begriffen.

Es wird hell. Wir rappeln uns auf. Uns durchschauert die Kühle der Morgendämmerung, wir betasten unsere tauben Glieder. Wir gähnen herzhaft, raffen unsere Siebensachen zusammen und trotten unzufrieden nach Hause. Die Sonne scheint schon hell, als wir im Lager ankommen. István und Stub sitzen beim Frühstück ... Wir wünschen einander ein glückliches neues Jahr.

1. Jan.,Camp Logitua, Massai Reserve

Im Laufe des Vormittags habe ich mich ausgeschlafen. István kam erst gegen Mittag nach Hause. Er hatte ein äußerst interessantes Löwenabenteuer. Kaum fünfzig Schritte von ihm entfernt, hinter dem Schutz eines Dickichts, wurden zwei Zebras von den Löwen geschlagen! Istváns Leute hörten die donnernde Flucht der Zebraherde, das schmerzliche Wiehern der Opfer, das Knurren der Löwen. Sie fanden die bereits verendeten, aber noch warmen Zebras. Sofort folgten sie den Spuren der Raubtiere, bekamen sie auch zu Gesicht, aber István gelang es nicht, zum Schuss zu kommen. In der Eile schoss Stub schließlich an den Löwen – vorbei. Die Fliegenmenge beginnt unerträglich zu werden. Auch jetzt kann ich nur schreiben, wenn ich mich währenddessen fächele. Unser „Küchenjunge" – der dem Koch zugeteilte Bursche – ist zugleich unser Hof-Fächler. Makula, so heißt der Küchenjunge, fächelt mit buschigen Gnuschwänzen vor mir über das Papier, sonst fände sich wegen der Unmengen an Fliegen kaum Platz für einen Buchstaben. Ich machte im Laufe des Nachmittags einen großen Spaziergang, traf aber nur wenig Wild. Als ich durch buschiges Wiesengelände ging, bemerkte ich einen r e e d b u c k (Riedbock), an den ich mich heranschleichen wollte. Meine Leute folgten mir etwa vierzig Schritte hinter mir. Ich war schon in Schussweite des Antilops, als die Schwarzen in ein so unerwartetes, panikartiges Gebrüll ausbrachen, dass ich das Antilop auf der Stelle vergaß.

A n g a l i a b w a n a ! N y o k a ! N y o k a ! - „Vorsicht Herr! Schlange! Schlange!" – B a j a s z á n a n y o k a ! P i g a ! P i g a! - „Sehr schlechte Schlange! Schieß! Schieß!" Ich bleibe stehen, schaue mich um, aber die Schlange sehe ich nicht. Ndolo springt neben mich. Er ergreift meine Hand, deutet, erklärt – noch nie habe ich ihn in solcher Erregung gesehen. Jetzt erblicke auch ich die Schlange. Kaum zwei Meter neben mir windet sie sich im Gras. Ein schönes, langes, dickes, glänzend schwarzes Tier. Sie hat einen orangefarbenen Bauch. Die Leute schreien gestikulierend, dass ich schießen soll, schießen. Ich verstehe nicht warum, denn solange wir ihr nicht unsere Füße anbieten, kann uns die Schlange ohnehin nichts anhaben. Als ihr Kopf hinter einem Grasbüschel hervorgleitet, schieße ich auf sie, aber ich fehle, obwohl sie keine zwei Meter entfernt ist. Die Schlange wirbelt herum und gleitet in irgendein Loch hinein. Mit gewaltigen Knüppeln bewaffnet, warten wir noch eine gute Weile, aber sie zeigt sich nicht mehr. Bis wir nach Hause kommen, schwatzen die Schwarzen ohne Unterlass. Der Vorfall hat sie überaus aufgebracht. So viel verstehe ich aus ihrer Rede, dass es eine furchtbare Schlange war, deren Biss den Menschen innerhalb von Minuten tötet. Ich hielt sie für eine Kobra. Stub bestätigte später meine Vermutung. Eine Kobra, die afrikanische Brillenschlange – die hatte ich verfehlt. Die heutige Nacht beabsichtigte ich wieder beim Büffelkadaver zu verbringen, auf Löwenansitz. Ich ging auch hinaus, richtete mich in der „Boma" ein, aber der Aasgestank ist schon so unerträglich, dass ich sie gegen Mitternacht verließ. Stub hatte schon vor längerer Zeit mit mir um zehn Schilling gewettet, dass ich bis zum Neujahrstag einen Mähnenlöwen schieße. Am heutigen Tag habe ich die Wette also gewonnen, ich

habe keinen Mähnenlöwen. Heute schlossen wir dann eine neue Wette ab: Stub behauptet, dass innerhalb einer Woche drei Löwenhäute im Lager trocknen. Ich wettete dagegen – wieder um zehn Schilling. Doppelt oder nichts. Das ist deshalb eine gute Wette, weil ich dabei nicht verlieren kann. Entweder werde ich einen Löwen haben – oder 20 Schilling.

2. Jan.,Camp Logitua, Massai Reserve

Wieder störte ein Löwe unsere Nachtruhe. Ndolo rüttelte mich aus dem Schlaf, dass „komm, denn der s i m b a kommt in dein Zelt"! Im nächsten Augenblick ein mark erschütterndes Gebrüll – aus kaum vierzig Schritten, wie sich morgens aus den Spuren herausstellte. Ich werfe mir Mantel und Pantoffeln über, Ndolo drückt mir die geladene Waffe in die Hand, wir springen hinaus in die Dunkelheit. Der sich versteckende Mond leuchtet nur sehr unsicher, aber dennoch könnte man den Löwen sehen, wenn er nah wäre. Aber gewiss sehen wir ihn nicht, wir gehen die unmittelbare Umgebung des Lagers ab, leuchten mit unseren Taschenlampen und einer Fackel ringsherum, aber vergebens, wir sehen nichts. Dieser Löwe treibt sein Gespött mit uns! Nun schleicht er schon zum zweiten Mal neben mein Zelt. Brüllt mich an, weckt mich auf, erschreckt mich, lässt mich hinausspringen, und bis ich ihm antworten könnte – lässt er mich stehen. Es ist an der Zeit, dass ich ihn endlich überliste. Sobald es dämmert, verlasse ich das Lager. Aus südlicher Richtung bringt die Morgenbrise noch hier und da einen abgerissenen Löwenlaut. Dort strebe ich hin. Nach meiner Schätzung ist das Gebrüll aus mindestens einer Stunde Gehentfernung zu hören. Aber sobald es hell wird, verstummt es gewohnheitsmäßig. Dennoch setze ich meinen Weg in der eingeschlagenen Richtung fort, bis ich an eine Ausspülung gelange, in deren sandigem Grund ich auf eine ganz frische Löwenfährte stoße. Die Ausspülung, besser gesagt das ausgetrocknete Bachbett, ist zickzackförmig, windet sich hier- und dorthin. Beide Ufer sind mit dichtem Gebüsch und bis zum Grund des Bettes herabhängenden Lianen bedeckt. Wir folgen dem gewundenen Verlauf der Schlucht. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass hier die gesuchten Löwen hausen, denn außer dem dichten Dickicht, das die Ausspülung säumt, fände sich in der Nähe gar kein Versteck für sie. Das Bachbett macht eine scharfe Biegung. Auf der Suche nach Spuren bleibe ich einige Schritte hinter Ndolo zurück, der sich mit einem unterdrückten „Simba"-Ruf auf den Bauch wirft ... Ich springe neben ihn, aber ich kann die Löwen nur für einen Augenblick sehen, schon sind sie ins Gebüsch geglitten! Vorne das Weibchen, in seinen Spuren – ein Männchen mit gewaltiger schwarzer Mähne! So schnell ich kann, renne ich ihnen in die Ausspülung nach – vielleicht blitzen sie irgendwo noch einmal auf... Aber es ist, als hätte die Erde sie verschluckt, ihre Spur ist verloren! So unerwartet, so plötzlich spielte sich das Ganze ab: „Simba!" – Da schau! – Weibchen! – Männchen! – Schießen! – Aber bevor mein Finger den Abzug hätte berühren können, schloss sich hinter ihnen bereits der Vorhang aus Gebüsch. Atemlos besprechen wir das weitere Vorgehen. Wir müssen uns beeilen, jetzt können sie noch in der Nähe sein, wir müssen sie noch nicht aufgeben! In der großen Hast versagt natürlich meine Negersprachwissenschaft! Stammeln, Deuten – wir verstehen einander nicht. Aber dennoch einigen wir uns. In einem großen Bogen renne ich dem Bachbett etwa 5-600 Schritte voraus, auf diese Weise hoffe ich, den Löwen den Weg abschneiden zu können. Die Leute hingegen scheuchen mit großem Lärm und Steinwürfen das Bett entlang in meine Richtung. All dies geschieht programmgemäß. Nur das Ende des Programms bleibt aus. Die Löwen kommen nicht. Aber auch jetzt geben wir die Hoffnung nicht auf. Wir versuchen noch ein Treiben, viel länger als das vorherige, ich lasse die Ausspülung noch über einige Kilometer hinweg durchlärmen – alles vergebens! Jetzt zweifle ich nicht mehr. Diese hat wahrlich die Erde verschluckt. Wenn sie diesmal auch ihre Haut davongetragen haben, sehe ich den nächsten Tagen dennoch mit großen Erwartungen entgegen. Es ist offensichtlich, dass die Löwen hier hausen. Der Sand des Bettes ist voll von ihren Spuren.

Ich habe sie auch nicht verscheucht, habe in der Nähe nicht einmal einen Schuss abgegeben, es ist also nicht wahrscheinlich, dass sie ihr gewohntes Quartier so bald verlassen würden. Nun ist nur die Frage, wie ich ihrer habhaft werden könnte? Darüber zerbrechen wir uns den Kopf, das wägen wir auf unserem Heimweg ab. Ich kann jetzt auch an nichts anderes denken. Jetzt ist nur eines wichtig. Der große Löwenmann! Ständig schwebt seine gewaltige Gestalt vor meinen Augen, welche die Phantasie immer mehr vergrößert. Immerfort erscheint mir sein schwarzer buschiger, wehender Kragen, und obwohl ich nur einen Augenblick auf ihn werfen konnte, werde ich ihn nie vergessen. In meinen leichtsinnigen Träumereien gehe ich schon so weit, dass meine Gedanken bei der Wand meines Hauses daheim sind... Ob sie wohl hoch genug ist, um später eine so große Löwenhaut daran aufhängen zu können! Ich feilsche schon im Voraus um die Bären- beziehungsweise die Löwenhaut. Wir haben beschlossen, dass wir morgen das Lager wechseln. Wir ziehen weiter, in die Nähe jener Ausspülung, in der ich den großen Löwen verschwinden sah. Heute Nachmittag gehe ich gar nicht dorthin, damit ihn das häufige Stören nicht verscheucht. Er soll ein, zwei Tage in Ruhe bleiben. Dann werde ich vom morgigen Lager aus eine planmäßige „Offensive" gegen ihn beginnen. Gegen Abend begleitete ich István, der für unsere Küche einige Stücke Wild schoss. Ich gab nur einen Schuss ab; ich schoss eine Hyäne, die einsam über eine große Wiese trottete. Als sie in der Abenddämmerung vor dem rötlichen westlichen Horizont auftauchte, sah sie so groß aus wie der Löwe am Vormittag! Und als ob auch sie eine schwarze Mähne den Hals gekranzt hätte. Hei, dieser große Löwe! Ich kann ihn mir einfach nicht aus dem Kopf schlagen. Ich glaube gar nicht, dass man so einen vor das Gewehr bekommen kann. So einen sieht man nur einmal im Leben, wie den sagenhaften „Wunderhirsch". So einer ist nur dazu gut, den Jäger verrückt zu machen und während seines ganzen Hierseins seine Phantasie aufzuwühlen. Heute Morgen schoss István ein Warzenschwein. Nachdem es ordnungsgemäß verendet war, machten sie sich daran, es auszunehmen. Sie schnitten ihm auch den Bauch auf, was das „tote" Schwein jedoch übelnahm. Es erwachte zum Leben, und zwar so sehr, dass es Stub um den Baum jagte, bevor man es noch einmal – diesmal endgültig – erschoss.

«. . . Még nagyobb a multkorinál . . .» 200. old.

A «haragos» nőstényoroszlán 184. old.

3. Jan.,Camp Logitua, Massai Reserve

Im Laufe der Nacht hörten wir keinen einzigen Löwen. Auch aus der Richtung des Reviers des großen „Schwarzhaarigen" kam keinerlei Laut. Er hat doch wohl meinen gestrigen Besuch nicht übelgenommen! Er hat doch wohl nicht die Ausspülung verlassen, um sich ein ungestörteres Revier zu suchen? In der Morgendämmerung suchte ich noch einmal – und zum letzten Mal – den Büffelkadaver auf, von dem ich mir so viel versprochen hatte! Er verpestete die Luft bereits in einem Umkreis von etwa zweihundert Schritten unerträglich. Die Geier und die Hyänen schwelgen immer noch an ihm. Seinen in Verwesung übergehenden, vor drei Tagen noch furchtbaren Körper schleppen sie in zahllosen kleinen Brocken auseinander. Früh kehre ich ins Lager zurück. Wir packen, wir ziehen um auf ein neues Revier. Nach mehrstündigem Gerüttel laden wir wieder ab und schlagen die Zelte auf. T a l e k nennen die Massai-Hirten diesen unseren neuen Lagerplatz. Wir lagern kaum einen Flintenschuss entfernt von jenem denkwürdigen Ort, an dem ich am zweiten Weihnachtsfeiertag auf so schändliche Weise den Leoparden verfehlt habe! Die Heimat des großen Löwen – falls er überhaupt noch zu Hause ist – liegt von hier nur eine halbe Stunde Fußweg entfernt. Sobald wir mit der Zuweisung der Zeltplätze, der „Küche" und des „Trophäenlagers" fertig sind, mache ich mich auf den Weg zum Löwenrevier. Vorsichtig erkunde ich die fragliche „Donga" (Ausspülung) und ihre gesamte Umgebung. Den Löwen begegne ich zwar nicht, aber nach den Spuren zu urteilen, meine ich, dass sie sich noch hier aufhalten. Obschon es auf sandigem Boden sehr schwer ist, die frische Spur von den älteren zu unterscheiden. Ich habe beschlossen, ein Köder-Zebra an dieselbe Stelle schleppen zu lassen, an der ich gestern mit den Löwen zusammengetroffen bin. Wenn sie es anrühren oder das Zebra wegschleppen würden, lege ich konsequent immer neues und neues Aas für sie aus. Mit solch systematischer „Fütterung" gelingt es mir vielleicht doch noch, sie zu überlisten. Als ich gegen Mittag zum Lager strebe, kreischt der vor mir schreitende Ndolo plötzlich auf – springt zur Seite – instinktiv springe ich ihm nach – die Leute rennen los – ich hinter ihnen her! ... Mit solch blitzartiger Geschwindigkeit geschieht das alles, dass ich auf die Schnelle gar nicht weiß, worum es geht. Meine beiden Leute zittern vor Erregung, sie stammeln durcheinander, erschrocken bin ich auch – wenn ich nur schon wüsste, wovor! Beim Beiseitespringen sah ich nur so viel, dass vor Ndolo wie ein schwarzer Blitz etwas hochzuckte; zu näherer Betrachtung hatte ich keine Zeit. Nachdem der Schreck nachgelassen hat, stellt sich heraus, dass eine armdicke „Schwarze Mamba" – der Schrecken jedes Negers und Afrikajägers – fast in Mannshöhe vor Ndolo hochgeschnellt ist. Diese seltene und extrem giftige Schlange kommt so vereinzelt vor, dass Stub ihr in den letzten zehn Jahren insgesamt nur zweimal begegnet ist. Es war eine furchtbare Erscheinung, wie sie aus dem Unkraut emporschnellte, wie eine schwarze Rakete. ... Meine Leute hieben gewaltige Knüppel ab, ich umklammerte meine Waffe, und so vorbereitet wagten wir uns in die Nähe der Schlange zurück, von der jedoch jede Spur verloren war. Damit erging es uns wie mit der von vorgestern. Sie muss irgendein Loch gefunden haben und hat sich darin versteckt. Es scheint, wie viele Schlangen auch in der Umgebung hausen mögen, sie kommen mir alle in den Weg, unwillkürlich meide ich bereits jede verkrautete oder schilfige Stelle, denn früher oder später trete ich noch auf eine drauf. Die tagsüber auftretenden Fliegen- und die abendlichen Mückenschwärme sind so unausstehlich, dass wir unser „mückenfreies Zimmer" hervorholten, welches bisher noch nicht in Gebrauch war. Das ist ein zwei Meter hohes, ebenso langes und breites, würfelförmiges Moskitonetz, das wir zwischen vier in die Erde gesteckte Pfähle spannen. Dadurch gelingt es uns, aus diesem etwa badekabinen-großen Raum die quälenden Insekten auszuschließen. Unser Tisch findet mitsamt den drei Stühlen bequem Platz unter dem Netz. Es ist eine unbeschreibliche Erleichterung, darunter zu sitzen, zu schreiben und zu lesen, ohne dass man unter ständigem Fluchen nach Mücken schlagen und sich mit dem Herausfischen zahlloser Insekten, die in unser Essen und Trinken ertrunken sind, abmühen muss. Ich wusste gar nicht, dass wir so ein Netz dabei haben, sonst hätte ich es schon längst hervorgeholt. Aber glücklicherweise wurde es auch Stubs

lokal gegerbter Haut mit den Mückenstichen zu viel, und er erinnerte sich an das ganz unten im Wagen eingepackte Netz. Wir beide sind dieses tägliche Zebraschießen schon leid. Wir setzten also die beiden Waffenträger, Ndolo und Muindi, auf das Auto und gaben ihnen Gewehre, damit sie für jeden von uns je ein Zebra schießen. Wir befahlen ihnen, recht weit weg zu gehen, damit der Gewehrschuss nicht bis hierher zu hören sei. Wir wollen wegen der Löwen jeden unnötigen Lärm vermeiden. Sie wissen gut, was der weiße Mann hier zu suchen hat. Sie wissen auch, auf welchem Baum der Gewehrknall wächst. Ein, zwei unbedachte Schüsse verscheuchen sie so sehr, dass wir ihre Spur mit dem Stock schlagen können. Die Leute waren bis zum späten Nachmittag weg, bis sie endlich die zwei Zebras brachten. Sie behaupten, dass sie auch einem schönen Leoparden begegnet sind – er spazierte dort vor dem Wagen her! Wenn nur nicht einmal einer von uns dabei ist! Dann ist es sicher, dass diese Neger Löwen und Leoparden und weiß der Himmel was sonst noch sehen. Am besten ist es, solchen Nachrichten keinen Glauben zu schenken, damit man sich nicht ärgern muss. Wir hatten gerade noch so viel Zeit, bevor es dunkel wurde, die zwei Zebras hinauszuschaffen. Eines legte ich vor das Revier des „Schwarzmähnigen". Ich schreibe bei Lampenlicht unter dem heute aufgestellten, unschätzbaren Netz. Summend schwärmt das Mückenheer draußen. Was kümmert mich das hier drinnen! Es tut gut, von hier aus zuzuhören, wie sie in ihrer ohnmächtigen Wut brummend das Netz belagern. Fresst euch doch gegenseitig auf! Von mir esst ihr heute jedenfalls nichts mehr. Noch bevor unser Abendessen serviert wurde, melden sich bereits die Löwen. Nach jeweils einem einleitenden Stöhnen beginnen sie ein donnerndes Gebrüll. Sie haben das Zebra gefunden. Von dort – in der Luftlinie höchstens tausend Schritte entfernt – ist ihre herrschaftliche Stimme zu hören. Wie ich höre, sind sie zu dritt. Einer brüllt aus voller Kehle. Die anderen beiden antworten vorerst nur mit tiefem Ausstoßen. Ach, welch großes Vergnügen ist es, dem zuzuhören! Das ist eine unübertreffliche, unvergleichliche, wahrlich einzigartige Stimme. Jedes Mal, wenn ich sie höre, erschüttert sie mich. Sie ist so unglaublich überlegen, keinen Widerspruch duldend, so elementar! Fast sehe ich, wie sich jedes Tier vor ihr wegduckt – wie wenn man bei unerwartetem Donner unwillkürlich den Nacken in den Mantel einzieht. Vielleicht gelingt es mir, sie dort in der Morgendämmerung anzutreffen! Jetzt fürchte ich nur, dass sie das Zebra, wenn sie schon so früh damit angefangen haben, so zerlegen, dass bis zum Morgen kein Knochen davon übrig bleibt.

E m p t y b e l l i e s t h o s e l i o n s h a v e g o t - r e c o g n i s e i t b y t h e i r r o a r 32 (32 Leer ist der Magen dieser Löwen – ich höre es an ihrer Stimme) – spricht Stub das Urteil aus.

T o u g h j o b, t a c k l i n g a h u n g r y b r u t e l i k e t h i s; m i g h t b e o n t o p o f y o u, b e f o r e y o u c a n s a y „G o d" w i t h y o u r m o u t h o p e n 33 (33 Mit einer solchen hungrigen Bestie anzubandeln ist eine heikle Angelegenheit. Sie könnte einen umwerfen, bevor man sagen würde, ach mein Gott!) Ich werde nicht müde, unser neues Netz zu preisen! In so wohltuendem Frieden essen wir darunter zu Abend. Die Lampe kann jetzt endlich auf dem Tisch stehen, und wir können sehen, was wir essen. Bisher pflegte die Lampe fünf, sechs Meter weiter weg an irgendeinem Baum zu hängen, um die um sie schwärmenden Insekten einigermaßen von uns abzulenken. Natürlich konnten wir kaum sehen, was auf dem Teller ist, und wir stocherten nur nach Vermutung darauf herum. Jetzt ist kein einziger d u d u (Käfer) da, sie summen nur von außen wie ein aufgestörter Bienenschwarm.

A sörénytelen hímoroszlán 103. old

A sörénytelen hímoroszlán lefejtett bőre
(A váll-lövés helye világosan látszik) 104. old

M z u l i s z á n á! H á p á n á d u d u ! - „Sehr schön! Kein Käfer!" – wiederholen die Schwarzen. Die Löwen brüllen anhaltend. Ich erwarte viel vom morgigen Morgen!

4. Jan.,Camp Talek, Massai Reserve

Hoffnungen, wie groß ihr auch wart, ihr seid wieder einmal ins Wasser gefallen! Als es dämmerte, war kein Löwe am Zebra, aber diesmal war wenigstens auch das Zebra verschwunden. Im taufrischen Gras finden wir bald eine Spur. Löwen haben das Zebra weggeschleppt, die Schleifspur ist deutlich zu sehen. Der scharfe Huf des toten Zebras ritzte langgezogene Kratzer in den Boden, er verriet den Weg der Raubtiere. Das feuchte Gras ist niedergedrückt, der Tau ist blutig, dort wo sie ihre Beute schleppten. In der Nähe zieht sich die „Donga" hin, dorthin weist die Spur. Vorsichtig folgen wir ihr bis zum Dickicht, und dort, unter Gebüsch versteckt, finden wir auch bald das Zebra – besser gesagt ein Stück davon. Ein großer Teil fehlt bereits. Auf Ndolos Rat hin ziehen wir uns leise zurück und setzen uns im Schutz eines geeigneten Busches in den Hinterhalt. Ndolo vertraut darauf, dass die Löwen in Kürze für den hier versteckten Zebrarest zurückkehren. Nur kehrten sie, wie gewöhnlich, nicht zurück. Fast bis Mittag hocke ich hier unter dem Busch. Aber ich bereue es nicht, denn ich habe meine Freude an zwei wunderschönen Servalkatzen. Der Serval ist eine luchsartige Katzenart. Sein Fell ist schwarz gepunktet auf gelbem Grund. Manchmal kommt zwar auch ein Serval mit kohlrabenschwarzem Fell vor, aber recht selten. Umso größer ist also meine Freude, als ich in meinem Hinterhalt hinter dem Busch einen schönen schwarzen Serval erblicke! Leider kann ich nicht auf ihn schießen, schließlich warte ich auf „jemand anderen". Ich konnte die schwarze Katze auch nicht lange beobachten. Nach einer kurzen Wendung kehrt sie wieder in das Dickicht der „Donga" zurück. Kurz darauf erscheint der andere Serval. Diesmal ein gewöhnliches, gepunktetes Exemplar. Dieses hat es glücklicherweise nicht so eilig wie sein rußiger Kumpan. Eine gute Weile unterhält es mich, ich kann es nach Herzenslust betrachten, jede seiner Bewegungen studieren. Eine ordentliche Schar kleiner Vögel fliegt hier- und dorthin auf dem Boden; auf den niedrigen Gebüschzweigen, an Unkrautbüscheln picken sie herum. Von diesen möchte der Serval einen fangen. Nur ist das gar nicht so einfach, wie er gehofft hatte. Auf dem Bauch gleitend, schleicht er sich schlangenartig an die Vögel heran, dann schnellt er mit einem blitzartigen Sprung hinter ihnen her – aber vergebens! Der Vogel entwischt ihm immer. Es sieht fast so aus, als ob die winzigen Vögel die Katze nur necken, zum Narren halten würden. Der Serval mag wohl auch so denken. Er wird des unvernünftigen Herumspringens müde und trollt sich geschlagen. Auch ich werde des Löwenansitzes müde und beginne mit meinen Leuten zu beratschlagen, was wir nun tun sollen. Solche Konsilien sind immer langwierig und kompliziert, da sie zum großen Teil nur mit Hilfe von Zeichen ablaufen. Meine Suaheli-Sprachkenntnis ist noch sehr bescheiden. Schließlich fassen wir folgenden Entschluss: Wir ziehen das verbliebene Zebrastück unter dem Busch hervor auf eine geeignete Lichtung, wo es bis zum Abend vor den Geiern bewacht werden wird. Währenddessen zimmert Ndolo neben dem Aas wieder eine „Boma" (ein aus Zweigen errichtetes Versteck) zusammen, in die ich bereits im Laufe des Nachmittags einziehen werde und – wenn nötig – bis zum nächsten Morgen nicht mehr daraus heraustrete. Dass die Löwen für den hier gelassenen Zebrateil zurückkehren, das nehme ich nun auch als sicher an. Die Frage ist nur, kommen sie vor dem Dunkelwerden? Und wenn sie erst nachts kommen, gelingt es mir bei diesem schwachen Mondschein, auf sie zu schießen? Eine staunenswerte Kraft muss der Löwe haben! Er hat das etwa drei Zentner schwere Zebra so zur fast 400 Schritte entfernten Donga weggetragen, wie ein Vorstehhund den Hasen. Ich kehre ins Lager zurück, setze mich ins Auto und fahre recht weit weg, um ein neues Zebra zu schießen. Um drei Uhr bringe ich es auch und schaffe es sofort neben die in der Zwischenzeit fertiggestellte „Boma". Auch die Schwarzen, die den alten Kadaverrest bewachten, löse ich ab. (Es ist nicht ratsam, dieselbe Wache länger als einige Stunden draußen zu lassen. Sie schlafen unweigerlich ein, und währenddessen fressen die Geier das Zebra ungestört auf.) Es hat angefangen zu regnen. Ich sitze hier in meinem Zelt und warte, dass die Zeit vergeht. Vor fünf Uhr lohnt es sich nicht, in die „Boma" umzuziehen.

Für heute verspricht der Ansitz ohnehin aussichtslos zu werden. Wenn sie nicht gerade in der Dämmerung kommen, kann ich heute sowieso nicht mit den Löwen sprechen. Der Himmel hat sich grau bezogen, es wird eine dunkle Nacht werden, ich werde nicht einmal das Ende des Gewehrlaufs sehen, geschweige denn den Löwen. Als ich gegen fünf Uhr hinaustrotte, nieselt es immer noch. Schwefelgelbe Gewitterwolken türmen sich aufeinander. Als ich in die Nähe des Ansitzplatzes gelange, winken mir die Leute, die das Zebra bewachen, aufgeregt zu. Was mag wohl geschehen sein? Sie empfangen mich damit, dass vor kaum einer Viertelstunde ein gewaltiger Löwenmann aus dem Dickicht der „Donga" hervorkam, sich hinsetzte und das Zebra eine gute Weile betrachtete. Dann, ohne jeden ersichtlichen Grund, zog er sich wieder in das Bachbett zurück. Ich verfluche mich dafür, dass ich nicht früher hinausgekommen bin! Die Leute haben sich bestimmt erschreckt, Lärm gemacht und das Raubtier zurückgescheucht, das nun jedenfalls die Dunkelheit abwartet, bevor es einen neuen Versuch unternimmt, seine Beute zu erlangen. Aus der Rede der Schwarzen ist unzweifelhaft, dass sie den vielerwähnten Schwarzmähnigen gesehen haben. Und ich habe währenddessen in dem kaum eine halbe Stunde entfernten Lager gefaulenzt! Ich jage die Beobachter eilig nach Hause, dann ziehen wir uns mit Ndolo in die „Boma" zurück und warten auf das Glück. Der Regen hört auf, die Wolken reißen auf, vielleicht klärt es sich bis zum Abend sogar noch auf. Etwa 150 Schritte von uns entfernt zieht sich die „Donga" hin, in der ich die Löwen neulich verschwinden sah und in die sie das gestrige Zebra hineingeschleppt hatten. Eine Stunde lang liegen wir bereits regungslos da, ohne irgendetwas zu bemerken. Die Sonne ist von ihrem Himmelsweg heimgekehrt, sie ist im Begriff sich schlafen zu legen, eine Hälfte von sich hat sie bereits in ihr in Purpur gebettetes Lager versenkt. Ein blasser Regenbogen wölbt sich über dem östlichen Horizont, die Bäume glänzen von den an ihnen schaukelnden Regentropfen, die Luft hat einen Geruch nach feuchter Erde. Aber was war das? Mit gespannter Aufmerksamkeit horchen wir. Aus der Tiefe der Ausspülung hören wir einen unkenntlichen, eigenartigen Laut. Von der Art, als ob jene große rufende Kröte oder irgendeine Eulenart gerufen hätte... Flüsternd beratschlagen wir mit Ndolo, ob es eine Kröte, ein Vogel oder ein Löwe sei, als das rufende Geräusch zu einem ganz leisen, stöhnenden Schnurren vertieft... Jetzt sind wir uns im Klaren, dass wir keine Kröte hören und keinen Vogel. Die aus ihrer Tagesruhe erwachenden, sich auf ihren nächtlichen Streifzug vorbereitenden Löwen rufen einander im Dickicht der Ausspülung! Mit beklemmtem Herzen beobachten wir das reißend schwindende Licht, machtlos schauen wir der sinkenden Sonne zu, wie sie unerbittlich auch ihren letzten, hier draußen vergessenen Strahl einzieht. Wenn sie doch nur hervorkämen, bevor die Nacht die Bühne völlig verhängt! Aber vergebens halten wir die Sonne auf, vergebens treiben wir die Löwen zur Eile an. Von Minute zu Minute wird es dunkler, die Löwen aber rühren sich nicht. Sogar. Sie sind wieder verstummt. Vielleicht haben sie vorhin nur im Schlaf geseufzt. Sie haben ja Zeit. Ihr Geschäft ist nicht eilig, vor ihnen liegt die lange Nacht! ...Aber jetzt beginnen sie wieder: Krötenstimme, Eulenstimme, einige leise Seufzer – dann plötzlich, donnerartig, brechen sie in ein solches erderschütterndes Gebrüll aus, dass uns fast der Atem in der Kehle stecken bleibt ...

A nagykudu

Fejét elcsúfították a hiénák . . .

A n g a l i a B w a n a! – k v e n d a! - flüstert Ndolo. - Vorsicht Herr – sie kommen! Fast fallen mir die Augen heraus, so sehr strenge ich sie an, aber gewiss sehe ich schon gar nichts mehr. Ich probe das Zielen. Schießen könnte man noch. Wenn sie jetzt hervorkämen, könnte ich vielleicht noch mit ihnen fertig werden... Aber sie kommen nicht. Ihr gewohntes Verslein brüllen sie ab, dann schweigen sie wieder tief. Noch einige Male wiederholt sich dieselbe Nervenprobe. Aber immer noch brüllen die Löwen vom Grund der Ausspülung her. Sie müssen die Nacht über sehr satt geworden sein, dass sie sich so schwer dazu entschließen können, aufzustehen. Es wird dunkel. Das fünf Meter vor mir liegende Zebra sehe ich zwar noch, aber es erscheint nur noch als einfarbige, schwarze Masse, seine weiß-schwarzen Streifen hat das Dunkel zu eins verschmolzen. Die Löwen schweigen hartnäckig. Eine Viertelstunde ist es schon her, dass sie keinen Laut von sich gegeben haben. Am westlichen Himmel ist die Nacht immer noch nicht Herr geworden. Dort lagert noch ein blasses Grau auf dem Rand der Erde, als ob wir eine in Lampenlicht schwimmende Stadt dort vermuten würden. Eins nach dem anderen schlagen die Sterne ihre Augen auf. Zebras wiehern, hier und da kläfft eine Hyäne... Ganz vorsichtig nehme ich den mitgebrachten Zwieback hervor, beginne ihn zu kauen; aber in der großen Stille knackt er so, dass es fast wie Trommelwirbel klingt. Ich wage gar nicht mehr hineinzubeißen, ich drücke ihn nur mit meiner Zunge auseinander. Der neben mir liegende Ndolo macht nun ein kaum hörbares Pst-Geräusch... Ich weiß, was das bedeutet, ich weiß, dass er etwas sieht, und was er sieht, ist auch nicht schwer zu erraten. Mit aller Kraft meiner Augen versuche ich das Dunkel zu durchbohren – vergeblich. Mit den Schwarzen kann ich nicht wetteifern. Sie sehen in tiefer Nacht wie die Eule. Das Auge des weißen Mannes ist ein billiges Instrument im Vergleich zu ihrem. Sprechen kann man jetzt nicht, nicht einmal flüstern. Aber die kauernde Haltung meines Begleiters, sein zu einer Statue erstarrter Kopf verrät, dass der, auf den wir warten – naht! Jetzt sehe ich ihn auch. Ein gewaltiger schwarzer Schatten – lautlos bewegt er sich um das Aas herum. Mein Mund ist voll mit Zwieback, aber ich wage nicht einmal zu schlucken. Ich fürchte, dass der „große Herr" es hört. Obwohl zwischen uns kaum einige Schritte Abstand sind, herrscht vollkommene Stille. So klanglos schleicht das schwerleibige Tier dahin, es scheint fast ein Gespenst zu sein. Leises Scharren: jetzt hat er das Zebra berührt, er will es wegziehen... Zentimeter um Zentimeter hebe ich die Waffe an mein Gesicht. Eine ungeschickte Bewegung: der Gewehrkolben stößt gegen das an meinem Hals hängende Fernglas. Mit einem heiseren Ausstoßen springt der Löwe vom Aas weg. Er hat mich bemerkt! Alles ist zu Ende! Die Sache so zu verpfuschen – Der große schwarze Schatten schwankt jedoch wieder dort beim Aas herum ... Es ist also nichts passiert. Ihn hat nur das ungewohnte Klopfen unerwartet getroffen. Jetzt reißt er wieder einmal am Zebra. Er beißt auch ordentlich hinein – unter seinen Zähnen knackt der Zebraknochen. Die Waffe ist an meinem Gesicht. Aber der Löwe steht jetzt gegenüber, so ist der Schuss unsicher, ich muss warten, bis er die Flanke zeigt. Jetzt dreht er sich... In die Mitte des großen Schattens zielend, drücke ich ab. Ein markerschütterndes Gebrüll. Ich fühle, dass meine Kugel an die richtige Stelle gelaufen ist. Der Löwe springt zurück ins Dunkel, verschwindet vor meinen Augen. Er brüllt unaufhörlich, vor Schmerz und Wut mit furchtbarem Gebrüll. Ich sehe ihn nicht, ich höre nur, dass er sich an einer Stelle dreht, um sich schlägt, und sich dann langsam entfernend, mit immer leiser werdendem Stöhnen – nach meiner Schätzung – etwa achtzig Schritte weit wegschleppt. Von dort ist sein allmählich schwächer werdendes, immer selteneres Röcheln zu hören ... ... Die Stille lastet wieder auf uns.

K u f a - stellt Ndolo fest – „gestorben". Obwohl alle Zeichen darauf hindeuten, wage ich es doch noch nicht als sicher anzunehmen. Und wenn er auch dort wäre, ob er wohl wirklich ein Männchen ist oder ob nur meine Phantasie eine Mähne um seinen Hals wachsen ließ? Und wenn er ein Männchen ist, ob er es wohl ist, der große „Schwarzhaarige"? Tausenderlei Möglichkeiten jagen sich in meinem Kopf. Was sollen wir jetzt tun? Hinzugehen wagen wir nicht. Vielleicht lebt er noch und springt uns im Dunkeln an, oder aber seine lauernde Partnerin greift uns an. Wir senden Pfeifsignale in Richtung des Lagers. Drei aufeinanderfolgende scharfe Pfiffe – wir pflegen sie mit einer leeren Patronenhülse abzugeben – bedeuten laut

Vereinbarung „Auto". Aber sie antworten nicht. Offensichtlich ist es im Lager nicht zu hören. Ich halte das ungewisse Warten nicht länger aus. Mit bereitgehaltenem Gewehr klettern wir vorsichtig hinter den Dornen hervor. Still und schnell ziehen wir uns in Richtung des Lagers zurück, wo wir auch ohne jede Störung ankommen. Hier ist alles in großer Erregung. István, Stub, an der Spitze eines Haufens Leute kommen uns mit Laternen entgegen. Sie sagen, dass der Schuss bis hierher zu hören war, ja sogar das Aufbrüllen des verwundeten Löwen. Das Pfeifsignal haben sie jedoch nicht gehört. Wir beeilen uns, auf das Auto aufzuladen, damit brechen wir zum Schauplatz auf. Nur verfehlen wir in der großen Hast die Richtung, wir können den Ansitzplatz keinesfalls wiederfinden. Es gibt keinen Weg, auch keinen Pfad, an den wir uns halten könnten. Das Licht der Autoscheinwerfer verändert die Landschaft zudem so sehr, dass wir nur immer mehr verwirrt werden. Wir wenden uns, wir drehen uns, wir verirren uns völlig. Wir müssen ins Lager zurückkehren, um von dort aus erneut Richtung nehmen zu können. Aber jetzt finden wir nicht einmal mehr dorthin! Wir sind so viel hin- und hergefahren, es gibt schon so viele Reifenspuren kreuz und quer, dass eine halbe Stunde vergeht, bis wir die richtige Spur entwirren und auf ihr zum Lager zurückfinden. Von hier aus machen wir uns erneut in Richtung der „Boma" auf den Weg. Diesmal fahren wir gut. Wir finden den Ansitzplatz und das davor liegende Zebra. Jetzt biegen wir dorthin ab, von woher ich das Röcheln zuletzt gehört habe. Stub und ich sitzen auf den beiden vorderen Kotflügeln, mit entsichertem Gewehr. Im Inneren des Wagens kauert eine ganze Schar schwarzspeertragender Leute. Mit beklemmtem Herzen drehe ich die Suchlampe nach links und rechts. Punkt für Punkt, Gebüsch für Gebüsch wandert der Lichtstrahl ... Dort ist er! Er ist da! Kaum wage ich meinen Augen zu trauen. Dort liegt er, im Silber des Lampenstrahls – der schwarzmähnige Löwenmann! Wir springen vom Wagen. Auf die Seite gedreht, ausgestreckt liegt der König der Wildnis da. Seine herrschaftliche Zierde, die dichte schwarze Mähne, bedeckt in zottigen Fetzen seinen Hals, seine Schulter, seine Brust. Sein weit geöffnetes, glasig gewordenes Auge entzündet sich im Lampenlicht zu einem nussgroßen Smaragd. Zwischen seinem halb geöffneten Kiefer, unter seiner aufgeworfenen Lippe blecken furchteinflößend die fingerdicken Eckzähne hervor. Ein ungeheuer großes Tier. Zu sechst schaffen wir es kaum, ihn auf den Wagen zu ziehen. Bis wir ihn mit großer Mühe heraufgewuchtet haben, liegt er über den ganzen Wagen. Der große Lastwagen ist voll von ihm. Während des Aufladens hält Stub mit schussbereiter Waffe Wacht, damit uns ein eventueller Angriff des Löwenweibchens nicht unvorbereitet trifft. Gegebenenfalls mag es unter irgendeinem nahen Busch den Abtransport seines Herrn beobachten. Während wir dem Lager entgegenruckeln, geraten einige Zebras und Gazellen in den Lichtstrahl des Autoscheinwerfers. Als ob sie aus reinem Silber wären! Nur an der Stelle ihrer Augen glimmt je ein grünlich-rötlicher Lichtkäfer.

Sobald die Lagerfeuer auftauchen, bricht Jubel aus. Die unvermeidliche – zügellose Feier!

Die 5-6 Leute, die sich im Auto drängen, stimmen mit wildem Gebrüll das sogenannte Kabubi an, ein vereintes Freuden-, Kriegs- und Siegeslied. Sobald die im Lager Verbliebenen dies hören, geraten auch sie sogleich außer sich.

Muangi, der Fahrer, bläst ununterbrochen das Autohorn, aber zwischendurch „kabubi"-t auch er aus voller Kehle. Die Leute aus dem Lager rennen uns mit Fackeln und riesigen Triumphzweigen entgegen. An ihrer Spitze fuchtelt Ali, mein Diener, in beiden Händen einen blättrigen Besen von der Größe eines kleinen Baumes; er schreit gellend das „Kabubi" und führt die wilde Horde mit grotesken Bocksprüngen an. István, die Pfeife im Mund, im himmelblauen Pyjama, lacht inmitten des Tumults, während er sich den Bauch hält.

Der Wagen hält an. Man zieht mich vom Sitz, nimmt mich auf die Schultern – die Raserei erreicht ihren Höhepunkt. Kreischend schleppen sie mich um das Lager herum. Sie stolpern und torkeln mit mir in der Dunkelheit, lassen mich fast fallen, patschen mir auf den Rücken, drücken mir die Hand – „kabubi, kabubi, kabubi!!!"

Auch um das Lagerfeuer herum lassen sie mich „reiten". Auf ihren glänzend schwarzen Körpern spielt kupferrot der Schein der Reisigflammen. Wild funkelt das Weiße ihrer Augen, ihr spannenbreiter Mund schneidet quer durch ihr Antlitz. Vergeblich versuche ich sie zu beruhigen, mit ihnen ist jetzt nicht beizukommen.

Was wohl das arme Wild denken mag, das bisher friedlich hier in der Gegend unseres Quartiers graste? Dass es Hals über Kopf flieht, daran zweifle ich nicht. Ich weiß, dass in Antilopen-Kreisen diese schreckliche Nacht noch lange in Erinnerung bleiben wird!

... Endlich werden sie müde, setzen mich vor dem Zelt ab. Das Tanzen ist vorbei. Jetzt erst komme ich dazu, meine gewaltige Beute nach Herzenslust zu bewundern. Ich lasse zwei Scheiterhaufen vor dem Zelt errichten und lege den Löwen dazwischen. Ich hole meinen Lehnsessel heraus, setze mich darauf und betrachte den im Licht der lodernden Flammen aufgebahrten „Großherrn". Sein Blick ist bereits friedlich. Seine hochgezogene Lippe hat sich wieder über die Zähne gesenkt, das grimmige Zähnefletschen ist aus seinem Gesicht verschwunden. Er liegt auf dem Bauch. Zwischen seine ausgestreckten

Vorderpfoten hat er seinen schweren, zottigen Kopf gebettet. Wahrlich ein königlicher Toter! Oben auf dem Kopf und an den Wangen ist die Mähne gelb; über dem Nacken geht sie plötzlich in Kohlenschwarz über. Oben zieht sich der dichte, zottige Behang bis zum Widerrist, unten bis zur Brust, sogar auf die beiden Ellbogen ist je ein schwarzer Büschel gelangt. Auf der Brust ist die Mähne am üppigsten. Dort ist sie wie eine Art Brustpanzer; im Allgemeinen dürfte sie fast den Boden berührt haben.

So laut das Gelage eben noch war, so eine Stille ist nun wieder über das Lager eingekehrt. Nachdem sie den pflichtgemäßen Freudentanz vollführt hatten, haben sich die Schwarzen in ihre Lagerstätten zurückgezogen. Nur das monotone Summen des Mpisi ist zu hören, wie er neben seinem Kessel kauert und mein Abendessen zusammenbraut. Das Licht der beiden Scheiterhaufen wird schwächer, der zwischen ihnen ausgestreckte Löwe verschwimmt im Dunkeln. Ich sitze noch lange hier. Ich warte, bis die Feuer neben ihm erlöschen. Ich warte, bis der Koch herausruft, dass ich zum Essen kommen soll.

Dann folgt die übliche Zeit des Tagebuchschreibens. Beim Schein der Stalllaterne schreibe ich diese Zeilen. Löwengebrüll ist zu hören. Ob sie wohl nach ihrem verschwundenen Anführer rufen? Ob sie es bedauern, dass er beim nächtlichen Mahl fehlt? Bevor ich mich schlafen lege, gehe ich noch einmal zu ihm hinaus. Ich decke ihn mit einer Zeltbahn zu, damit ihn nicht der morgendliche Tau bedeckt, der schädlich für das Fell ist. Ich stelle auch eine Wache neben ihn, damit keine herumstreunende Hyäne an ihm kosten kann. Alle sind zur Ruhe gegangen, nur ich bin noch wach. Auch der „Fürst“ ruht draußen. Nur die alles erfüllende Ruhe der Stille und die Augen von Millionen Sternen wachen über ihm…

5 Jan., Camp Talek, Massai Reserve

Heute Morgen bin ich nicht aus dem Lager hinausgegangen. Ich habe den Vormittag meinem Löwen gewidmet. Zwischen sieben und acht Uhr habe ich ihn fotografiert. Später nämlich, sobald die Sonne herauskommt, muss er sofort abgehäutet werden; das Fell verdirbt leicht, wenn es von stärkeren Sonnenstrahlen getroffen wird. Ich fürchte, dass ich wegen der mangelhaften Beleuchtung keine vielversprechenden Bilder machen konnte. Ein solches Tier am nächsten Tag ist ohnehin nicht mehr so schön wie ein frisch erlegtes. Es ist zu Stein erstarrt, jede natürliche Biegung fehlt seinem Körper.

Sobald die Sonne scheint, beginnen wir mit dem Abhäuten. Unten an der Kehle und an der Brust kämmen wir die Mähne in Richtung des zu führenden Längsschnitts nach zwei Seiten, um nicht hineinzuschneiden. Mit meinem eigenen Kamm mache ich den „Scheitel“. Das abgezogene Fell misst von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze 340 Zentimeter.

István, der am Vormittag draußen an meinem gestrigen Ansitzplatz war, berichtet, dass die Löwen mein dort gebliebenes Zebra erneut weggeschleppt haben. Es scheint, als hätten sie sich nicht viel daraus gemacht, dass ihr Anführer dort sein Leben gelassen hat.

Ndolo erkundigte sich gerade, wie viel Trinkgeld ich als Belohnung für das gestrige „Kabubi“-Feiern zu zahlen gedenke? Das gehört also auch zur Feierlichkeit dazu. Es bleibt nichts anderes übrig, als eine Handvoll Kleingeld zu verteilen – dafür, dass sie mich in der Nacht so angenehm „reiten“ ließen.

Um vier Uhr nachmittags sitze ich wieder draußen im „Boma“, vor das ich das weggeschleppte Zebra zurückziehen ließ. Ich habe auch eine Decke mitgebracht, zwischen den vielen Dornen sitzt es sich so leichter. Auch etwas zum Beißen habe ich

mitgebracht, sogar etwas zum Lesen. Ersteres wird so schnell von Ameisen besetzt, dass es, bis ich es merke, bereits ungenießbar ist; es wimmelt nur so von unzähligen Insekten darin. Lesestoff habe ich mitgebracht, um meine Aufmerksamkeit ein wenig von dem abscheulichen Gestank abzulenken, den das vor mir liegende, in Verwesung übergehende Zebra verbreitet.

Ich lese gerade vertieft – es ist noch schönes helles Licht –, als Ndolo mich anstößt: szimba! – Löwe! Auf einen Schlag vergesse ich, was ich gelesen habe. Etwa zweihundert Schritte von uns entfernt, am Rand des „Donga", schimmert etwas Gelbes. Mein Fernglas zeigt mir, dass dort eine Löwin sitzt. Sie schaut zum Zebra hinüber. Der Wind weht uns entgegen, unser Geruch kann den Löwen nicht erreichen. Sie kann uns auch nicht sehen, so wie wir hinter dem Dornenverhau kauern. Sie muss gerade erst aufgewacht sein, denn sie gähnt immer wieder. Auch ihr Magen mag knurren, witternd hebt sie ihre Nase in Richtung des Zebras, dann nähert sie sich mit langsamen, schleichenden Schritten...

Entlang des „Donga", besser gesagt, sie kriecht hervor. Eng an den Boden gepresst schleicht sie dahin. Die sinkende Sonne beleuchtet sie herrlich. Ihr langer, schlanker Schwanz ist in ständiger schlangenartiger Bewegung; sie wedelt damit, genau wie ein Hund, wenn er Aussicht auf einen guten Brocken hat. Vielleicht schnalzt sie sogar mit der Zunge, so kitzelt ihre Nase der würzige Aasgeruch. Als sie auf etwa einhundertzwanzig Schritte herankommt, bleibt sie stehen. Sie dreht sich breitseitig und bietet ein leichtes Ziel. Aber ich will noch nicht auf sie schießen, sie kommt ja ohnehin zum Aas. Zumindest kann ich sie noch betrachten und dann einen umso sichereren Schuss abgeben.

Die Löwin dreht sich jedoch unerwartet um und verschwindet im Wassergraben. Ich ärgere mich, dass ich nicht auf sie geschossen habe. Jetzt hat sie bestimmt Wind bekommen und kommt bei Tageslicht nicht mehr hervor. Wohl zehn Minuten lang mag ich mich innerlich verfluchen, als sie genau dort, wo sie verschwand, wieder zum Vorschein kommt. Sie setzt sich hin, schaut gierig zum Zebra, leckt sich die Lippen und gähnt so heftig, dass man es bis hierher hört. Ich nehme sie ins Visier, obwohl Ndolo flüsternd darauf beharrt, ich solle nicht schießen, sie käme sowieso vor uns hin. Aber ich möchte die zweite Gelegenheit nicht auch noch versäumen. Auf die Mitte ihrer Brust zielend, drücke ich ab. – Sie brüllt auf, wirft die Vorderseite hoch, steht einen Moment lang wie eine Kerze auf den Hinterbeinen, stürzt dann rücklings ab und rollt zurück in den Wassergraben. Noch ein, zwei Knurrer sind aus dem „Donga" zu hören, dann ist es still.

István elefántja (márc. 18.)

– Kuisa kabisa – sagt Ndolo – „es ist vorbei“.

Nach kurzem Warten kommen wir aus unserem Versteck hervor und wagen uns bis zum Rand des „Donga“. Wir umgehen das Gebüsch von hier und von dort. Wir werfen Steine und die verschiedensten Schimpfwörter in den „Donga“ – aber die Löwin antwortet nicht. Ich versuche Ndolo dazu zu bewegen, dass wir ihr hinterherklettern, jetzt wäre es noch hell genug! Aber dazu ist er um keinen Preis bereit.

– Bája száná, bája száná – wiederholt er – „sehr schlecht, sehr schlecht!“ – tomorrow, tomorrow. „Morgen, morgen.“ (Dies ist sein einziges englisches Wort, auf das er überaus stolz ist und das er, sobald sich die Gelegenheit bietet, unzählige Male wiederholt.)

Nach langwierigem Abwägen wagen wir uns doch einige Schritte tiefer hinein. Aber dort unten in der Tiefe des Wassergrabens verflechten armdicke Lianen das Dickicht, und es ist so dämmrig, dass weiteres Experimentieren Wahnsinn wäre. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Suche auf morgen zu verschieben. Dass die Löwin verendet in der Tiefe des „Donga“ liegt, dessen bin ich mir sicher. Wir kehren also zum „Boma“ zurück. Das weitere Ansitzten ist zwar aussichtslos, dennoch bleibe ich noch hier draußen. Hier ist der Abend doch interessanter als drinnen im Zelt.

Wir hatten uns am Ansitzplatz noch gar nicht richtig eingerichtet, während wir uns laut unterhielten, als Ndolo auszischte: Ngini szimba! („Ein anderer Löwe!“) Genau dort, wo die vorige auftauchte, regt sich ein neuer gelber Fleck! Doch die Beleuchtung nimmt bereits stark ab. Den Löwen erkenne ich zwar noch. Ich sehe auch, dass er mit vorsichtigen, zögernden Schritten direkt auf uns zuhält. Ob Männchen oder Weibchen,

das kann ich nicht mehr sicher ausmachen, doch halte ich ihn eher für eine Löwin. Schnell montiere ich das Zielfernrohr auf mein Gewehr (tagsüber benutze ich es nie), damit geht das Zielen noch recht leicht.

Der Löwe mag kaum noch hundert Schritte entfernt sein, als er plötzlich, wie vom Erdboden verschluckt, verschwindet. Im ersten Moment verstehe ich nicht, wo er geblieben sein könnte, doch dann bemerke ich, dass er sich hinter einem niedrigen Busch bewegt. Er kommt jedoch nicht hervor; hinter dem Busch mag er sich wohl hingelegt haben. Das Fadenkreuz des Zielfernrohrs tanzt auf dem Gebüsch, ich halte den Finger am Abzug; sollte der Löwe gelb hervorblitzen, würde ich sofort schießen ...

Aber er blitzt wahrlich nicht gelb hervor. Es dämmert rasend schnell. Der Busch verliert sich im Dunkeln, ich kann ihn selbst mit dem Fernrohr nicht mehr anvisieren. Zu allem Überfluss bewölkt es sich. Es beginnt zu nieseln, Blitze spielen in der Ferne, das Grollen eines herannahenden Gewitters ist zu hören. Ein starker Wind kommt auf, lässt den Baum und den Ansitzplatz erzittern. Ein solches Rauschen entsteht, dass man kaum noch hören, geschweige denn sehen kann.

Wohl eine halbe Stunde vergeht. Es wird dunkel um uns herum. Die Blitze werden immer heller, immer bedrohlicher donnert der Himmel. Das Unwetter kommt. ... Jetzt – als wäre Bewegung am Aas –, aber der Wind heult so sehr, dass ich es mir vielleicht nur einbilde... Ein greller Blitz: Im momentanen Licht steht eine große silberne Gestalt neben dem Aas! Hier ist der Löwe, nur wenige Schritte vor mir! Häufiger zucken die Blitze. Jedes Mal erblicke ich den Löwen, seine glänzenden Augen blitzen mich an... aber dieser Moment ist so kurz, dass es zum Zielen nicht reicht. Jetzt – noch ein zweites Augenpaar blitzte im Hintergrund auf. Sie sind bereits zu zweit ... Bei jedem Blitz reiße ich das Gewehr hoch, aber ich komme immer zu spät. Mit dem Blitz ist es schwer, „Schritt zu halten".

Schließlich gelingt es doch. Eher instinktiv werfe ich den Schuss hin... Ein Schmerzensschrei – und – Stille. ... Dann kracht und grollt der Himmel über mir, der Wind pfeift, der Regen strömt, das Gewitter ist da. Ich schlage vor, lass uns nach Hause gehen, warum sollen wir hier klatschnass werden. Aber die Leute zögern. Zwei verwundete Löwen lauern um uns herum; das ist ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack.

– Bája száná, bája száná (sehr schlecht), wiederholen sie. Der Regen bringt sie schließlich doch zum Aufbruch. Obwohl ihre natürliche Bekleidung wasserdicht ist, eignet sie sich für solches Wetter dennoch nicht. Wir rappeln uns auf und ziehen uns mit großer Vorsicht aus der „Gefahrenzone" zurück. Wir kommen unbehelligt zu Hause an. Der Regen hört auf. Unser Abendessen nehmen wir schon wieder unter freiem Himmel ein. Hinter den aufreißenden Wolken drängen nacheinander die Sterne hervor. Es ist ein friedlicher, balsamsüßer Abend nach dem Regen. Die Frösche und Grillen veranstalten ein großes Musizieren. Sonst ist kein Laut zu hören.

6 Jan., Camp Talek, Massai Reserve

Es dämmert kaum, als ich aufbrechen will, aber die Leute vertrödeln wieder die Zeit. Jeden gottverdammten Morgen muss ich mich mit ihnen streiten. Mit allerlei dämlichen Ausreden zögern sie den Aufbruch hinaus, nur damit sie das Lager nicht vor der Morgendämmerung verlassen müssen. Dadurch verliere ich natürlich immer zehn bis fünfzehn Minuten der geeignetsten Löwenjagdzeit, die bekanntlich bei Tagesanbruch ist. Dieser viertelstündige Verlust hat mich heute eine Löwenhaut gekostet!

Als ich mich dem Schauplatz der gestrigen Ereignisse nähere, fallen mir schon von weitem die Geier ins Auge, sie haben bereits die Zebra-Überreste besetzt. Und etwa hundert Schritte weiter drängt sich noch eine andere Geiergesellschaft! Worüber raufen die sich denn dort? Schlimmes ahnend, nehme ich die Beine in die Hand und eile auf die Geier zu. Ich verscheuche sie.., Zu spät gekommen! Dort liegt mein im Blitzlicht erschossener Löwe, besser gesagt, dessen völlig entstellte Überreste! Er liegt auf dem Rücken. Seine kahl gefressenen Rippen ragen hässlich nach oben. Nur noch Kopf, Beine, Schwanz und ein Streifen Rückenfell sind vorhanden, den Rest haben die verfluchten Geier aufgefressen! Da diese ekelhafte Brut mit Sonnenaufgang erwacht, kann es höchstens eine Viertelstunde her sein, dass sie sich über den Löwen hergemacht haben. Ich habe es also ausschließlich unserem verspäteten Aufbruch zu verdanken, dass die schöne Löwenhaut unbrauchbar geworden ist. Ich stehe hier wie vor den Kopf geschlagen und sehe mit geballten Fäusten auf das ruinierte Fell. Im ersten Moment weiß ich gar nicht, wen ich mehr beschimpfen soll, die Leute oder die Vögel, von denen Hunderte über meinem Kopf kreisen und sich sicher sogar noch empören, weil ich ihr Frühstück gestört habe!

Es tröstet mich nur, dass eine Löwin das unglückliche, von Vögeln zerfressene Tier war. Wie viel ärgerlicher wäre es gewesen, wenn das Fell eines männlichen Löwen auf diese Weise verloren gegangen wäre. Die Einschussstelle finde ich noch: Er erhielt die Kugel auf das Schulterblatt und kam nicht weiter als hundert Schritte. Als wir gestern Abend mit beklommenem Herzen aus dem „Boma“ abzogen, muss er schon längst verendet in unserer Nähe gelegen haben. Aber sich nachts mit einem verwundeten Löwen anzulegen, ist ein unvernünftiges Unterfangen. Wir schlagen den Kopf ab; vielleicht gelingt es mir irgendwie, ihn ausstopfen zu lassen, wenn ich erst einmal wieder zu Hause bin. An der Kehle fehlt zwar das Fell völlig, aber vom Bauchteil ist ein weißlich behaartes Stück übrig geblieben. Das nehme ich mit; daraus gelingt es dem Tierpräparator vielleicht noch, eine Kehle zu modellieren. Sogar die Krallen schneide ich heraus. Den Rest lasse ich dort.

Dann machen wir uns auf die Suche nach dem anderen Löwen, den ich gestern noch bei Tageslicht am Rand des Wassergrabens angeschossen habe. Wir finden nur wenig Blut am Tatort, und es gelingt uns nur mit großer Mühe, der Spur bis zum Grund des Abgrunds zu folgen. Das Astgewirr ist entsetzlich dicht und dornig, wir können uns nur auf dem Bauch kriechend vorwärtsbewegen. Am Boden des „Donga“ verlieren wir die Blutspur völlig. Die Sache gefällt mir ganz und gar nicht, denn ich war mir sicher, dass wir den Löwen bald finden würden. Wir schauen hierhin und dorthin, blicken in jeden Winkel des „Donga“. Plötzlich bückt sich einer meiner Schwarzen und hebt ein Blatt auf, das mit ganz frischem, flüssigem Blut getränkt ist. Es ist nun unzweifelhaft, dass der Löwe noch am Leben ist und sein Krankenlager erst vor Kurzem verlassen hat, als er unser Kommen hörte.

ELEJTETT GNÚ-BIKA
(dec. 1.)

Mit einem Schlag ändert sich die Situation. Die Schwarzen, die bis dahin arglos geplaudert hatten, hin- und hergingen und unter die Büsche spähten, ziehen sich nun bescheiden und wortlos hinter den Schutz meines Gewehrs zurück. Sie schneiden entsetzlich klägliche Gesichter und hätten große Lust, nach Hause zu gehen! Gemeinsam mit Ndolo und Muindi setzen wir zu dritt die Suche fort. Zwei von uns haben Gewehre in der Hand, Muindi ein Beil mit langem Stiel. Wir dringen kaum wieder in das Dunkel des Wassergrabens ein, als der verwundete Löwe mit entsetzlichem Gebrüll unter einem der Büsche hervor auf uns zu springt... Er macht nur einen Sprung, unterwegs hat er es sich offensichtlich anders überlegt, denn etwa drei Meter vor mir kauert er sich hinter einen umgestürzten Baum, brüllt uns von dort aus an und schlägt wütend mit dem Schwanz... Kopf und Brust werden durch den Baum verdeckt, ich sehe nur sein Hinterteil; darauf will ich in einer so kritischen Situation nicht schießen – also warte ich mit an die Wange

gehobener Waffe darauf, dass er sich bewegt. Doch Ndolo verliert die Fassung. Er springt zur Seite und schreit aufgeregt: Piga, piga! – „schießen! schießen!“ – und da er sich nicht beherrschen kann, feuert er mein Reservegewehr auf den Löwen ab. Er trifft jedoch stattdessen den umgestürzten Baum, woraufhin der Löwe einmal knurrt und zurück ins Dickicht verschwindet. Mich packt der Zorn, und so gut es meine Kenntnisse der Swahili-Sprache erlauben, fange ich an, Ndolo zu beschimpfen, weil er es gewagt hat, vor mir zu schießen. Ndolo, der sonst keineswegs feige ist, nimmt die Zurechtweisung sehr übel. Er übergibt sein Gewehr an Muindi und erklärt, wenn man ihn für feige halte, dann gehe er lieber nach Hause, Muindi solle es an seiner Stelle machen.

Ich halte es für besser, mich schleunigst auf die Lichtung zurückzuziehen. Aufgeregte Gemüter verursachen in solchen Momenten nur Unheil. Als sich dann alle beruhigt hatten, klettern wir erneut hinein und nehmen die Spur auf. Wir kriechen kaum einige Meter weiter hinein, da geht das Vergnügen schon wieder los. Mit nervenzerfetzendem Gebrüll greift der Löwe an. Als sich das Gitterwerk der Äste vor mir teilt, schieße ich ihm sofort mitten ins Gesicht. Er fällt auf den Bauch, rappelt sich aber wieder auf und zieht sich unter das Gebüsch zurück. Ich schieße noch zweimal dorthin, aber das dichte Zweiggeflecht fängt die Kugeln ab. Das schwerkranke Tier hat sich nun in ein völlig undurchsichtiges, dickes Dornengebüsch zurückgezogen. Er röchelt hier vor mir, aber ich sehe nicht einmal eine handbreit von ihm. Wir warten. Nicht lange. Der Löwe hört auf zu röcheln. In der Hoffnung, dass er verendet ist, krieche ich an das Dornengebüsch heran. Doch von dort höre ich wieder seinen kurzen, hastigen Atem... Ich versuche es auch von der anderen Seite, ob ich von dort aus zu ihm hineinsehen kann. Als ich schon dort bin, röchelt er mich so an, dass ich wieder zurückspringe. Erblicken kann ich ihn jedoch auch jetzt nicht.

In respektvollem Abstand beraten wir über das weitere Vorgehen. Wir bemerken, dass ein gewaltiger, vorspringender Ast genau über die Dornenfestung ragt, unter der sich der Löwe verbirgt. Muindi klettert, ordentlich mit Steinen bepackt, mit Katzenfertigkeit auf den Ast hinaus und bewirft von dort aus das unter ihm kauernde Raubtier mit Steinen. Aber der Löwe hat die Lust zum Angreifen verloren. Er knurrt nur gelegentlich heiser gegen den herabfallenden Stein, ohne sich auch nur einen Schritt zu rühren. Dann gibt Muindi vom Baumwipfel aus Zeichen, dass er ihn schon sehe, ich solle hochkommen und ihn von dort aus erschießen! Das ist leichter gesagt als getan. Seit meinen Tagen als Baumkletterer habe ich diesen Sport nur wenig praktiziert. Dennoch gelingt es mir mit großer Mühe, hinaufzuklettern. Auf dem Ast, der von unten dick aussah, auf dem man aber, wenn man darauf sitzt, feststellt, dass er umso dünner ist, balanciere ich schwankend hinter Muindi, der unablässig auf den Löwen zeigt: dort ist sein Kopf – dort sein Herz – schieß ihn tot – schieß ihn tot – ich hingegen sehe gar nichts! Muindi erklärt nun, dass er der Sache nachhelfen werde. Mit größter Seelenruhe (sobald sie auf einem Baumwipfel sind, beruhigen sie sich sofort) hakt er sein Messer ab, das an seiner Halskette hängt, und schneidet einzeln die Zweige ab, die vor mir dicht stehen. Durch die so entstehende Lücke erblicke ich nun auch den Löwen.

Der sich hinter mir festklammernde Ndolo reicht mir mein Gewehr. Dann umklammert er meine Taille, damit mich der Rückstoß des Schusses nicht aus meiner unsicheren Position bringt. Auf den Knall folgt ein gurgelndes Röcheln, dann ein immer leiser und seltener werdendes Winseln... Der Schuss saß gut. Wir warten noch eine Weile dort oben. Als das Schnaufen aufhört, lassen wir uns vorsichtig vom Baum herab. Wir hocken uns hin. Wir legen uns auf den Bauch. Wir sehen nichts! Dabei sind wir nur noch zwei Meter vom Löwen entfernt! Muindi sagt: „Dort ist sein Auge! Er schaut nicht mehr!“ – kufá (gestorben). Im nächsten Moment springt Ndolo auf: Hapana kufa! (nicht gestorben!) Wir springen alle drei zurück. Laut Ndolo „schaut sein Auge noch“! Wir schneiden eine lange

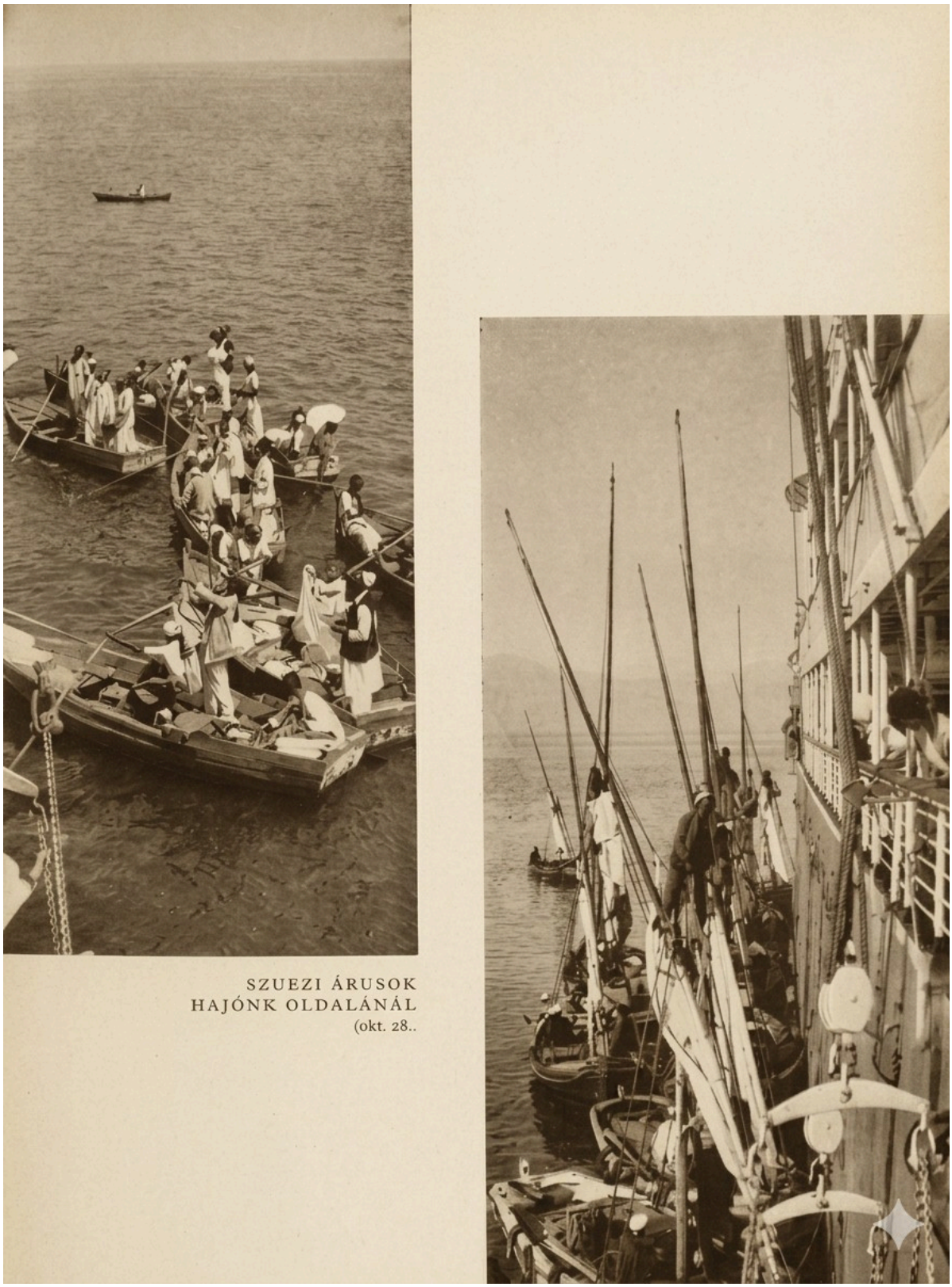
Stange. Muindi beginnt damit, die Nase des Löwen zu kitzeln. Er rührt sich nicht. Endlich! Nun stimmen wir alle drei überein: kufa!

Wir müssen Büsche und kleinere Bäume weghacken, um zu ihm hineinzuschlüpfen. Ich fotografiere ihn so, wie er ist, nachdem wir zuvor eine Lücke in das Blätterdach schlagen mussten, damit das nötige Licht hineindringen kann. Schließlich müssen wir sogar einen Pfad freischlagen, auf dem wir ihn ans Tageslicht ziehen können. Eine sehr große Löwin. Mein gestriger Schuss traf mitten in die Brust, genau dorthin, wo ich ihn haben wollte. Die Löwin muss jedoch etwas seitlich gedreht gesessen haben, denn die Kugel rutschte, nachdem sie die linke Schulter zertrümmert hatte, ab und lief nicht nach innen, sondern an ihrer Seite unter der Haut entlang. Mittags erreiche ich das Lager mit einer guten und einer ruinierten Löwenhaut sowie einer unvergesslich spannenden Jagderinnerung.

Am Nachmittag zieht ein wohltuender Schauer auf. Prasselnd schlägt er auf die Zeltplane; lesend und Pfeife rauchend liegen wir darunter, gegen fünf Uhr hört es auf; aber ich bleibe zu Hause und behandle die Häute. Es ist dunkel geworden. Es ist ein stiller, warmer Abend. Jetzt beende ich meine heutige Beschreibung. In der Ferne brüllt ein Löwe. Ein Leopard „hustet" im nahen Bachbett. Ich lege mich schlafen. Heute habe ich mir die Ruhe verdient.

7 Jan., Camp Talek, Massai Reserve

Den ganzen Vormittag war ich unterwegs. Aber ich traf nur auf Warzenschweine. Drei davon habe ich auch geschossen, einer davon hat besonders starke Hauer. Ich stieß auch auf neue Löwenspuren. Für den Abend würde es sich lohnen, ein Zebra-Aas hinauszubringen. Am Nachmittag hingegen haben wir auf den nahen großen Ebenen „herumgeballert"! Wir brauchten Fleisch für die Löwen, für unsere Leute sowie für uns selbst. Im Vergleich zu unseren heimatlichen Vorstellungen muss man hier auf ganz unwahrscheinlich große Entfernungen schießen. Das Wild ist zu Tode erschreckt, misstrauisch, schreckhaft. Die Zebratrupps springen auf 300-400 Schritte ab. Sie grasen immer mitten auf den großen offenen Flächen, wo es überaus schwer ist, in ihre Nähe zu gelangen. Auch heute bin ich lange um sie herumgeschlichen, bis ich drei erlegen konnte. Zwei bestimmte ich für die Löwen, eines für die „Personalküche". Später erlegte ich noch einen Thomson- und einen Grant-Bock für unseren eigenen Tisch. Es wäre mir nicht unrecht, wenn jemand anderes diese tägliche Zebrajagd für mich erledigen würde. Ich schieße schon so lustlos auf diese prächtigen Tiere. Es gibt kein saubereres, schmuckeres und ansehnlicheres Tier als das Zebra. Jedes von ihnen ist so formschön, so wohlgenährt wie ein gut gefüttertes, gut gepflegtes Paradepferd. Ihr schwarz-weiß gestreifter Rock glänzt so, als würde er täglich frisch gestrichen; ihre kurze, dichte Mähne sieht aus, als würde sie regelmäßig geschnitten. Es tut mir leid, ihre schönen sauberen Kleider mit Blut zu beflecken.



SZUEZI ÁRUSOK
HAJÓNK OLDALÁNÁL
(okt. 28..

8 Jan., Camp Talek, Massai Reserve

Sogar meine Zähne klapperten, in einer solch frostigen, matschigen Morgendämmerung wachte ich auf. Von einem der Köderzebras her war in der Nacht Löwengebrüll zu hören. Dorthin eilte ich. Ein großes Gelage muss dort stattgefunden haben. Der Dornenverhau, mit dem wir – um es vor den Geiern zu schützen – das Zebra abgedeckt hatten, war völlig zerstreut. Den Kopf, die Schienbeine und ein, zwei kleinere Überreste des Aas sammelten wir einzeln unter den verschiedenen Büschen hervor. Löwenspuren fanden wir dennoch nicht, nur die von Hyänen und einem Leoparden. Die zerstreuten Teile des Zebras – es

blieb nicht viel davon übrig – trugen wir an einer Stelle zusammen und deckten sie erneut mit einer dicken Reisighülle ab. Da mir das Fleisch jedoch zu wenig erschien, schoss ich noch einen Gnu; wir zerlegten ihn und schleppten ihn ebenfalls zu den Zebraknochen. Der Transport des Gnus war eine langwierige und mühsame Arbeit. Sonst pflegen wir ein solches Aas mit dem Auto zum ausersehenen Ansitzplatz zu schleppen, aber unser Wagen ist weg nach Narok, um Vorräte zu holen. Meine vier Begleiter waren bis zum Umfallen mit den Gnu-Teilen beladen.

Unter Ndolos Führung ließ ich zwei Leute beim Aas zurück, damit sie dort einen Ansitz zusammenbauten. Die heutige Nacht widme ich diesem Vorhaben. Vielleicht kehrt der Leopard, der letzte Nacht dort war, zurück. Die Sonnenstrahlen brannten bereits senkrecht auf meinen Kopf, als ich dem Lager entgegen schlenderte.

Ich ging über eine kahle, unendliche Ebene. Die Gegend war leer, nicht einmal zur Probe war ein einziges Stück Wild zu sehen. Sie hatten sich in die buschigen, schattigen Orte zurückgezogen, hatten die sonnengeschützten Gassen der „Dongas" aufgesucht. Sie hielten Mittagsruhe. Aber die ausgetrocknete Ebene ist auch dann nicht menschenleer. Zwischen dem niedrigen, kaum knöchelhohen Gestrüpp herrscht reger Betrieb. Fingerlange bunte Heuschrecken schreckten in großen Scharen vor jedem meiner Schritte auf. Violette und zitronengelbe. Mit einem eigenartigen Knattern, wie bunte Liliput-Flugzeuge, so surrten sie um mich herum auf. Sie flogen etwa zwanzig bis dreißig Schritte weit und ließen sich dann – wie ein angeschossener Vogel – mit zusammengefalteten Flügeln zurück ins Gras fallen. Als sie sich zum ersten Mal zeigten, dachte ich, es seien kleine Vögel. Sie glänzen im Flug so, als hätten sie bunte Federn.

Viele Arten schöner Schmetterlinge flattern hier ebenfalls. Am auffälligsten ist der große kohlenschwarze, dessen samtene Flügel von blau-grün schimmernden Streifen gemustert sind. Ich sehe auch einen, der unserem heimischen Schwalbenschwanz ähnelt, nur ist dieser doppelt so groß und noch viel prächtiger als der unsere. Ich bedauere wirklich, dass ich mich nicht auf das Schmetterlingssammeln vorbereitet habe. Aber so kann es mir wenigstens nicht passieren, dass ich einem Löwen begegne, wenn ich eventuell nur mit einem Schmetterlingsnetz bewaffnet wäre.

Gegen Abend kehre ich zu dem in der Zwischenzeit fertiggestellten Ansitz zurück. Diesmal steht das „Boma" nicht auf der Erde, sondern die Leute haben in der tief hängenden Astgabel eines ausladenden Baumes ein geschicktes Laubnest errichtet. Vor Schlangen müssen wir uns so weniger fürchten. Und das Wild bemerkt einen auch schwerer, als wenn wir auf der Erde sitzend lauern.

Wir richten uns ziemlich bequem im Nest ein. Ausstrecken kann man sich zwar nicht, aber mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, werden wir die Nacht wohl irgendwie überstehen. Wir sind zu zweit mit Ndolo. Wir sitzen niedrig, wir könnten leicht hinunterspringen. Der Baum ist schattig und dicht belaubt. Er hat große fleischige Blätter und an schnurartigen Stielen hängende, gänseeigroße Früchte – als wäre er mit dünnstieligen Keulen behängt.

Die Sonne sinkt. In Gestalt eines feurigen Talers versinkt sie hinter dem Rand der Welt. Zu flüssigem Gold, Rosa und Violett erwärmt sie die kalte Bläue des Himmels, auf dem bereits der weiße Geist des Mondes schwebt. Keine einzige Wolke zeigt sich. Eine helle Nacht kündigt sich an.

In der Krone einer nahen Mimose sitzt ein braunbäuchiger, weißköpfiger Schreiseeadler. Mit unbeweglichen Schwingen kreist sein Partner über uns, sein eigenartiger Ruf ist wie ein sanftes Flötenspiel, das von einem unbekannten Ort herüberkommt.

Eine endlose Ruhe dehnt sich um mich herum aus. Nicht einmal ein Grashalm rührt sich. In dieser Dämmerstunde verstummt die Wildnis so wunderbar. Die Stimmen der Nacht erwachen noch nicht, die des Tages hingegen sind bereits verstummt. Es herrscht jetzt eine Pause. Niemand, nichts wagt zu sprechen, um nicht die alles erfüllende Stummheit der Stille zu stören.

Der hinter mir kauernde Ndolo ist, als wäre er gar nicht da. Er ist ohnehin ein wortkarger Mensch, aber jetzt hockt er erst recht hier wie eine leblose Statue. Mit schwermütigem Antlitz blickt er unbeweglich ins Nichts. Vielleicht lauscht auch er der Stimme der Stille?

Denn die Stille ist der beste Freund des Menschen, und grenzenlos ist die Hilfe, die sie für uns bereithält. Schließlich können wir nur dann klar denken, wenn wir dem ernsten, friedvollen Blick der Stille ins Auge schauen. Von ihr erfahren wir, wie klein wir sind und doch wie groß. Zu Hause, in der heimischen „Markthalle", wird die Bezeichnung Mensch wahrlich entwertet. Dort sind wir nur noch „Berufstätige". Tischler oder Anwälte, Minister oder Straßenkehrer, Einbrecher oder Polizisten – Staubkörner im wirbelnden Getümmel des Lebens.

Doch in der Gesellschaft der Stille finden wir wieder zu uns selbst. Stille ist nötig, um das Universum zu spüren, um die Stimme der Ewigkeit hören zu können. Die Stille ist ein Bestandteil der Ewigkeit. Die Welt vergeht, aber die Stille bleibt bestehen; deshalb fühlen wir, dass unermessliche Kraft und unerreichbare Weisheit in der Stille verborgen liegen. In der Stille können wir uns nie täuschen, sie spricht immer mit der Stimme der Wahrheit zu uns. Aber auch sie duldet kein verlogenes Wort von uns. Die Stille lässt sich nicht betrügen. Menge und Lärm sind nötig, damit die Lüge gedeihen kann; die Stille erstickt die Lüge. Deshalb kommt diese erhabene Ruhe in der Einsamkeit der Wildnis über uns, denn die Stille – ist die Stimme Gottes.

Doch kehren wir zum Geschehen zurück. Inzwischen ist es dunkel geworden, keinerlei Wild hat sich gezeigt. Im Nest sitzend bin ich eingeschlafen.

Es mag gegen Mitternacht sein, als Ndolo mich weckt… Vor uns krachen Knochen, etwas speist am Aas… Obwohl es hell genug ist, kann ich nicht sehen, was es ist, weil der Schatten unseres Baumes genau auf die Stelle des Aases fällt. In den mondbeschienenen Teilen könnte ich den Besucher leicht erkennen, aber die schattigen Flecken sind von der Dunkelheit wie verhängt.

Vom Aas schleicht jetzt ein dunkler Schatten beiseite. Sobald er ins Mondlicht tritt, erkennen wir, dass es wahrlich nur eine gewöhnliche Hyäne ist. Sie steht unbeweglich da, ein stummes Gespenst. Dann wirft sie den Kopf zurück und ihr langgezogenes Geheul schwebt klagend zum Mond empor.

Sie mag in Gesellschaft sein, denn vom Aas ist immer noch Knochenknacken zu hören. Ndolo schüttelt das Laub über uns, woraufhin mit heiserem Schnauben etwa vier oder fünf Hyänen vom Aas wegspringen. Sie stehen hier rings um unseren Baum verteilt. Wenn sie ihre Köpfe hin und her drehen, sind ihre Augen kleine grüne Glühbirnen, die sie mal an- und mal ausschalten. Ihr hungriger Magen besiegt bald ihren Schrecken. Schon schleichen sie zu ihrem unterbrochenen Mahl zurück. Und zwar auf sehr listige Weise. Die Baumstämme zeichnen lange Schattenstreifen auf den mondhellen Platz – schmale, schwarze Fußwege. Entlang dieser Schattenpfade nähern sich die Hyänen; dort erreicht sie der Mondstrahl nicht, sie bewegen sich praktisch unsichtbar.

63: Sebesült varacskos kan

64: Gyanútlan zsiráfbika huszonöt lépésről
(a kép bal szélén még egy zsiráf látszik)

Wieder verscheuchen wir sie, aber nach kurzer Zeit wagen sie sich doch wieder zurück. Ndolo bewirft sie mit den steinharten Früchten, die an unserem Baum hängen; nur so gelingt es uns, das Aas vor ihnen zu bewahren. Als sie schließlich genug vom

Verscheuchen hatten, stimmten sie ein so entsetzliches Geheul an, dass sie mir den Schlaf vollständig aus den Augen vertrieben.

Bis es tagt, verliert sich die Spur dieser abscheulichen Brut. Dabei hätte ich nichts dagegen gehabt, meinen Ärger an ihnen auszulassen. Ein Löwe zeigte sich natürlich nicht, obwohl er mehrmals in der Ferne brüllte. Es wurde so kalt bis zum Morgengrauen, dass mir trotz Wollweste und dickem Überrock die Zähne klappern.

Im Lager angekommen, lege ich mich schlafen. Gegen elf Uhr weckt mich István damit, dass er gerade nach Hause gekommen sei und sich nicht gut fühle. Man sieht es ihm zwar nicht an, denn er frühstückt mit großem Appetit und raucht Pfeife. Ich messe sein Fieber. Dieses Thermometer ist offensichtlich kaputt! Ich nehme das andere. Aber auch dieses zeigt 40 Grad! Die Malaria ist zurückgekehrt.

9. Jan., Camp Talek, Massai Reserve

Am Nachmittag transportierte ich zwei Zebras zu einem neuen Ansitzplatz. Ich platzierte sie in der Nähe unseres vorigen Lagers am Rand eines ausgedehnten Dickichts. Ich glaube, dort könnte der Löwe hausen, den ich letzte Nacht gehört habe. Als wir den am geeignetsten erscheinenden Platz ausgewählt hatten, die Zebras ablegten und sie mit der an ihre Beine gebundenen Kette an einen Pfahl banden (damit die Raubtiere sie nicht so leicht wegschleppen konnten), war es bereits so spät geworden, dass für den Bau eines „Boma“ keine Zeit mehr war. Mangels eines anderen Ansitzes zogen wir uns in das Gebüsch zurück, das sich in der Nähe der Zebras verdichtete. Dort kauerten wir mit Ndolo, in unsere Decken eingehüllt, bis die Morgendämmerung anbrach.

Ich kann nicht sagen, dass wir eine besonders genussvolle Nacht verbrachten. Ein unangenehmer Wind war unruhig, vor dem sich jede Moskito der ganzen Gegend in unseren Busch flüchten wollte. Sie schwärmten so dicht um uns herum, man hätte fast in sie hineinbeißen können. Der Mond schien wechselhaft. Mal wurde es hell, mal bewölkte es sich. Dennoch hielten wir das Aas ständig im Auge. Gegen zehn Uhr trafen die ersten Hyänen ein, bald vermehrten sie sich zu einem Rudel von zwanzig bis fünfundzwanzig Tieren, und bis zum Morgen wichen sie nicht vom gedeckten Tisch. Ihre Unverschämtheit und Hartnäckigkeit sind wahrlich grenzenlos. Bis zum Morgen hatten sie beide Zebras so aufgefressen, dass lediglich ihre angebundenen Beine und Köpfe übrig blieben. Während ihrer blutigen Orgie lärmten die grimmigen Leichenräuber unaufhörlich. Wenn ein Steinwurf sie kurzzeitig vertrieb, setzten sie sich hin und erschreckten mit verzweilteltem Geheul und schaurigem Gelächter die schlafende Wildnis.

Von einem Löwen hörten wir nicht einmal die Stimme. Es war schon ganz hell geworden, als die Hyänen mit abscheulich vollgestopftem, hängendem Bauch, vor Erschöpfung keuchendem Maul und eingezogenem Schwanz vom Platz des Aases wegschlichen. Wie verprügelte Hunde. Auch wir machten uns auf den Heimweg. Weniger gesättigt, aber genauso müde.

Eine ganz besondere Beleuchtung entzückte uns. In unserem Rücken ging die Sonne auf und malte einen perfekten Regenbogen auf die vor uns aufragende bleigraue Wolkenwand. An beiden Enden stützte er sich auf den Horizont, in einem nirgends unterbrochenen Halbkreis prangte das himmlische Band. Er erstrahlte in so herrlich schreienden Farben wie der primitive Regenbogen in billigen Märchenbüchern, den Noah von seiner biblischen Arche aus sieht. Mit Bewunderung schritt ich ihm entgegen. Dem unerreichbaren, himmlischen Triumphpfotal entgegen ...

10. Jan., Camp Talek, Massai Reserve

István fühlt sich wieder etwas besser, obwohl er noch ziemlich fiebrig ist. Vorerst müssen wir also hierbleiben, obwohl wir für heute den Weiterzug geplant hatten. Seit zwei Tagen weht ein starker Wind. Seit Mittag hat er sich sogar zu einem regelrechten Orkan gesteigert. Wenn ich von der Vormittagsjagd nach Hause komme, pflege ich an einem sonnigen Ort zu baden. Aber heute ging das nicht, weil der Wind mein Tuch, meine Kleidung, alles weggerissen hat. Den im Zelt liegenden kranken István wollte ich nicht stören, also richtete ich unser Auto als windgeschütztes Badezimmer ein. Das Zebra vom Vormittag lag zwar noch darin, aber die Badewanne passte noch daneben; die Seite des Zebras erwies sich sogar als ausgezeichneter Toilettentisch. In der Abenddämmerung lieferten wir es dann für die Löwen aus. Aber diesmal blieb ich nicht draußen zum Ansitz, ich hatte genug vom ergebnislosen Wachbleiben.

Gegen Abend lässt der Wind etwas nach, obwohl er in den Baumkronen noch ab und zu aufseufzt und an der Zeltplane ruckt. Ein Mensch, der in der Wildnis campt, mag windiges Wetter nicht. In solchen Zeiten fühlt er sich, als wäre er taub geworden. Er versteht die Sprache der Nacht nicht, das Signalisieren der um das Lager streifenden Raubtiere; er weiß nicht, was geht, was um ihn herum geschieht. Das Sausen des Windes erstickt die Stimmen der sonst so gesprächigen Nacht und schließt sie als Geheimnis in sich ein. Das Raubtier wiederum mag stürmisches Wetter ganz und gar nicht. Es wird mutlos, argwöhnisch, schreckhaft und fürchtet um sein Fell mehr als in windstillen Nächten. Seine Stimme lässt es auch kaum hören, um nicht zum Verräter an sich selbst zu werden.

11. Jan., Camp Talek, Massai Reserve

Vom Morgen bis zum Mittag durchstreifte ich die ganze Umgebung, aber außer den alltäglichen Wildarten sah ich nichts. Von Löwen fand ich keine Spur. Seit zwei Tagen sind sie verschollen; es scheint, als hätten sie genug vom Herumgeballere, vom Autogeknatter und dem vielfältigen Lärm der lagernden „Safari". Laut Stub: „It's the white man's smell" – „der Geruch des weißen Mannes" hat sie vertrieben.

Mit einem „Kronenkranich" hatte ich heute eine Begegnung. Hier hatte ich diesen prächtigen Vogel, der an seinem Hinterkopf eine gelbe, borstenartige Federkrone trägt, noch nie gesehen; er ist ein Bekannter von mir aus dem Sudan von vor drei Jahren, wo er in den Sümpfen des Nils in großer Zahl haust. Ich schoss auch auf ihn – ich hatte nur eine Kugelwaffe bei mir –, verfehlte ihn aber auch.

Ich kam nach Hause, als István die Zelte bereits hatte abbauen lassen. Das Auto ist bepackt, der nicht mehr fassbare Teil des Gepäcks ist zu Haufen aufgestapelt. In Anbetracht von Istváns Zustand halte ich den Weiterzug noch für verfrüht. Schließlich ist die ermüdende Autofahrt auf dem holprigen Boden selbst für einen gesunden Menschen viel. Aber István beteuert, dass er kerngesund sei und nicht länger das Bett hüten wolle, also machen wir uns auf die Suche nach einem neuen Lagerplatz.

Wir sind nur etwa 15-20 Kilometer weitergezogen und haben hier erneut das Lager aufgeschlagen. Unser Wagen muss noch zweimal fahren, bis er all unseren Kram herübergeschafft hat. Unser Massai-Führer nennt diese neueste Unterkunft „Moliba". Ein äußerst freundlicher Ort. Unsere Zelte stehen unter gewaltigen immergrünen Euphorbien. Die Gegend ist parkähnlich und hügelig, sie sieht nach gutem Löwenrevier aus. Ein kleiner Bach schlängelt sich in der Nähe. Es stimmt zwar, dass sein Wasser

schmutzig ist und stinkt, zu Hause würde ich es um alles in der Welt nicht trinken; aber hier ist sein Wert unschätzbar! Das „Fluss“-Wasser ist hier ein außergewöhnlicher Leckerbissen, wo zumeist nur das abgestandene Pfützenwasser aus der Tiefe der „Dongas“ das tägliche Getränk des Jägers ist. Das sind Überreste der vergangenen Regenfälle, ihr „Wasser“ ist flüssiger Schlamm.

Peters-bak terítéken. 202. old.

Bennszülött vadász sírja. 203. old.

Es stimmt zwar, dass wir diese Flüssigkeit, die man fälschlicherweise als Wasser bezeichnet, vor dem Trinken abzukochen pflegen, aber nur, wenn wir Zeit haben! Wenn uns jedoch der Durst befiehlt, schlucken wir es in seinem ursprünglichen, unverfälschten Zustand hinunter.

István hat die Autofahrt am Vormittag etwas zugesetzt. Seine Temperatur ist zwar gesunken, aber er fühlt sich noch sehr matt. Ich fürchte, das voreilige Aufstehen von heute wird ihm nicht guttun. Während meines Nachmittagsspaziergangs durchstreifte ich die Umgebung des Lagers. Ich schoss zwei Thomson-Gazellen für die Küche, und zwar mit dem Flobert, um die eventuell hier hausenden Löwen nicht zu erschrecken. Laut Stub befinden wir uns jetzt mitten im Löwenrevier. Für heute Nacht verspricht er ein bisher unberührtes Löwenkonzert. Gegen Abend schüttelt István erneut der Schüttelfrost.

Es geht auf Mitternacht zu, alle ruhen längst, ich wache allein bei einer Kerze und ein, zwei Gläsern Whisky. Der sternenübersäte Himmel ist wolkenlos. Leise atmet die schlummernde Wildnis, lautlos weht ein lauer, balsamischer Hauch. Die Stimmung wird auch jetzt nur von Stub gestört, vor dem ich selbst im Schlaf keine Ruhe habe. Der Gute schnarcht wie ein asthmatischer Hund. Das von ihm versprochene Löwenkonzert hat noch nicht begonnen, obwohl es heute Nacht aus vielen Meilen Umkreis bis hierher zu hören wäre.

Ach, dieser Stub, dieser Stub! Außer meinem ständig rebellierenden Magen ist er der einzige Schattenseite meines Hierseins. Oder schlägt er mir vielleicht auch auf den Magen, weshalb dieser nicht gesund werden kann? Nein. Er ist kein Mensch für diesen Ort, wo wir monatelang auf die Gesellschaft des anderen angewiesen sind. Er ist so aufdringlich, so laut, und was sein größter Fehler ist – er versteht keinen Spaß! Dabei ist an so einem Ort ein „sense of humour“ ein erstklassiges Erfordernis. Und Stub ist dann am unerträglichsten, wenn er „witzig“ sein will, wenn er „anekdotelt“; denn er ist immer boshaft, intrigant und will uns ständig provozieren. Am amüsantesten ist es noch, wenn er Erinnerungen aus seinem abenteuerlichen Leben erzählt. Denn dann flunkert er so hanebüchene Dinge, dass man darüber wirklich nur noch lachen kann. Sein Lieblingsthema ist der Burenkrieg. Daran hat er nämlich teilgenommen. Obwohl das nun schon dreißig Jahre her ist, erinnert sich Stub dennoch präzise an jeden einzelnen Tag. Er weiß genau, wie viele Tote, wie viele leicht und wie viele schwer Verwundete es in jeder Schlacht gab – sowohl auf Seiten der Engländer als auch auf Seiten der Buren! Er weiß sogar, wie viele Feinde er eigenhändig erschossen hat und wie viele seine verschiedenen Kameraden.

12. Jan., Camp Moliba, Massai Reserve

Die ganze Nacht schwiegen die Löwen, und selbst während des heutigen vormittäglichen sechsstündigen Marsches fand ich keine Spur von ihnen. István war wieder auf dem Weg der Besserung, er ging am Nachmittag sogar auf die Jagd, aber bis Sonnenuntergang stieg sein Fieber wieder über 39 Grad. Eine äußerst launische Plage ist diese Malaria. Am Vormittag ist der Kranke meist fieberfrei, isst und trinkt munter. Aber zur Abenddämmerung packt ihn der Schüttelfrost so sehr, dass ihm kaum Kraft zum Gehen bleibt. István ist heute am vierten Tag krank. Vom Hörensagen weiß ich, dass ein Fieberzyklus meist 5-6 Tage zu dauern pflegt; dementsprechend ist erst für übermorgen eine Besserung zu erwarten. Stub erklärte heute, dass es sich für einen Malariapatienten nur gezieme, mit 40,5 Grad Fieber zu liegen, unter 40 Grad könne er getrost noch jagen! Istváns Krankheit tat er sehr abfällig ab: „Just a slight dose of fever, nothing to worry about.“ (Nur eine leichte Dosis Fieber, nicht der Rede wert).

Heute Nachmittag habe ich mich viel geärgert. Ich fürchte, mit meinem Gewehr könnte etwas passiert sein. Oder habe ich vielleicht nur eine fehlerhafte Patronenpackung erwischt? Kurz und gut, ich schoss wie einer, der zum ersten Mal ein Gewehr in die Hand nimmt. Zwei Zebras wurden als Löwenköder benötigt. Zwölf Patronen verballerte ich, bis ich die zwei Zebras zur Strecke bringen konnte! Dabei waren sie nicht weit entfernt, und ich musste mich auch nicht beeilen. Ungewöhnlich dumpf knallten die Schüsse. Es könnten verdorbene Patronen gewesen sein. Ein Glück, dass sie nicht in einem kritischen Löwen-Fall zum Einsatz kamen. Auf dem Heimweg schoss ich eine Art Zwergtrappe zum Abendessen. Ein Vogel mit sehr feinem Fleisch.

13. Jan., Camp Moliba, Massai Reserve

In der Nacht ließen sich die Löwen dann doch noch vernehmen. Sie brüllten an einem meiner Zebras, besser hätte es nicht sein können. Es war schon ganz hell geworden, als sie das letzte Mal brüllten. István, der am Morgen wieder fieberfrei war, machte sich ebenfalls auf den Weg, kam aber zu spät; er traf die Löwen nicht mehr an. Sie waren weitergezogen, nachdem sie das Zebra bis zum letzten Stück aufgefressen hatten. Ich mache mich in entgegengesetzter Richtung zum anderen Zebra-Aas auf. Auch ich verlasse das Lager verspätet. Aber jetzt beeile ich mich auch nicht mehr, denn die geeignetste Zeit – den frühen Morgen – habe ich ohnehin schon versäumt. Und außerdem war von dieser Seite in der Nacht kein Löwe zu hören gewesen.

An einer armseligen kleinen Suhle, einem mit Regenwasser gefüllten Becken, im Schoße eines mit spärlichem Gebüsch gesäumten Tals liegt das Zebra. Vom sanften Hügelhang aus kann man schon aus etwa 400 Schritten zur Suhle hinuntersehen; ich bleibe also stehen, um die Gegend von hier aus mit dem Fernglas abzusuchen. Im nächsten Moment werfe ich mich schon auf den Bauch – eine gewaltige Pantherkatze sitzt neben dem Aas!

Sofort krieche ich zur Seite, um den Buschklumpen vor dem Zebra-Aas zwischen mich und den Panther zu bringen. Das gelingt auch, ohne dass das Raubtier es bemerkt. Ringsherum ist das Gelände hell und offen, nur im Schutz des Busches vor dem Aas kann ich in Schussweite gelangen. Die Situation scheint günstig. Der Panther kann meine Witterung nicht aufnehmen, die Luftströmung steht zu mir. Vorsichtig nähere ich mich dem Busch, der mir vorerst alles verdeckt. Ich mag nur noch kaum 20-25 Schritte entfernt sein, als ich hinter dem Astgeflecht eine Bewegung sehe. Schnell lege ich mich auf den Bauch. Im nächsten Augenblick tritt der Panther – völlig ahnungslos – hervor! Mit träger, gesättigter Gleichgültigkeit schreitet er einher. Er trägt einen ordentlichen, blutigen Lungenfetzen im Maul. Er will ihn beiseite schleppen, an einen geschützteren, sichereren Ort. Ich warte, bis er ganz vor mir ist, dann schieße ich ihm in die Flanke.

Mit einem heiseren Röcheln schnellt er hoch, lässt die Beute fallen und stürmt pfeilschnell davon. Auf meinen schnell nachgefeuern zweiten Schuss hin rollt er sich zusammengeknäuelt ein. Ich wollte hinrennen, aber Ndolo packt meine Hand. Vielleicht lebt er noch! Aber der Panther rührt sich nicht mehr. Keuchend stehen wir um den gewaltigen alten Kater herum, der sogar noch größer als der letzte ist. Beide meine Schüsse trafen in seine Flanke, kaum zwei Finger breit voneinander entfernt. Auch die erste Kugel hätte er nicht weit getragen. Dieses herrliche Wild schätze ich höher ein als den Löwen. Denn einen Panther am Tag am Aas zu überraschen und sich so nah heranzupirschen, ist ein so außergewöhnliches Glück, ein so seltener Zufall, der manchem alten, erfahrenen Afrikajäger niemals zuteil wird.

Nachdem ich ihn fotografiert habe, ziehen wir die wunderschöne Katze an einen sonnengeschützten Ort und machen uns sogleich daran, sie „auszuziehen“. In solchen

Zeiten, bei sonnigem Wetter, muss man beim Häuten vorsichtig sein. Man muss das Fell an einem schattigen Ort ablösen, im Schatten muss man es trocknen, denn wenn die Sonne darauf brennt, verdirbt es leicht und verliert seine Haare. Wir packen das nun sorgfältig zusammengefaltete Fell auf den Kopf eines meiner Begleiter, dann kehren wir in gehobener Stimmung ins Lager zurück. Sobald ich mein Frühstück hinuntergeschlungen hatte, setzte ich mich ins Auto und brach auf, um den täglichen „Zebra-Bedarf" zu beschaffen. István, dem dieser tägliche Wirbel keineswegs guttut, blieb zu Hause, um sich auszuruhen. Ich traf auf eine unermessliche Wildherde; bald schoss ich vier Zebras aus ihrer Mitte. Zwei legte ich dort ab, von wo die Löwen das gestrige weggeschleppt hatten. Bis wir damit fertig waren, war die Zeit so vergangen und eine solche Hitze entstanden, dass das Auslegen der anderen zwei Zebras für den Nachmittag blieb.

Colville kapitány elefántjának 122 fontos agyaraival 165. old.

Kanalho 167. old.

Als ich gegen Abend das Lager erneut verließ, hatte sich Istváns Zustand wieder verschlechtert. Sein Fieber war hochgeschossen, zähneklappernd wälzte er sich im Zelt. Ich versuchte ihn zu überreden, nicht weiter mit dieser hartnäckigen Plage zu experimentieren. Er solle die Jagd abbrechen und an einen Ort ziehen, an dem ein Arzt lebt. István hätte schon zugestimmt, aber Stub redete es ihm wie immer aus. Er beruhigte ihn damit, dass er ganz unbesorgt sein solle, bis morgen würde er ohnehin gesund sein.

Ich lieferte auch die anderen zwei Zebras aus. Dorthin, wo ich am Morgen den Panther geschossen hatte; vielleicht gelingt es mir, den Partner des Erlegten hervorzulocken. Dann schicke ich den Wagen nach Hause und mache mich auf die Pirsch.

Ein transparenter, lichter Mimosenwald bedeckt die Landschaft. Ein breiter Talboden vertieft sich vor uns, an dessen Rand wir so lange entlangschreiten, bis Ndolo plötzlich zischt: „Simba mingi, huko!“ – Dort sind viele Löwen! Weit entfernt, gut dreihundert bis vierhundert Schritte, bewegen sich tatsächlich einige gelbliche Tiere. Als ich das Fernglas an meine Augen führe, erkenne ich ein ganzes Rudel Löwen! Sie liegen dort, stehen auf, strecken sich am Fuße eines einsamen großen Baumes. Auf die Schnelle kann ich gar nicht zählen, wie viele es sind! Aber sie haben uns schon bemerkt. Unruhig drehen sie sich um den Baum, spähen zu uns herüber. Wir ducken uns in Deckung, von dort aus beobachte ich sie, aber ich sehe keinen einzigen Mähnigen unter ihnen. Es scheinen alles Weibchen zu sein. Ich wage nicht mich zu rühren, aus Angst sie zu verscheuchen, wenn ich mich aufrichte. Aber sie bleiben ohnehin nicht lange. Schon brechen sie auf. Einer nach dem anderen, im Gänsemarsch. Es sind acht! Ganz hinten trottet ein sehr großes Tier, aber eine Mähne hat auch dieses nicht. Mein Mann bestärkt mich jedoch: „Manamume! Piga!“ – Männchen! Schieß! Offensichtlich ist dieser Nachzügler ein altes, mähnenloses Männchen. Im Laufschritt eile ich ihnen hinterher, denn im lichten Mimosenwald verschwinden sie immer wieder. Als ich sie erneut sehe, hat sich der Abstand zwischen uns verringert; sie mögen zweihundertfünfzig Schritte entfernt sein. Aber jetzt sind auch sie zum Laufen übergegangen, obwohl sie vorerst noch in einem bequemen Trab dahinziehen. Soweit ich kann, renne ich ihnen hinterher, aber Ich kann nicht näher herankommen, zumal die vorderen Tiere zu galoppieren beginnen. Die Entfernung ist sehr groß, die rennenden Löwen blitzen nur hier und da zwischen den Bäumen hervor, und ich selbst keuche schon vor Anstrengung. Aber nun gut – frisch gewagt ist halb gewonnen.

Das massige Tier trottet noch immer ganz hinten... Mein erster Schuss ist zu kurz – er wirbelt den Staub hinter ihm auf. Meine zweite Kugel sehe ich nicht, sie mag in einen Baum eingeschlagen sein.

... Vor ihnen liegt noch eine kleine Lichtung, die sie nun nacheinander überqueren. Ich zähle sie... drei-vier-fünf-sechs-sieben... jetzt kommt das große Tier... ich drücke ab – und Wunder über Wunder – es schlägt einen Purzelbaum, der selbst dem ältesten Hasen Ehre machen würde!

Es war ein Zufallstreffer. Ich müsste wahrlich lange probieren, bis mir das noch einmal gelänge. Durch das Fernglas sehe ich, dass der getroffene Löwe nur noch ein-, zweimal mit dem Schwanz schlägt und sich dann nicht mehr rührt.

Doch als ich hinkomme, liegt zu meiner großen Enttäuschung wieder nur eine Löwin vor mir! Die anderen waren wahrscheinlich jüngere Tiere, meist Überläufer, weshalb diese hinten laufende alte Löwin so groß gewirkt hatte.

Sie hat die Kugel im Nacken abgefangen, was sie sofort tötete. Obwohl ich mich über den glücklichen Schuss freue, ärgert es mich doch, dass ich Ndolos Drängen nachgegeben habe. Wenn er nicht so einen Lärm gemacht hätte, hätte ich keinesfalls geschossen; schließlich ist es meine feste Absicht, von nun an nur noch auf Löwen mit schöner Mähne zu waidwerken.

Wir hatten bereits mit dem Häuten begonnen, als kaum einen Steinwurf von uns entfernt noch eine Löwin aus dem hohen Gras auftaucht! Auch sie ist ein Weibchen, ich rühre sie nicht an, obwohl ich sie leicht erlegen könnte. Sie bummelt gemächlich vor mir her und

hat es keineswegs eilig. Das ist mal eine phlegmatische Löwin! Die Knallerei und der Lärm haben sie offensichtlich nicht gestört; im Gras kauernd hat sie die Ereignisse mitverfolgt. Oder vielleicht ist sie erst jetzt aufgewacht und deshalb so verspätet dran.

Es ist auffällig, dass selbst in einer so guten Löwengegend ein Männchen mit schöner Mähne so selten ist. Es ist natürlich, dass die meisten Jäger Mähnenlöwen suchen; jeder wählt diesen aus, wenn er mehrere zusammen antrifft. So ist es kein Wunder, dass ihre Zahl geschrumpft ist. Diejenigen, die vor mir hier waren, haben sie bereits abgeschöpft.

Es geht auf Mitternacht zu, ich beende nun meine heutige Niederschrift. Um mich herum schläft das Lager tief. Auch die Wachfeuer flackern nur noch schwach, es gibt niemanden, der sie schürt; auch die Wachen schlafen. Sie können jetzt getrost ruhen; das Mondlicht ist hell, man kann weit sehen. In solchen Zeiten meidet das Raubwild das Lager.

Meine beiden Lock-Zebras liegen draußen. Von beiden Seiten höre ich Löwenstimmen. Noch rufen sie selten und schwach, aber es ist offensichtlich, dass sie das Aas bereits gefunden haben.

14. Jan., Camp Moliba, Massai Reserve

Heute gelang es mir noch vor der Morgendämmerung, das Lager zu verlassen. Ich beeilte mich, um rechtzeitig beim Aas zu sein, das eine halbe Stunde entfernt liegt. Diesmal kam ich auch an; sogar früher als nötig. Der Horizont war noch nicht grau, das Sternenheer funkelte noch in voller Pracht.

Ich setzte mich an den Fuß eines Baumes, weit weg vom Aas, um das eventuell daran speisende Raubtier nicht vorzeitig zu vergrämen. Ich saß da und starrte in den Himmel. Der tropische Sternenhimmel ist viel strahlender als der unsere. Die Sterne sind hier größer, funkelnder, und es scheint, als würden sie den Himmel dichter bedecken als bei uns. Bei wolkenlosem Wetter erhellen sie sogar mondlose Nächte. Und sie haben so wunderbare Farben! Es gibt unter ihnen solche mit reinem Silber- oder Goldglanz, bläulichem oder rötlichem Licht – ganz wie farbige Diamanten. Der Große Wagen zeigt sich hier gegen Morgen über dem nördlichen Horizont. Und zwar umgekippt, mit den Rädern nach oben! Ich hätte ihn fast nicht erkannt, so ungewohnt ist es, ihn Kopf stehen zu sehen. Ihm gegenüber, am unteren Ende des südlichen Himmels, leuchtet das bekannteste Sternbild der Tropen – das „Kreuz des Südens".

Ich warte noch etwa eine Viertelstunde, bis die Dämmerung anbricht. Dann wird es auch schon im Handumdrehen hell. Als würde man sie einfach ausblasen, so rasch verlöschen die Himmelslaternen, und die heraufziehende Sonne übernimmt bereits ihr Reich.

... Vorsichtig mache ich mich auf den Weg zum Aas, finde dort aber nur eine einsame, untätig herumlungernde Hyäne vor. Als ich die Stelle untersuche, bin ich doch sehr überrascht, denn einen ähnlichen Fall hatte ich noch nie.

Ich hatte gestern einen anderthalb Meter hohen Wall aus dornigen Ästen über das Zebra-Aas gehäuft, damit nicht einmal ein Hyänenrudel es hervorzerren konnte. Schon von weitem sehe ich, dass der Wall unberührt ist; die Raubtiere haben das darunter liegende Zebra unangetastet gelassen. Und ich komme aus dem Staunen nicht heraus, als ich bei genauerem Hinsehen bemerke, dass – kein Zebra da ist! Die ganze Umgebung suche ich akribisch ab, finde aber nicht einmal ein winziges Stück des Aases!

Elejtett *bushbuck* 80. old.

». . . Inkább ezt hibáztam volna el a párduc helyett . . .« (Vízibak) 80. old.

Es steht außer Zweifel, dass der Löwe den schweren Astwall einfach angehoben und das Zebra darunter hervorgezogen hat. Dann muss er es im wahrsten Sinne des Wortes „auf die Schulter genommen“ haben, denn wir finden nicht einmal eine Schleifspur. Wohin er es dann gebracht hat – das weiß nur er. Wir suchen jedenfalls vergeblich.

Während wir uns noch ausgiebig empören, ertönt plötzlich in beträchtlicher Entfernung das Brüllen eines Löwen!

Der Wind weht zu uns herüber, wir können also getrost in Richtung des Lautes eilen. Doch er kommt aus viel größerer Ferne, als ich vermutet hatte; sosehr ich auch laufe, er scheint nicht näher zu kommen! Glücklicherweise brüllt der Löwe alle fünf bis zehn Minuten, die Richtung kann ich also nicht verfehlen. Unwillkürlich kommt mir die heimische Hirschbrunft in den Sinn, der bekannte, sich entfernende, unerreichbare Hirsch, der – nachdem er den Jäger ordentlich hat rennen lassen – spurlos zu verschwinden pflegt. Der kühle, taufrische, neblige Morgen verstärkt nur die Illusion eines heimischen Septembers...

Endlich – ich keuche schon eine ganze Weile – scheint es, als käme ich dem Laut näher. Eine dornige Wasserrinne zieht sich vor mir hin, es scheint, als wäre das letzte Brüllen von dort gekommen. Ich erreiche die Wasserrinne, steige vorsichtig hinein und – jetzt ertönt der Löwe wieder aus größerer Entfernung!

Nachdem ich mich durch die Dornenwand am Rande der „Donga“ gekämpft habe, blicke ich auf eine endlose, offene Ebene. Soweit das Auge reicht, grasen Wildherden in paradiesischem Frieden. Und inmitten dieses friedlich scheinenden, im morgendlichen Sonnenlicht funkelnden Panoramas – brüllt der Löwe nun erneut auf!

Das grasende Wild blickt kurz in Richtung des Lautes auf, aber nur für einen Moment, dann senken sie wieder die Köpfe und grasen weiter.

Noch eine ganze Weile strenge ich meine Augen am Fernglas an, bis es mir gelingt, den Löwen zu erspähen. Ganz weit entfernt, etwa sechs- bis siebenhundert Schritte, schält er sich aus dem zerfasernden Nebeldunst. Gemächlich schreitend hält er auf mich zu. Offensichtlich beabsichtigt er, sich hier im Schatten der Wasserrinne niederzutun. Ein gewaltiges, großes Tier, aber leider wieder nur eine Löwin! Sie läuft träge und schläfrig dahin, blickt weder nach rechts noch nach links, als hätte sie gar nichts mit den um sie herumstehenden, allerbesten „Häppchen“ zu tun!

Jetzt bleibt sie stehen. Sie senkt den Nacken tief, das Maul berührt fast den Boden – so lässt sie ihr meilenweit schallendes, dumpfes Stöhnen hören.

Das Bild, das sich mir bietet, ist herrlich! Inmitten eines bunten Kranzes aus Zebraherden und verschiedensten Antilopengruppen steht die große gelbe Katze – der König der Wildnisnacht, der sich hierher verirrt hat! Freilich, jetzt im Licht des Tages steigt er wahrlich von seinem furchteinflößenden Thron herab und gibt seine nächtliche Prahlerei deutlich billiger. Auch in den Augen des umherziehenden Wildes hat seine Autorität gelitten. Sie nehmen ihn fast gar nicht wahr. Nur die am nächsten Stehenden beobachten ihn, die weiter Entfernten würdigen ihn keines einzigen Blickes.

Nun legt sie sich hin. Sie lässt ihren Schwanz wie eine Schlange spielen, gähnt ausgiebig und trocknet ihr tauchnasses Fell in der nun warm brennenden Sonne. Dann steht sie auf, lässt ein, zwei zufriedene Seufzer hören und nähert sich mit langsamen, weichen Schritten. Die Tiere, die ihr im Weg stehen, trotten mit ein paar unwilligen Sprüngen zur Seite, aber mit nicht mehr Schrecken, als wenn ein zurückbleibendes Rind vom kläffenden Hirtenhund beiseite getrieben wird.

... Diese Löwin ist wie ein verspäteter Nachtschwärmer, der sich schämt, dass er vor den Augen ordentlicher Menschen am helllichten Tag nach Hause schleichen muss.

Sie ist nur noch einen Gewehrschuss von mir entfernt, als sie die unvorsichtige Bewegung des neben mir kauernden Mohren bemerkt. Sie stutzt – und beobachtet uns mit erhobenem Kopf. Dann hält sie mit vorgestrecktem Hals und in schnellem Trab direkt

auf uns zu. Ihre markanten Schulterblätter bewegen sich bei jedem Schritt wie Kolben auf und ab. Sie ahnt nicht, dass wir Menschen sind, sonst würde sie augenblicklich Reißaus nehmen; sie ist nur neugierig, was sich da wohl an ihrem Ruheplatz für den Tag regt.

Ich vergesse völlig meinen Fotoapparat, dabei könnte ich jetzt eine wahrlich seltene Aufnahme machen! Stattdessen stehe ich plötzlich auf, als wir kaum noch dreißig Schritte voneinander entfernt sind. Die Löwin duckt sich sofort nieder... Dann macht sie auf dem Absatz kehrt und galoppiert mit trägen Sprüngen davon in die Ebene!

Sobald sie sich umdrehte, erkannte ich, dass es doch kein Weibchen war, sondern ein mähnenloser Löwenkater. Ich hätte ihn auch dann noch mit Leichtigkeit schießen können. Er lief über die offene Ebene, ich hätte ihm etliche Kugeln hinterherschicken können. Aber da er mähnenlos war, rührte ich ihn nicht an.

Meinen Weg fortsetzend erreichte ich einen gewundenen Graben, in dem das Regenwasser an manchen Stellen kleine Pfützen bildete. Schattige Baumriesen standen auf beiden Seiten des Grabens, ihr ineinander verschlungenes Laub hielt die Kraft der Sonne ab und verzögerte das Austrocknen der Pfützen.

Im feuchten Grabenboden zwischen den Wasserlöchern stießen wir auf die Fährte eines extrem starken Löwenkaters. Da es eine frische Spur von heute Morgen war, folgten wir ihr sofort. Sie führte bald aus dem Graben heraus und verlief an dessen Rand weiter. Auch dort konnten wir ihr leicht folgen, im matschigen Unkraut war sie gut zu erkennen. Aber nicht lange. Die steigende Sonne saugte bald den Tau auf, womit auch die Spur unkenntlich wurde.

Wir machten kehrt in Richtung Heimat. „Kwenda Kampi!“ (Auf zum Lager) lautet in solchen Fällen das Kommando. Daraufhin macht Ndolo wortlos auf dem Absatz kehrt und steuert mit der Sicherheit einer Brieftaube in die Richtung unseres Quartiers. Meistens schlägt er eine ganz andere Richtung ein als die, in der ich das Lager vermute. Die Schwarzen orientieren sich ausgezeichnet. Als würden sie nur der Witterung folgen, so zweifelsfrei finden sie nach Hause. Dabei ist diese Gegend für sie genauso unbekannt wie für mich. Wenn ich allein unterwegs wäre, würde ich mich wahrscheinlich täglich verirren. Ndolo neckt mich ständig, seit er diesen meinen Fehler bemerkt hat.

- „Uapi kampi?“ – fragt er mit schelmischem Grinsen... – Wo ist das Lager?

Wenn ich dann in die falsche Richtung deute, ist die Erheiterung groß. Selbst wenn ich mir zufällig die richtige Richtung gemerkt habe, zeige ich woanders hin. Sollen sie sich doch freuen. Sie lachen dann so sehr, dass sie fast platzen. Es ist interessant, wie komisch die Unzulänglichkeit des weißen Mannes auf sie wirkt.

Wir streifen in letzter Zeit durch eine wunderschöne Gegend. Die verschiedenen Akazien- und Mimosenbäume beginnen gerade zu blühen, die Sträucher und Gräser haben sich in frisches Grün gekleidet; alles glänzt und strahlt an diesem vom Tau gewaschenen, balsamischen Morgen. „Es ist Mai“ – obwohl der Kalender Januar anzeigt!

... Und es gibt Unmengen an Wild. Auch jetzt, auf dem Rückweg, gehen wir durch hunderte von Zebras, Gnus, Impalas und Gazellen. Sie sind hier ungewöhnlich vertraulich. Erst auf Gewehrschussweite nehmen sie Reißaus. Dort bleiben sie stehen und gaffen uns nach. Eine ordentliche Rotte Warzenschweine trottet im Gänsemarsch über die Wiese. Den massigen, aber mit relativ kurzen Hauern bestückten Keiler, der ganz hinten bummelt, schieße ich. Die anderen stieben grunzend auseinander. Ihre nackten Schwänze mit der behaarten Spitze halten sie hoch, als wären es Keulen.

. . . mintha melegházban járnánk . . . 179. old.

Az elhullva talált elefánt 183. old.

Als ich nach Hause komme, sitzen István und Stub missmutig vor dem Zelt. Ich merke sofort, dass etwas nicht stimmt, so griesgrämig empfangen sie mich. Auf mein Nachfragen rücken sie damit heraus, dass sie „zwar einen Panther geschossen haben, aber dabei einer der Schwarzen gebissen wurde“.

Sie erzählen, dass sie im Morgengrauen zum Zebra-Aas gepirscht sind, an dem ein Panther fraß. István schoss den Panther an, und dieser flüchtete verwundet in eine dichte Wasserrinne. István ging mit Stub und zwei Schwarzen hinterher, aber kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, sprang der kranke Panther hervor, stürzte sich auf einen der Mohren, stieß ihn um, doch Stubs schneller Schuss rettete den bedrängten Schwarzen. Mit dem Panther war es aus, der Mohr sprang sofort wieder auf die Beine, aber sein Kopf, seine Schulter und sein Rücken bluteten von den Krallen und Zähnen der wütenden Katze. Das alles geschah so schnell, dass István, der vom dichten Gebüsch verdeckt war, es gar nicht sehen konnte. Mohamed – so heißt der Verletzte – wurde sogleich mit den stets griffbereiten Binden verbunden. Nun kauert er hier am Feuer, frisst mit Heißhunger und erzählt und erzählt! Er zieht seine um ihn herum hockenden, staunenden Kollegen völlig in seinen Bann.

Von hier aus kann man angeblich in einem Tag nach Narok fahren, wo ein Arzt lebt. Wir wollen Mohamed hinschicken, aber er ist dazu nicht bereit. Er sagt, er würde hier draußen schneller gesund. Freundlich und gut gelaunt findet er sich mit dem Geschehenen ab. Wenn er nur keine Blutvergiftung bekommt, was bei Löwen- oder Pantherbissen nur allzu leicht passiert. Wir haben seine Wunden mit allerlei Desinfektionsmitteln ausgewaschen und ihm ordentlich Schnaps eingeflößt. Er wird es wohl irgendwie überstehen.

Nachdem István den Vorfall erzählt hatte, warf Stub mit einer gelangweilten Handbewegung ein:

- „Had to shoot the beast off the nigger's back – that's all.“ (Musste die Bestie vom Rücken des Negers herunterschießen – das ist alles.)

Und das in einem Tonfall, als wäre es nur so viel wie: „Ich musste meine Jacke ausziehen, weil es warm war.“ Als ob er täglich, wer weiß wie viele Panther von Negerrücken herabzuschießen pflegte. Nun, ich räume ein, dass es sich so zugetragen hat. Gesehen hat es zwar niemand. Aber die Tatsache ist, dass der Panther den Schwarzen gepackt hat und dass Stub den Panther erschossen hat.

Am Nachmittag fühlt sich István besser und bricht zu einer Autopirsch auf. Ich begleite ihn. Wir schießen einige Zebras. Wir bringen sie dorthin, wo ich heute den Löwen gesehen habe. Ich hoffe, István trifft ihn im Morgengrauen dort an, und es gelingt ihm endlich, seinen ersten Löwen zu schießen. Doch kaum zu Hause angekommen, schüttelt es den Armen wieder vor Frost, und er legt sich mit hohem Fieber hin. Ich habe beschlossen, keinen Tag länger zu warten. Morgen brechen wir die Jagd ab und fahren nach Narok zum Arzt. Stubs Einwänden und Verzögerungen geben wir nicht mehr nach. Morgen geht es los. Egal, ob Fieber da ist oder nicht.

15. Jan., Camp Moliba, Massai Reserve

In der Nacht hörte ich aus drei oder vier Richtungen Löwengebrüll. Als Ergebnis dessen weckt mich Stub, jede Scham beiseite lassend, mit den Worten: „Lots of lions shouting – twenty-one.“ (Jede Menge Löwen brüllen – einundzwanzig.) Zum Abschied flunkert er noch einmal ordentlich. István, dem es am Morgen natürlich wieder leichter geht, will er fast vom Aufbruch abbringen: „Sie gehen doch nicht jetzt weg, wo so viele Löwen um uns herum sind! Sie haben doch gar nichts, was ist schon dieses kleine Fieber! Nicht der Rede wert!“

Von mir aus kann er reden. Ich ordne den Zeltabbau an. Während gepackt wird, mache ich noch einen Spaziergang. Ich schieße noch zwei Topis und zwei Thomson-Böcke; dann

klettere ich auf den bis zum Bersten beladenen Wagen und sage diesem unvergesslichen Wildrevier Lebewohl, von dem uns das Pech auf so schändliche Weise vertreibt. Den Großteil unserer Leute müssen wir vorerst hierlassen. Sie passen nicht mehr drauf. Außer uns dreien sind noch der Fahrer, der Koch, zwei Diener, zwei Gewehrträger und der vom Panther gebissene Mann dabei. Dazu unser gesamtes Gepäck sowie die Zelt- und Küchenausrüstung. István sitzt neben dem Fahrer, Stub und ich hängen an den Seiten auf den Trittbrettern, die Schwarzen klammern sich oben auf dem Gepäck fest.

Wir haben eine lange und mühsame Reise voller Aufregung und Abenteuer hinter uns gebracht, die den armen, fieberkranken István sehr mitgenommen hat. Wir brachen um halb zehn Uhr vormittags auf, und es wurde acht Uhr abends, bis wir in Narok ankamen, ohne unterwegs auch nur einen Bissen gegessen zu haben. Da wir die genaue Entfernung nicht kannten, wollten wir keine unnötige Zeit verlieren. Aber nehmen wir die Ereignisse der Reihe nach:

Nachdem wir unser Lager „Moliba" verlassen hatten, reisten wir etwa zwei Stunden lang ungestört. Wir folgten einer alten, kaum noch erkennbaren Karawanenstraße, die wir auch immer wieder verloren. In solchen Fällen fuhren wir einfach querfeldein; mit Hilfe von Karte und Kompass kämpften wir uns durch die dornige, hügelige Wildnis. Die blendende, betäubende Hitze wurde durch das Rütteln und Knattern des heißen, überbeanspruchten Motors noch verdoppelt.

Plötzlich ruft der Koch, der ganz oben auf dem Gepäckturm kauert:

- „Simba huko!" – Dort ist der Löwe!

Na, da gab es ein Hin und Her. Der Wagen bremst krachend ab, wir grabschen nach den zwischen dem Gepäck eingeklemmten Gewehren. ... Seitlich, aus dem lichten Mimosenwald, tauchen nacheinander sieben Löwen auf! Sie trotten gemächlich dahin, bleiben stehen und beobachten das Auto.

Stub schäumt kreischend vor Erregung. Ganz wie ein Piratenkapitän, wenn er das zu plündernde Schiff erblickt! Er brüllt Kommandos für den Fahrer, die Gewehrträger und István, der fröstelnd und mit Kopfschmerzen in einem himmelblauen Pyjama auf dem Sitz zittert und nicht weiß, ob er aussteigen, vom Wagen aus schießen, auf diesen oder jenen zielen soll, weil alle gleichzeitig reden und jeder etwas anderes rät. ... Die Löwen sind höchstens 180 Schritte entfernt, auch sie wissen noch nicht recht, was sie tun sollen. Stub ruft wiederholt: „There is a big heavy maned male!" (Da ist ein großes, schweres, mähniges Männchen!)

... Doch ich sehe kein einziges mähniges Tier unter ihnen, ich halte sie alle für Weibchen. Eine von ihnen, eine schöne große, semmelfarbene Löwenmutter, bleibt quer vor uns stehen. István schießt mit der auf die Windschutzscheibe aufgelegten Waffe. Er schießt daneben.

- „Get out of that car!" (Raus aus diesem Wagen!) – brüllt Stub.

Der arme István klettert mühsam heraus. Mit wackeligen Schritten schleicht er in Hausschuhen zu einem Baum; von dort aus schießt er noch zweimal an den Löwen vorbei, die einer nach dem anderen im Unterholz verschwinden... Aber mit 40 Grad Fieber lässt es sich eben nicht jagen! Wie soll man auch zielen, wenn sich die ganze Welt um einen dreht. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir mein unglücklicher Gefährte leidtun, wie er mit vom Fieber glühendem Gesicht und zähneklappernd über seinen

Misserfolg zürnte. Auch die Löwen schienen nur zu seinem Ärger ausgerechnet jetzt aufgetaucht zu sein, wo die Krankheit ihn so hilflos gemacht hatte.

Wir klettern zurück in den Wagen und versuchen als letzten Versuch, den inzwischen abgezogenen Löwen mit einem großen Umweg den Weg abzuschneiden. Aber wir hoffen vergebens, sosehr wir die Gegend auch absuchen, es gelingt nicht mehr, sie zu finden. Wir brechen die weitere Verfolgung ab und kehren um, um unsere ursprüngliche Route fortzusetzen, als ich – zur Seite blickend – einen Löwenkopf am Fuße eines Baumes sehe...

A *Nairobi* «D. C.» palotája 121. old.

Stub szelid gépárdjai 120. old.

Eine von Büschen gesäumte Schlucht vertieft sich zwischen uns. Bis ich den Wagen anhalte, verdeckt bereits Gestrüpp den Löwen. István steigt wieder aus und wankt bis zum dichten Bewuchs am Rande der Schlucht. Von dort aus späht er vorsichtig hin... Der Kopf ist noch immer da, sogar der Halsansatz ist zu sehen... Istváns Schuss knallt. Mit einem heiseren Brüllen macht der Löwe einen großen Satz und ist auch schon im Unkraut verschwunden. István kann sich vor starkem Fieber kaum noch auf den Beinen halten.

Erschöpft lässt er sich im Schatten nieder. Mit Stub zusammen mache ich mich auf die Suche nach dem angeschossenen Löwen. Und kaum nehmen wir seine Fährte auf, liegt er auch schon verendet vor uns. Wegen des hohen Grases hatten wir ihn nicht zusammenbrechen sehen.

Endlich! Nach vielem Pech hat es doch noch geklappt. István hat seinen ersten Löwen geschossen. Ein denkwürdiger Moment im Leben eines Jägers. Wie schade, dass die Malaria ihn noch „denkwürdiger" macht. Nachdem wir den Löwen an Ort und Stelle gehäutet haben, packen wir zusammen und setzen unsere Reise fort. Die Landschaft wird immer schöner, je mehr wir uns dem Tal des Mara-Flusses nähern. Die Mimosenhaine werden zu ernsthaften, schattigen Wäldern. Von Lianen geflochtene Wände und umgestürzte Bäume versperren uns den Weg. Sich durch diese hindurchzukämpfen, ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden.

Wir fahren durch eine Waldlichtung, als die oben auf dem Wagen Sitzenden plötzlich rufen: C s u i! – Ein Panther!

Die Gewehre sind diesmal griffbereit. Wir springen aus dem Wagen. Der Panther ist nicht weit – etwa 50 bis 60 Schritte entfernt schimmert sein gefleckte Fell durch. Er duckt sich in das hohe Unkraut und will unbemerkt davonhuschen...

Ich könnte ihn schießen, aber István ist an der Reihe, und er kann ihn nicht entdecken! Später bemerkt er ihn doch. Er zielt, drückt ab. Der Panther stürmt los, verschwindet, blitzt dann aber immer wieder auf, wie er langgestreckt, fast fliegend durch das niedrige Gebüsch springt. Auch ich schicke ihm noch zwei Kugeln hinterher. Doch diesmal habe ich nicht so viel Glück wie mit meinem letzten Löwen. Der Panther entkommt mit heiler Haut.

Im Laufe des Nachmittags geraten wir in einen immer dichter werdenden, trockenen Akazienwald. Den alten Karawanenweg, dem wir bisher folgten, verlieren wir völlig, und allmählich stecken wir so fest zwischen den Bäumen, dass es schließlich weder vor noch zurück geht. Wir sitzen fest.

Mühsame Arbeit folgt. Wir müssen die Bäume, die uns den Weg versperren, fällen. Zu Fuß machen wir uns auf die Suche nach einem Durchgang. Nach langer Zeit brechen wir irgendwie durch das Astgeflecht. Das dornige Dickicht, das vom fahrenden Wagen zur Seite gebogen wurde, zerfleischt uns blutig im Gesicht, an den nackten Knien und Armen und reißt unsere ohnehin schon abgenutzten Kleider in Fetzen.

Als wir uns aus dem Wald herausgearbeitet haben, bricht die Nacht über uns herein. Glücklicherweise finden wir genau in diesem Moment eine alte Autospur. Darauf kommen wir nun zügig voran.

Es ist eine eiskalte, stürmische Nacht, als im Schein einiger flackernder Lampen N a r o k auftaucht. Wir halten außerhalb der Ortschaft, laden ab, und während unsere Leute das Lager aufschlagen, bringe ich István zum Arzt. Die Siedlung besteht aus insgesamt nur vier oder fünf Häusern, die jedoch nicht nebeneinander, sondern weit verstreut auf verschiedenen Hügelkuppen erbaut wurden. Natürlich finde ich das Haus des Doktors erst im allerletzten. Mit dem Wagen kann man nicht hinfahren; er hat seinen Hof mit einer hohen Dornenhecke verbarrikadiert. Ich stolpere in der Dunkelheit umher und finde schließlich die Gartentür. Sie ist verschlossen. Ich muss drüberklettern. Wütende Komondore stellen sich mir in den Weg, ich kann sie kaum mit dem Stock von mir fernhalten. Aber zumindest wecken sie die Bewohner auf. Eine weibliche Gestalt tritt mit

einer Laterne in der Hand aus der Tür. Die Frau des Doktors. Ich erkläre, weshalb ich hier bin. Man empfängt uns freundlich, die wütenden Hunde werden zurückgepfiffen...

... Wir stützen István und den vom Panther gebissenen Mann hinein. Beide schüttelt der Frost jämmerlich. Wir treten in ein freundliches kleines Zimmer. Ein behagliches Feuer knistert im Lehmkamin. István wird auf den Divan gelegt, man bringt ihm Tee. Der Arzt ist nicht zu Hause. Seine Frau schickt eine Nachricht nach ihm; er befindet sich drüben auf dem anderen Hügel beim Bezirkskommandanten zum Kartenspiel. Während wir warten, stolpert auch Stub aus der Dunkelheit herein. Wir sehen aus wie die Räuber. Fast schämen wir uns, in den Sesseln Platz zu nehmen und nach dem Essen zu greifen, das die Hausherrin uns anbietet.

Die Frau Doktor – eine etwa vierzigjährige, von der Tropensonne ausgetrocknete, hager anglo-britische Frau – hält uns ordentlich mit Reden bei Laune. Schnell erzählt sie, dass sie seit drei Jahren in diesem gottverlassenen Nest lebt. Dass sie den Aufenthalt hier hasst und kaum erwarten kann, dass ihr Mann irgendwohin versetzt wird. Dass sie zuvor in Hongkong (China) gelebt haben und dass es dort besser war. Es gab Post, Telegrafen, Kino, Gesellschaft. Hier aber gibt es außer ihr keine weiße Frau. Die anderen drei Beamten sind ledig. Dass es eine Tagesreise mit dem Auto nach N a i r o b i ist und sie nur dorthin gelangt, wenn zufällig ein dorthin fahrendes Automobil hier vorbeikommt. Dass sie sich seit fast einem halben Jahr nicht mehr von hier fortbewegt hat; wenigstens die Haare könnte sie sich schneiden lassen, die ihr schon bis zu den Schultern reichen...

Hundegebell und Geschrei sind zu hören. Der Doktor trifft ein.

Ein kleines, kahlköpfiges Männchen tritt ins Zimmer. Sein blinzelnder Blick und seine stotternde, schluckaufartige Stimme verraten, dass er wohl ordentlich tief ins Glas geschaut haben muss. Er erklärt, dass er zuallererst eine Blutuntersuchung durchführen wird, da der Malariabazillus im Blut eindeutig nachweisbar sei. Dreimal sticht er daneben, bis er Istváns Fingerspitze mit der Nadel trifft. Dann lässt er sich auf alle Viere nieder und kramt unter dem Bett ein uraltes, staubbedecktes Mikroskop hervor, mit dem er Istváns Blut untersucht. Doch sein Kopf schwankt so sehr, dass sein Auge einfach nicht über der Linse verweilen will.

Aber er lässt sich nicht beirren. Kurz darauf stößt er hervor, dass kein Malariabazillus im Blut sei, István also – Typhus habe!

- „The man's got typhoid“ – lallt er – „and that's that.“ (Der Mann hat Typhus – Punktum.)

István und ich tauschen Blicke aus. Das Urteil des Doktors beeindruckt uns nicht sonderlich. Wir nehmen den kleinen betrunkenen Greis nicht ernst. Jedenfalls müssen wir abwarten, bis er wieder nüchtern ist.

... Er hat ein leeres Zimmer, das er uns gerne zur Verfügung stellt. Die Wände des Zimmers sind aus unverputztem Lehm, die Decke ist eingestürzt, der Mond schaut hindurch. Hier betten wir István. Wenn es nur nicht anfängt zu regnen, sonst wird seine Unterkunft wahrlich zum Schwimmbad.

Ich kehre zu meinem Zelt zurück, das unsere Leute inzwischen aufgestellt haben. Ich campe etwa zehn Minuten vom Haus des Doktors entfernt am Bach. Das Wetter ist schrecklich kalt geworden, ein scharfer Wind pfeift. Das Thermometer zeigt gerade mal 7 Grad Wärme, aber ich friere mehr als zu Hause bei der gleichen Gradzahl unter Null. Um

riesige Scheiterhaufen kauern die Schwarzen. Bei den meisten ist nicht einmal der Scheitel unter ihrer Decke zu sehen.

16. Jan., Camp Narok

Im Morgengrauen bricht Stub mit dem Auto auf, um unsere im letzten Lager zurückgelassenen Leute nachzuholen.

Oroszláncsalogató zebrát «kocsikáztatunk» 119. old.

Camp «Logitua» körüli táj

Ich eile zu István. Er ist mit seiner zugigen Behausung sehr zufrieden. Er verzehrt das von der Frau Doktor zubereitete Frühstück mit gutem Appetit, aber sein Fieber ist immer noch hoch. Der Arzt, der im nüchternen Zustand genauso unbeholfen ist wie im alkoholisierten, hält an seiner gestrigen Behauptung fest. István sei am Typhus erkrankt, was seiner Meinung nach im besten Fall noch zwei Wochen dauern wird. Davon, István weiterzutransportieren, will er nichts hören. Es ist jedoch unmöglich, dass ich ihn diesem trunksüchtigen Doktor überlasse. Er muss so schnell wie möglich ins Krankenhaus nach N a i r o b i gebracht werden, um unter verlässliche Behandlung zu kommen. Sobald also unser Wagen zurückkehrt (wir erwarten ihn für morgen Abend), fahre ich nach N a i r o b i, um mit dem Chefarzt Dr. Jewell das weitere Vorgehen zu besprechen. Wenn er den Transport gutheißt, werde ich einen komfortablen Personenwagen mieten und damit István abholen. Denn unser Lastwagen rüttelt entsetzlich, kommt nur langsam voran und erreicht Nairobi nicht unter sieben bis acht Stunden; während man mit einem guten PKW in fünf Stunden dort sein kann. Sollte Dr. Jewell ebenfalls gegen die Weiterreise sein, ist es meine feste Absicht, ihn hierher zu bringen. Istváns Zustand beunruhigt mich so sehr, dass ich dieser ständigen Ungewissheit und dem Aufschub ein Ende setzen muss. Unsere weiteren Pläne sind nun völlig illusorisch geworden. Solange István nicht genesen ist, werde ich nirgendwohin gehen.

Ich habe auch die anderen Bewohner der Siedlung kennengelernt. Außer den Doktors wohnen hier noch der Bezirkskommandant, wie man ihn hier nennt, der „D.C." (District Commissioner), sein Stellvertreter, der „A.D.C." (Assistant District Commissioner) und der „Volkslehrer" (schoolmaster). Jeder in einem eigenen kleinen Häuschen inmitten eines selbst angelegten Blumengartens. Die Häuser sind aus Lehm gebaut, die meisten Zimmer haben nicht einmal einen Fußboden, die Wände sind mit von Mohren geflochtenen Matten verkleidet. Aber ein ordentlicher Kamin findet sich in jedem Haus. Tierhäute, Hörner, einheimische Waffen und einige englische Sportbilder aus der Heimat schmücken die freundlichen Behausungen.

Zu jeder Mahlzeit bin ich bei einem von ihnen eingeladen. Heute Abend habe ich beim „D.C." gegessen. Major Dawson ist ein äußerst freundlicher, sympathischer Mann. Ein Bein wurde ihm im Krieg weggeschossen, aber er benutzt seine Prothese so geschickt, dass ich es gar nicht bemerkt hätte, wenn er es nicht selbst erwähnt hätte. Er kann sogar reiten und hat neulich in N a i r o b i sogar ein Poloturnier gewonnen – einbeinig.

Auch mit Roach, dem „Volkslehrer", habe ich mich sehr angefreundet. Vor einem halben Jahr war dieser kaum zwanzigjährige junge Mann noch Student an der Universität Cambridge; nun besteht seine Aufgabe darin, den Schwarzen der Siedlung verschiedene einfachere Handwerke, Spiele und Sportarten beizubringen. Im Dienste der englischen Regierung gibt es Unmengen solcher „Kulturapostel" in den Kolonien. Sie leisten weitaus erfolgreichere Arbeit als die oft scheiternden Missionare.

Ich beneide die hier stationierten Weißen nicht um ihr Los! Es muss ein seelenmordendes Leben sein, ähnlich einer Verbannung; man kann schwermütig oder wunderlich werden, wenn man es jahrelang fortsetzt. Von Major Dawson hörte ich zum Beispiel, dass er sich abends in einen Smoking wirft, als wäre er zu Hause in London. Sein einsames Abendessen wird auf einem aus der Heimat mitgebrachten Silbertablett serviert, das der Major täglich im Smoking in seiner fernen afrikanischen Lehmhütte verzehrt. Und all das tut er nicht aus Hochmut oder Prahlerei, sondern um sich „gegen die völlige Verwilderung zu wehren!" „Heute habe ich einen guten Tag", sagte er, als ich bei ihm eintrat, „zu Ehren meines Gastes kann ich eine Ausnahme machen, heute muss ich keinen Smoking anziehen!"

In ihrer Verlassenheit und ihrem Gram trinken sie sich oft auch zugrunde. Ein typisches Beispiel dafür ist der hiesige Doktor. Mangels Patienten (nur ein paar Schwarze lungern vor seinem aus Schilf errichteten „Krankenhaus“ herum) verbringt er seine freien Stunden beim „Kummervergesser“.

Tagsüber verträgt man hier das Trinken von Alkohol kaum. Der Schlagfluss könnte einen treffen. In den Tropen beginnt man erst mit Sonnenuntergang mit dem Zechen. Der S u n d o w n e r spielt eine große Rolle im Leben jedes englischen Kolonisten. Dies ist der erste D r i n k des Tages. Er besteht aus zwei, drei oder vier Whiskys, je nach Fassungsvermögen des Einzelnen. Man kommt mal bei dem einen, mal bei dem anderen zum S u n d o w n e r zusammen. Am Abend trollt sich dann jeder, bereits ziemlich angeheitert, nach Hause. Ihr Abendessen nehmen sie in ihrer häuslichen Einsamkeit ein, und was das Seltsamste ist: dabei trinken sie ausschließlich Wasser! Aber nach dem Essen kommen sie bald wieder zusammen, zu den sogenannten s h o r t d r i n k s. Das sind Schnäpse. Und zwar „kurze“, weil man sie aus kurzen Gläsern trinkt. Danach folgen fortlaufend die verschiedenen l o n g d r i n k s, aus den ihrem Namen entsprechenden langen Gläsern. Gegen Mitternacht beginnt man, sich gegenseitig nach Hause zu begleiten. Wer nach Hause begleitet wurde, hält die anderen auf ein, zwei Abschieds-D r i n k s fest, nach deren Beendigung man zum nächsten Begleitenden für einen neuen D r i n k weiterzieht. Dabei kommt natürlich auch der zuvor Heimgeleitete wieder mit, sonst gäbe es ja niemanden, der weiter trinkt! Gegen Morgengrauen stolpert dann schließlich jeder irgendwie nach Hause. Es muss ein schreckliches Leben sein!

17. Jan., Camp Narok

Nach einer eisigen Nacht krieche ich erstarrt aus meinem Zelt. Ich suche István auf, den ich in guter Stimmung, aber in ständigem Fieberzustand vorfinde. Es ist nach elf Uhr, aber ich warte immer noch darauf, dass die Luft sich erwärmt, damit ich baden kann. Das Wetter ist trübe, der Wind weht. Meine im Freien stehende Leinwandbadewanne ist in solchen Momenten nicht gerade verlockend. Ich helfe mir damit, dass ich auf beiden Seiten Feuer entzünden lasse.

Für den Abend hoffe ich auf Stubs Rückkehr, damit ich morgen früh mit dem Wagen nach N a i r o b i aufbrechen und Istváns weiteres Schicksal regeln kann. Roach, der „Volkslehrer“, hat István eingeladen, bei ihm zu wohnen. Wir haben seine Gefälligkeit mit Freude angenommen, da Roach' Haus viel komfortabler ist als das des Doktors.

18. Jan., Camp Narok

Im Morgengrauen zeigte das Thermometer in meinem Zelt nur 4 Grad Wärme! Immer wieder weckte mich die Kälte auf. Sobald es hell wurde, brach ich bereits auf, dennoch wurde es zwei Uhr nachmittags, bis ich in N a i r o b i ankam. Ich fuhr sofort ins Krankenhaus, aber Chefarzt Jewell war nicht zu Hause; erst spät am Abend gelang es mir, ihn zu finden. Seiner Meinung nach kann ich István beruhigt herbeischaffen. Auch er empfiehlt nicht, ihn bei dem naroker Arzt zweifelhaften Rufes zu lassen. Ich versprach Jewell, dass wir übermorgen hier sein werden.

19. Jan., Nairobi, The Norfolk Hotel

Es gelang mir, den komfortablen Buick eines Bekannten namens Baring zu mieten. Damit fahren wir raus, um István zu holen. Dieser Baring war früher ebenfalls ein Berufsjäger,

ein Kollege von Stub. Jetzt ist er Gastwirt hier in Nairobi. In sechs Stunden erreichten wir N a r o k. Wir aßen alle zusammen bei Istváns Gastgeber Roach zu Abend. Später kamen sogar die Nachbarn herüber, zusammen mit dem Doktor, der nach seiner Gewohnheit bereits ziemlich „eingenommen" eintraf. Als ich ihm mitteilte, dass wir István morgen nach Nairobi bringen werden, protestierte er empört. Er erklärte, dass das Fieber des Patienten unerwartet in die Höhe geschnellt sei (was natürlich nicht wahr war), dass ihn aller Anzeichen nach ein mit Magengeschwüren komplizierter Typhus quäle, ja sogar eine Schlafkrankheits-Infektion halte er nicht für ausgeschlossen. Den Abtransport lehne er daher aufs Entschiedenste ab; die lange Autofahrt könne für den Patienten fatal sein, für den er allein die Verantwortung trage.

Es war leicht, den Schwindel zu durchschauen. Der arme Kerl war froh, dass er endlich einen Patienten hier mitten in der Wildnis gefunden hatte. Den lässt er nicht entwischen, dachte er, bis er an ihm verdient hat, was er in seiner langen, untätigen Einsamkeit versäumt hatte. Als er sah, dass wir unnachgiebig blieben, wollte er mir unter allen Umständen die Verantwortung zuschieben. Schließlich schlug er vor, dass er uns unbedingt begleiten werde, falls man dennoch auf dem Transport bestehe.

- „Vielen Dank für Ihre gute Absicht, Herr Doktor", sagte ich, „die wir jedoch als persönliche Gefälligkeit betrachten, nicht aber als ärztliche Behandlung."

Als Dr. Peterson – so heißt unser Freund – dies hörte, rückte er sogleich von dem Gedanken der Begleitung ab und ertränkte seinen Ärger in einer verdoppelten Whiskyration.

... Wir unterhielten uns noch lange am Kaminfeuer. Um das Haus bellten Schakale, heulten Hyänen.

- „Letzte Woche hat die in der Ecke meines Gartens aufgestellte Falle einen Panther gefangen", sagte Roach, „auch Löwen kommen oft um mein Haus herum."

Er sprach davon, wie man bei uns über einen Iltis spricht, der den Hühnerstall plündert. Dann füllte er unsere Gläser noch einmal, zog das Grammophon noch einmal auf. Doch der Doktor hörte schon nicht mehr zu. In das Klopfen der Trommeln von den Hütten der Eingeborenen schnitt eigentümlich das immer wieder aufschreiende Geheul der Hyänen hinein…